Bild
1813

HANS KLOTZ
BUCHBINDEREI
AUGSBURG

Der Schutzgeist

oder

Führer und Begleiter der Jugend.

Ein

Bildungs- und Unterhaltungs-Buch

in einer

auserlesenen Sammlung

lehrreicher Fabeln, Gedichten, Liedern, Legenden, Parabeln, Denksprüchen, Anekdoten, Mährchen und Erzählungen aus dem Menschenleben, so wie aus der Natur- und Völker-Geschichte.

Herausgegeben

von dem

Verfasser des christlichen Familien-Tempels.

In 52 Lieferungen mit mehr als 150 Vignetten.

Augsburg, 1839.

In J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

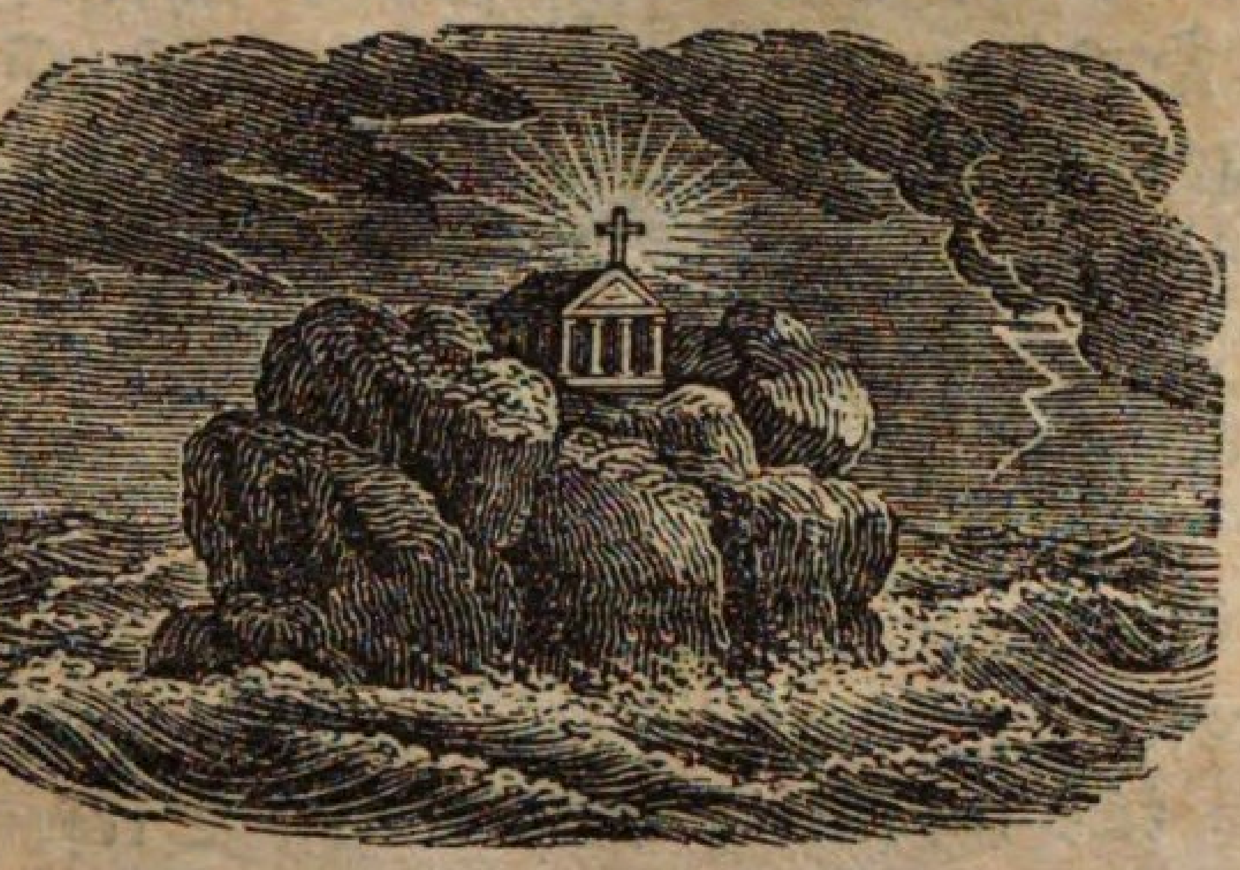
Der Schutzgeist
oder
Führer und Begleiter der Jugend.

Ein
Bildungs- und Unterhaltungsbuch
in
lehrreichen Fabeln, Gedichten, Liedern, Legenden, Parabeln, Anekdoten, Mährchen und Erzählungen aus dem Menschenleben, so wie aus der Natur- und Völker-Geschichte.

Erste Lieferung.

Das Kirchlein am See.

Gedicht 1.



Der See ist still, die Woge flimmert
Darüber zieht ein schwanker Kahn,
Er rudert nach der Bucht hinan,
Wo auf dem Riff' ein Kirchlein schimmert.

Der Pilger in dem morschen Kahne,
Sehnt sich nach Trost, sehnt sich nach Licht,
Denn, ach! sein Leben gab's ihm nicht;
Er wallet auf bedornter Bahne. —

Da drüben in dem Kirchlein schallet
Gar treu und lauter Gottes Wort,
Drum eilt er hin zum stillen Port —
Er hört, sein Herz in Andacht wallet!

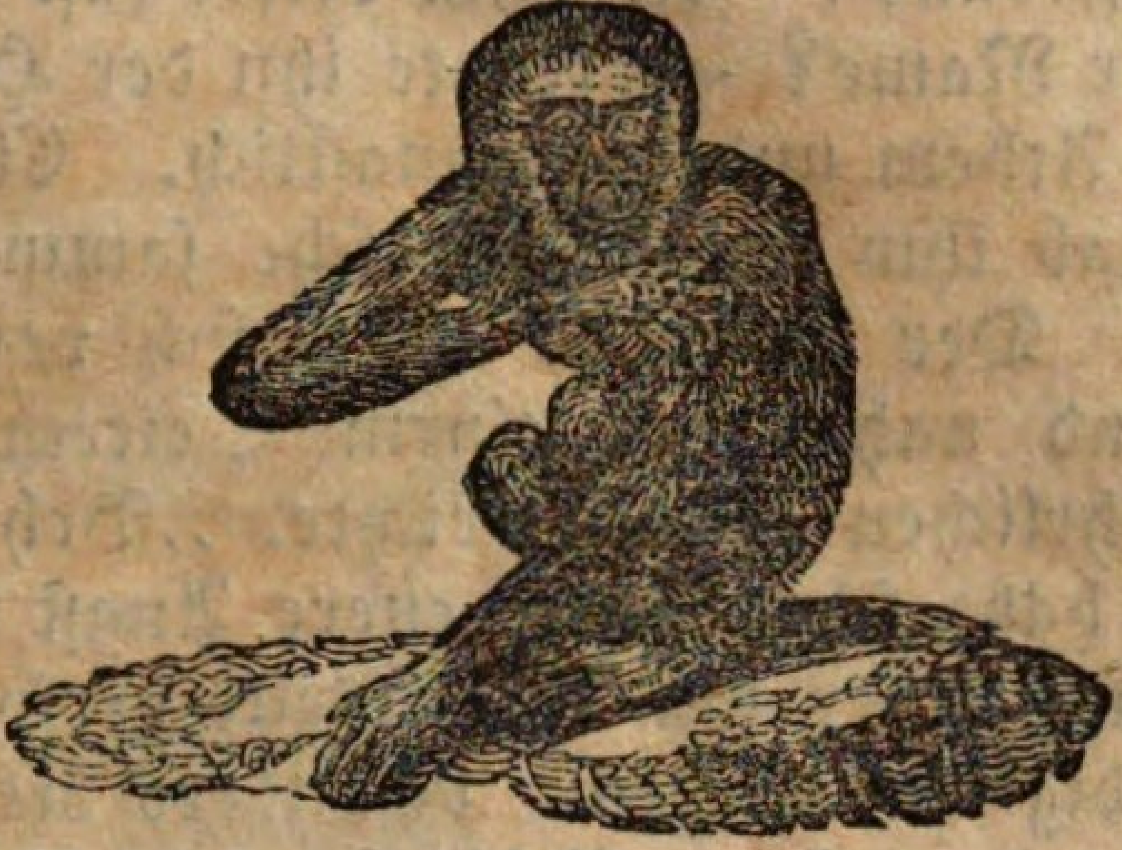
Philippine Welser.

Erzählung 1.

Philippine Welser war die Tochter Franz Welsers, aus einem alten adelichen Geschlechte zu Augsburg, welcher in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts lebte. Die Geschichtschreiber ihrer Zeit können nicht genug rühmen, was für ein schönes und reizendes Frauenzimmer Philippine gewesen sey. Aber mit ihrer ausgezeichneten Schönheit verband sie auch Schönheit des Geistes, nemlich großen Verstand, ungeheuchelte Frömmigkeit und ein edles Herz, weshalb sie von allen, die sie kannten, geschätzt und verehrt wurde. Als nun einst zu Augsburg ein großer Reichstag gehalten wurde, so wurden von Seite des Senats dieser Stadt, zu Ehren der anwesenden Fürsten und anderer hoher Herrschaften, Lustbarkeiten mancherlei Art, und unter andern auch zum öftern große Bälle veranstaltet, auf welchen sich die vornehmsten Personen beiderlei Geschlechts einfanden. Hier lernte der Erzherzog Ferdinand von Oestreich, ein Sohn des römischen Königs und nachmaligen Kaisers Ferdinand des Ersten, Philippinen kennen und ward von ihrer hohen Schönheit so sehr bezaubert, daß er ihr seine Liebe erklärte. Philippine, ob sie gleich den Erzherzog selbst heimlich liebte, erwiderte ihm, ihren tugendhaften Gesinnungen gemäß, sie könne ihre Liebe nur demjenigen schenken, der sie als Gemahl heimführen werde. Ferdinand wurde durch diese Erklärung mit der größten Hochachtung gegen Philippinen erfüllt und weil seine Liebe zu ihr wirklich aufrichtig und von edlerer Art war, so beschloß er sich mit ihr heimlich zu vermählen, da wegen des großen Abstandes der Geburt die Einwilligung seines Vaters durchaus nicht zu hoffen war. Ferdinand ließ sich daher mit Philippinen, in Gegenwart mehrerer Zeugen aus den vornehmsten Ständen, in der Stille trauen. Als König Ferdinand sein Vater, hievon Nachricht erhielt, gerieth er in heftigen Zorn und ließ die Ehe seines Sohnes mit der Welserin für ungültig erklären. Dieser harte Beschluß störte jedoch das Glück der treuen Ehegatten nicht im Mindesten und sie lebten fast zehn Jahre in stiller Zurückgezogenheit nur für sich und ihre Kinder. Eines Tages verbreitete sich das Gerücht, König Ferdinand werde nicht weit von dem Aufenthalte Ferdinands und seiner Gemahlin vorbeireisen. Philippine, stets bekümmert, die Liebe ihres Schwiegervaters entbehren zu müssen, machte sich sogleich auf den Weg, warf sich dem König bei seiner Durchreise zu Füßen, überreichte ihm eine Bittschrift und begleitete solche mit so ehrerbietigen und eindringenden Vorstellungen, daß der König, innig gerührt von ihrem edlen Betragen, allen Groll vergaß, seine vorigen Befehle widerrief und die Ehe seines Sohnes zwar nicht für standesmäßig, doch für rechtgemäß erkannte, wobei er verordnete, daß sich dessen Kinder Markgrafen von Burgau nennen und schreiben sollten. Voll Vergnügen über die Aussöhnung mit seinem Vater durchlebte nun Ferdinand mit seiner Gemahlin, welche nach dem Tode des Königs mit kaiserlicher Bewilligung den Titel einer Markgräfin von Burgau, Landgräfin zu Nellenburg und Gräfin zu Hochenberg führte, noch viele Jahre im Genuß des reinsten Familienglückes.

Der Affe und der Fuchs.

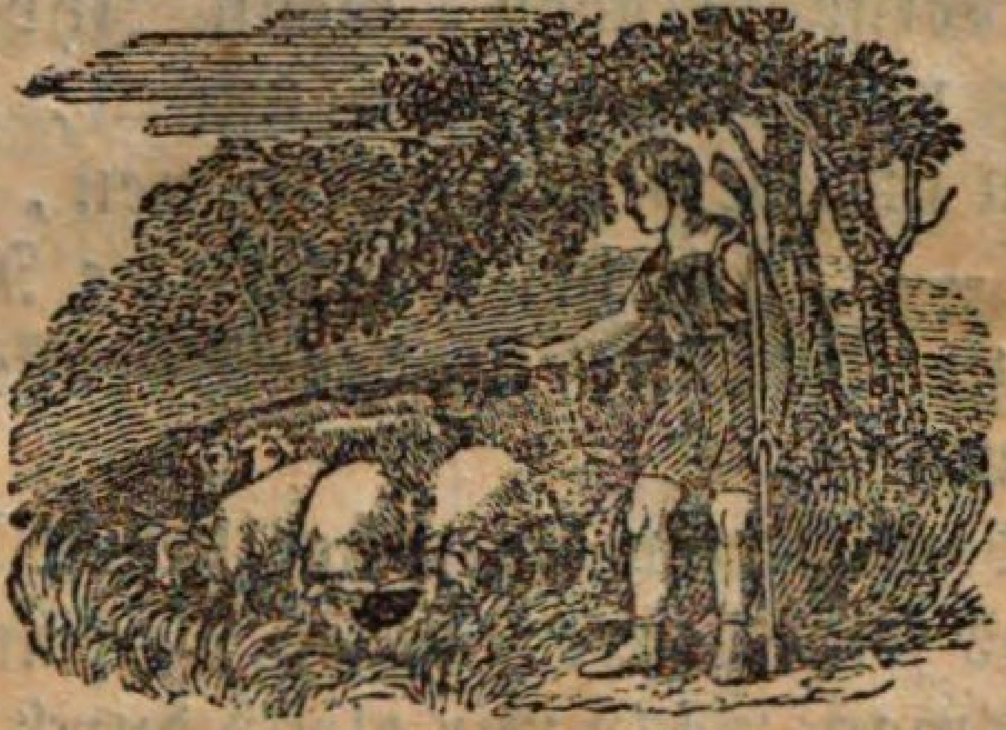
Fabel 1.



Bewundre mein Talent; so sprach
Der Affe zu dem Fuchs; ich ahme die Gebärden
Von allen Thieren nach. — Ahmt auch ein Thier auf Erden. —
Versetzt der Fuchs, den Affen nach?

Der ehrliche Hirt.

Erzählung 2.



Schon neigte die Sonne sich gegen Westen und verlängerte mehr und mehr den Schatten der Bäume ringsumher, als Claude Rougemont (Klod Ruschmohn) ein armer Hirt zu Brienne in Champagne (Schampain) einer französischen Herrschaft, die ihres köstlichen Weines wegen berühmt ist, seine Heerde friedlich an der Landstrasse weidete. Da kam ein Handwerksbursche auf ihn zu, der ganz unfreundlich, ohne zu grüßen, an ihm vorüberging. Nach einer Weile brach auch Claude auf, seine Schafe zur Stadt zu führen; sein Hund trieb auf ein gegebenes Zeichen die Zerstreuten zusammen, und er schritt langsam auf der Landstraße hinter dem Zuge her. Plötzlich sah er hier etwas Glänzendes liegen, hob es auf, und fand eine große Brieftasche. Neugierig öffnete er selbe, und entdeckte darin, außer mehreren anderen Briefschaften, auch einen Wechsel von 200 Thalern, in Straßburg zahlbar. Aus der dabei liegenden Kundschaft ersah er zugleich den Namen des Besitzers, Franz Wildrose, aus Colmar im Elsaße, wo Straßburg die Hauptstadt ist, gebürtig. Da lachte Claude bei sich, und dachte: „Was gilts, die hat sicher jener wandernde Handwerksgeselle hier verloren! Zwar ist er recht unhöflich, sagte mir nicht einmal guten Abend; aber ich will ihm doch nicht sein Eigenthum vorenthalten; ehrlich seyn, ist gar so schön.“ — Sogleich gab er seinem Hunde den nöthigen Wink zur Bewachung der Heerde, und wollte eben, als diese den Schritt eingestellt hatte, sich auf den Weg machen, als er Jemanden die Landstraße herauf in raschem

Laufe sich entgegen kommen sah. Es war eben der Gesell, dem er nachzugehen im Begriffe war. „Habet Ihr nicht eine Brieftasche gefunden, guter Freund?“ rief ihm dieser fast ganz erschöpft schon von ferne zu. Wie ist euer Name? — fragte ihn der Hirt. „Franz Wildrose“ — rief dieser außer Athem und ganz ängstlich. Claude schritt dem Beängstigten entgegen, und gab ihm die Brieftasche sammt ihrem Inhalte, wie er sie gefunden hatte. Der Fremde, außer sich vor Freude, nahm die Brieftasche, öffnete sie, und nahm aus einem Seitentäschchen einen goldenen Ring den er dem ehrlichen Hirten reichte. „Behaltet euern Ring“ — sagte der Hirt — „Ihr habt schon durch euere Angst viel gelitten, und seyd nun durch eueren Rücklauf sicher um eine Meile verspätet. Wir arme Hirten halten es für Schuldigkeit, Jedem, besonders Reisenden, Dienste zu leisten! und was einmal unsere Pflicht ist, dafür muß man keine besondere Entschädigung annehmen. Aber eine Lehre, guter Freund, möget ihr von einem einfachen Hirten wohl annehmen, die darin besteht: grüßt andere ehrliche Leute, denen Ihr begegnet, in Zukunft; Ihr könnt nicht wissen, ob dieselben Euch nicht einst Dienste zu leisten vermögen.“

Der Fremde schämte sich, drückte dem ehrlichen Hirten die Hand, und bat um Verzeihung wegen seiner Grobheit. Darauf zeigte Claude dem Wanderer einen Feldweg, und sagte: der wird Euch noch vor einbrechender Nacht sicher in die Herberge bringen, wenn Ihr hurtig lauft. „Euern Namen, braver Hirte, muß ich vorher wissen, sagte der Fremde, um meinen Landsleuten sagen und beweisen zu können, daß auch in Frankreich ehrliche Hirten wohnen.“ — „Ich heiße Claude Rougemont, erwiderte der Hirte, und wohne zu Brienne in der Straße la vide Nicoline, und nun geleit' Euch der Himmel!“

Wildrose nahm von dem Hirten einen herzlichen Abschied, tief bewegt, und nie vergaß er denselben und seine Lehre: auch den Geringsten zu achten, weil auch der Geringste zu nutzen vermag, wenn wir gleich durch Bildung weit voran sind.

Die Seelenruh'.

Gedicht 2.

Die Du herab von Sternen weh'st,
Still heiter auch in Stürmen geh'st,
Durch Nacht und Täuschung leite Du
Als Schutzgeist mich, o Seelenruh'!

Was geben Krösus Schätze mir,
Entfernten sie mich, ach! von Dir?
Bewölkt sich Deines Auges Glanz,
Was frommt mir dann der schönste Kranz?

O lichter Engel, läch'le Du
Mir, wo ich wand'le, Frieden zu!
Vor Deinem Blick' flieh' Angst und Schmerz!
Den Himmel strahl' er in mein Herz;

Der Schutzgeist enthält 52 Lieferungen mit mehr als 150 Vignetten, wovon vom 1sten August 1838 wöchentlich 1 Lieferung in der Schlosser'schen Buch- und Kunsthandlung in Augsburg erscheint. Die Lieferung kostet auf schönes Velin-Papier mit 3 bis 4 schwarzen Vignetten nur 1 Kreuzer, mit illuminirten Vignetten aber 2 kr., und ist sowohl einzeln hier als auch monatlich oder vierteljährig in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben. Titel und Inhalt folgen am Schluß.

Verlag der J. A. Schlosser'schen Buch- und Kunsthandlung.

Der treue Hund.

Lied 1.

Wie wird der treue Hund geliebt,
Dem man so gern sein Futter gibt.
Fürwahr, er gleichet einem Freund,
Der's ehrlich, redlich mit uns meint.

Gehorsam ist er, und auf's Wort
Kömmt er herbei, läuft wieder fort.
Er thut, was ihm sein Herr gebeut,
Stets willig, ohne Widerstreit.

Wie dankbar ist der gute Hund!
Hätt' er zum Sprechen einen Mund,
Und könnt' er uns gefällig seyn,
Des Hundes Dank würd' uns erfreu'n.

Der munt're, treue Hund bewacht
Den Menschen in der finstern Nacht,
Der oft in Noth und in Gefahr
Des Unglücksvollen Retter war.

Die Falschheit soll mich nie entehren,
Was redlich ist, sollst du mich lehren,
Du treuer Hund.
Gehorsam üb' ich in der Jugend,
Er führt zum Glück, zu jeder Tugend.
Ja, dankbar will ich Alle lieben,
Die Güt' und Wohlthun an mir üben.
Mit Vorsicht will ich wachsam seyn,
Und naht Gefahr, von fern sie scheu'n.

Der dankbare Jude.

Erzählung 3.

In einem Kriege der Russen mit den Türken ritt der russische Lieutenant Rose, ein geborner Deutscher, nach einem Treffen bei Chokzim, mit einem Haufen Dragoner auf Fütterung aus, und hörte aus einem nahen Graben, der sich an einem Walde hinzog, eine klagende Stimme. Theils

aus Mitleid, theils aus einer im Kriege sehr nöthigen Vorsicht, ließ er zwei seiner Reiter absitzen, um zu untersuchen, ob es Freundes- oder Feindes-Stimme sey. Ein laut schallendes Gelächter, das die Dragoner bei ihrer Ankunft am Graben erhoben, bewog ihn, hinzueilen. Hier sah er nun einen alten türkischen Juden, ehrwürdig anzusehen, und auf seinem Gesichte unverkennbare Züge der Redlichkeit ausgedrückt. „Helft mir! rief ihm der Jude in polnischer Sprache zu, helft mir, daß ich doch wenigstens ruhig sterben kann!" Rose machte dem noch immer fortdauernden Gelächter seiner Dragoner durch derbe Zurechtweisung ein Ende, und fragte hierauf den Juden: wie er in diesen Graben gekommen sey. Der Jude bat nun vor allem, ihm heraus zu helfen. Als dieses geschehen war, erzählte er, daß er dem türkischen Heere gefolgt, vorigen Tages, nach geendigtem Treffen, aber von einigen nachsetzenden russischen Reitern verwundet worden, und aus Furcht in diesen Graben geflüchtet sey, wo ihn aber Schmerz und Blutverlust gehindert hätten, sich wieder heraus zu helfen.

Einige Dragoner meinten, man müsse, wie sie sich ausdrückten, den alten Hund zusammenhauen, und da Rose aus Unwillen über die Gefühllosigkeit dieser Menschen einige Augenblicke schwieg, waren schon einige Säbel gehoben, den abscheulichen Vorsatz auszuführen; als auf einmal Rose mit drohender Stimme rief: „Wer es wagt, dem alten Mann das geringste Leid zuzufügen, dem schieße ich augenblicklich eine Kugel vor den Kopf!" Er ließ herauf durch zwei Dragoner, die er für die menschlichsten hielt, den Juden in's Lager und zwar in sein eigenes Gezelt bringen, wohin er, nach Verrichtung seiner Geschäfte, selbst eilte, und den Greis verbunden, gestärkt, und in Freudenthränen über seine Rettung traf. „Herr, rief er dem Eintretenden entgegen, Sie haben viel an mir gethan; wie kann ich es vergelten?"

Der Edle lehnte jeden Dank ab, sammelte Geld für den Beraubten, und schickte ihn, um seine völlige Genesung abzuwarten, nach Kaminieck. Unter tausend Segenswünschen verließ ihn der Jude, und Rose fühlte sich durch das Bewußtseyn, eine edle That ausgeübt zu haben, glücklich.

Das Heer rückte jetzt tiefer in das türkische Gebiet ein, und Rose bewies sich bei jeder Gelegenheit als einen tapferen Krieger, aber auch zugleich als einen warmen Menschenfreund, als einen Beschützer wehrloser Unschuld. Sein Betragen blieb nicht unbemerkt. Er erndtete gerechtes Lob; und es war eben an dem, daß er zu einer bedeutenden Charge vorrücken sollte, als ein Zufall alle seine schönen Hoffnungen vereitelte. Bei einem Angriffe der Türken ward er, ungeachtet des heftigsten Widerstandes, von dem überlegenen Feinde zum Gefangenen gemacht.

Das Schicksal derjenigen, welche das Unglück haben, in die türkische Gefangenschaft zu gerathen, ist traurig. Gewöhnlich werden sie ihrer völligen Freiheit beraubt, und, wenn sich der Sultan dieselben nicht vorbehält, an die Meistbietenden verkauft, denen sie die niedrigsten und beschwerlichsten Sklavendienste thun müssen. Rose ward, nebst zehn Russen, welche seine Mitgefangenen waren, in das feindliche Lager gebracht, und dort mit niedrigen Schmähungen überhäuft. Da sich im Lager Sklavenhändler befanden, so war das Schicksal der Gefangenen bald entschieden. Sie wurden verkauft. Rose mußte schon des andern Morgens nach Adrianopel wandern. Hier wurde er an einen, zur muhamedanischen Religion übergetretenen Christen verkauft, der aber an die Grenze von Servien reisete, wo er seine Güter und seine Familie hatte. Dieser Mann, dessen Name Abdul Meleck war,

war ein falscher, hinterlistiger, tückischer, und im höchsten Grade grausamer Mann. Von Geburt war er ein vornehmer Sicilianer. Seine Lebensart hatte ihn an den Rand des Verderbens gebracht, und aus Verzweiflung war er zum muhamedanischen Glauben übergetreten. Da er die Kunst, zu heucheln, sehr wohl verstand, so hatte er das Vertrauen eines Muselmannes erschlichen, der ihn an Kindes Statt angenommen, und zum Erben seines Vermögens eingesetzt hatte. Anfangs fand unser Gefangener, der ziemlich gut italienisch sprach, und von den Pferden, der Lieblingsleidenschaft seines Gebieters, vollkommene Kenntniß hatte, nicht viele Ursache, über ihn zu klagen. Er erhielt die Aufsicht über den Stall und die Gärten. Da aber einst eines seiner Lieblingspferde, jedoch ohne Rose's Schuld, gefallen war, ließ ihn sein Herr achtundvierzig Stunden in einen engen Kerker, bei der elendesten Nahrung, und mit schweren Ketten beladen, einsperren. Er nahm ihm hierauf die Aufsicht über den Stall, und verdammte ihn zu der beschwerlichsten Garten= und Feldarbeit. Jetzt erst fühlte der Unglückliche das Drückende seines Standes in vollem Maße, und mußte bei dem geringsten Versehen die härteste Behandlung erwarten.

Indessen war ein anderer russischer Offizier ebenfalls in türkische Gefangenschaft und in Abdul Melecks Gewalt gerathen. Er hatte das Schicksal seines Kriegsgefährten entdeckt, und gemeinschaftlich mit ihm einen Plan zur Flucht entworfen. Schon waren sie im Begriffe, zu entfliehen, als ihr Plan entdeckt ward. Die Folge davon war: daß beide mit Ketten beladen, und in zwei aneinander stoßende Gemächer zur Verwahrung gebracht wurden. Ihr Schicksal war nun ärger, als je. Ihr einziger Trost bestand darin, daß sie sich, wenn ringsum nächtliche Stille herrschte, durch die Wände ihre Leiden wechselweise klagen konnten. So waren acht lange, jammervolle Tage verschwunden, als auf einmal Rose umsonst seine Leiden den kahlen Wänden klagte. Er erhielt keine Antwort mehr, und mußte daraus schließen, daß seines Freundes Schicksal eine andere Wendung genommen. Dieß erfüllte seine Seele mit schrecklichen Ahnungen wegen seines Looses. Alle Fragen, die er an die Sklaven, welche ihm sein Essen brachten, that, wurden mit einem finstern Stillschweigen beantwortet.

Als er nun eines Tages, in tiefe Melancholie versunken, in seinem Kerker saß, und keinen einzigen tröstenden Gedanken festzuhalten vermochte, trat sein Herr, von zwei Sklaven begleitet, herein, und kündigte ihm an, daß er ihn, ob er gleich den Tod verdient hätte, an einen andern Herrn verkauft habe. Man brachte ihn auch sogleich in einen Wagen, der mit der größten Schnelligkeit davon fuhr. Drei Tage dauerte die Reise, ohne daß Rose wußte, wohin sie ging. Erst am Abende des dritten Tages war das Ziel erreicht. Der Wagen hielt. Rose stieg aus, und die erste Person, die ihm in's Auge fiel, war — der Jude, dem er bei Chokzim das Leben gerettet hatte. „Dank dem Himmel," rief derselbe, „daß ich Ihnen vergelten kann, was Sie an mir gethan!" Eine Frage drängte nun die andere, und Rose war vor Entzücken ganz außer sich. Nachdem der erste Taumel der Freude vorüber war, sagte der Jude: er sey zufälliger Weise zu seinem Herrn gekommea, welcher ihm einen Offizier zum Verkaufe angeboten habe; dieser Offizier werde ihm, wie er glaube, nicht unbekannt seyn, er wolle ihn rufen. Bei diesen Worten trat er in ein Nebengemach, und kam augenblicklich wieder mit demselben zum Vorschein. Aber welches freudige Erstaunen ergriff nun Rose, als er in demselben eben den erkannte, mit

dem er in Abdul Melecks Hause den Plan zur Flucht entworfen. Durch diesen seinen neuen Sklaven, fuhr der Jude fort, habe er erfahren, daß auch ein russischer Offizier, Namens Rose, im Kerker schmachte. Da ihm der Name seines edelmüthigen Retters noch im frischen Andenken gewesen, so habe er auf der Stelle den Entschluß gefaßt, ihn zu retten. Nur unter der Bedingung, ihn an einen recht harten Herrn wieder zu verkaufen, habe Abdul Meleck ihm seinen Retter abgelassen. „So nur gelang es mir, Sie zu bekommen," schloß der dankbare Jude. Gott sey gepriesen, daß ich Ihnen habe vergelten können, was Sie an mir gethan! Nach einigen Tagen reise ich in's Lager, und nehme Sie beide mit. Mit Gottes Hülfe hoffe ich Sie glücklich zu Ihren Landsleuten zurückzubringen."

Gerührt hingen Beide an des edlen, dankbaren Greises Halse. Er brachte sie glücklich nach Buchareſt in der Wallachei, wo eine russische Besatzung lag, und es wurde ihnen schwer, sich von ihrem Erretter zu trennen. Die Erinnerung an den großmüthigen dankbaren Juden gewährte den Beiden in der Folge noch oft die seligsten Stunden.

Der Luchs und der Hirsch.

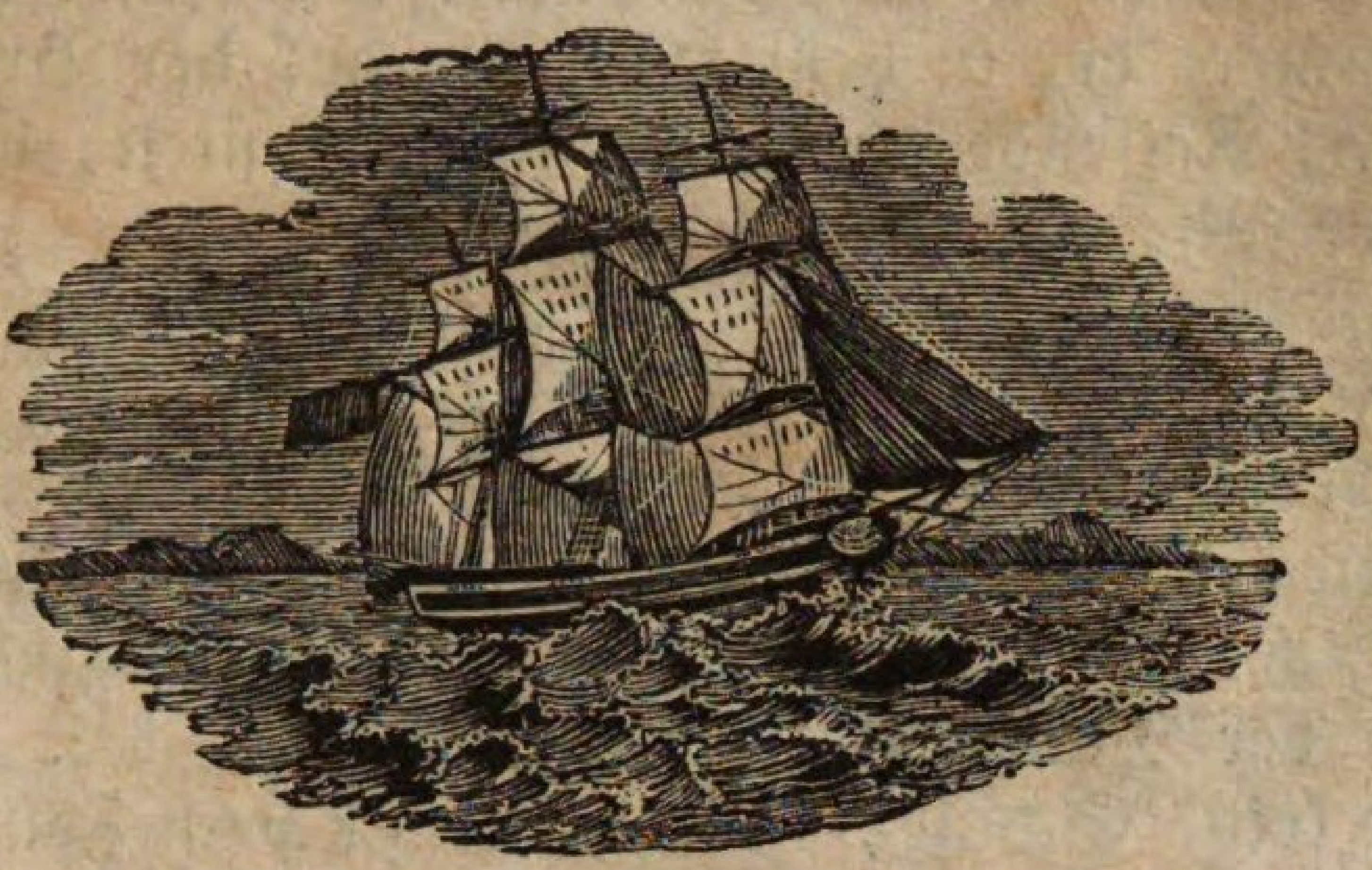
Fabel 2.

Nicht jeder Tadel, nicht jede Mißbilligung neidischer Menschen darf uns kränken, noch weniger darf man dem Neide Haß entgegen setzen. Man kann sich gewöhnlich sehr leicht beruhigen, da mancher Tadel, wenn man ihn genau betrachtet, ein Lob für uns ist.

Ein neidischer Luchs betrachtete einmal einen schön gewachsenen Hirsch sehr lange und sehr genau. Endlich rief er mit gerümpfter Nase und mit lächelnder Miene aus: Ha! er ist allerdings schön, aber seine Läufe sind doch viel zu dünne.

In der That, erwiderte der Hirsch, als man ihm die Aeußerung des Luchses wieder erzählte — jetzt erst fühle ich ganz, wie sehr ich Ursache habe, mit den Gaben der Natur zufrieden zu seyn, da selbst der Neid nur einen Fehler an meiner Gestalt zu entdecken vermag.

Der Schiffbruch.



Mitten in des Weltmeers wilden Wogen
Scheiterte das Schiff. Die Edeln retteten
Sich im Fahrzeug: „wo ist Don Alonso?"
Riefen sie; (Er war des Schiffes Priester.)

„Reiset wohl, ihr Freunde meines Lebens.
Bruder, Oheim! (sprach er von dem Borde)
Meine Pflicht beginnt, die Eure endet."

Und er eilt hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten.
Höret ihre Beichte, ihre Buße,
Ihr Gebet, und wehret der Verzweiflung.
Labet sie, und geht mit ihnen unter.

* * *

Welch ein Geist war größer? jenes Römers,
Der im Zorne sich die Wunden aufriß;
Oder dieses Priesters, der, den Pflichten
Seines Amtes treu, im Meer ersinket?

Der edle Sohn.

Erzählung 4.

In einem Winter war die Kälte so groß, daß fußdickes Eis die Flüsse und Ströme bedeckte. Als die Luft im Frühling wärmer wurde, da borst das Eis mit ungeheuerem Krachen, und große, mächtige Eisschollen schwammen auf dem Strome, die sich an einander stießen, daß es klang und schallte. An manchen Orten des Strombettes stopfte sich das Eis, bildete einen Damm gegen das Wasser, daß es anschwoll, über die Ufer stürzte, und daß eine Ueberschwemmung entstand, in der Menschen und Vieh umkamen.

Auf einer großen Brücke, fast im Mittelpunkte derselben, war ein Zollhaus erbaut, in welchem ein Einnehmer mit seiner Familie wohnte.

„Der Einnehmer, der in dem Häuschen auf der Brücke wohnte, nahm das Geld ein, was Reisende an ihn bezahlen mußten, die über die Brücke gingen, ritten oder fuhren.

Er hieß Goldschmid und war ein freundlicher, höflicher, gutthätiger und frommer Mann. Eine vortreffliche Frau war seine Gattin, in welcher die Kinder die liebevollste Mutter verehrten. Die beiden Kinder, die noch im elterlichen Hause lebten, waren wohlgerathen und fühlten sich nirgends so wohl und glücklich, als bei ihren Eltern. Die fleißige Anna nähte und spann, und stand der Mutter in der Wirthschaft bei. Karl, der jüngste Sohn, versäumte keine Schule, so entfernt sie vom Zollhause in der Stadt auch lag. Weil er ein achtsamer, stiller und bescheidener Knabe war, der viel lernte, so hatten ihn die Lehrer lieb und vor dem Schulgehen fürchtete er sich nicht, wie die faulen, unartigen Schüler.

Die Familie lebte bei ihren kleinen Einnahmen ruhig, zufrieden und von Andern geachtet. Die größte Freude der Eltern aber war ein Sohn, der in der Stadt Handlungsdiener bei einem reichen Manne war, von dem er seiner Geschicklichkeit, seiner Tugend und Artigkeit wegen, wie ein Sohn geliebt wurde. Er gab dem Jünglinge Geschenke, die mehr betrugen, als der Gehalt, was er dem Diener gelobt hatte. Wer den jungen Goldschmid näher kannte, der mußte ihn loben.

Als die Eisschollen kamen und mit Gewalt an die Brücke stießen, daß das Haus zitterte, da rieth die Frau des Einnehmers, daß sie die gefahrvolle Wohnung verlassen, und ihre Sachen mit sich nehmen wollten. Das wäre freilich daß Klügste und Beste gewesen.

Goldschmid aber sagte dagegen: „Solchen Eisgang habe ich öfter erlebt, das Haus ist stehen geblieben, und kein Unglück ist geschehen. Wer wird beim Anschein einer Gefahr sogleich verzagen! So lange es irgend gehen will, bleibe ich auf meinem Posten. Seyd doch unverzagt und traut es meiner Liebe zu, daß ich Euch keiner Gefahr blosstelle.“

Aber Alle waren in der größten Angst. Gern wären sie aus dem Hause über die Brücke nach dem Ufer hingelaufen; aber sie besorgten mit Recht, der Vater würde nicht mit ihnen gehen, und ihn, den sie so unaussprechlich liebten, hätten sie nicht verlassen, wenn sie mit ihm unter den Eisschollen im Wasser umkommen mußten.

In der finstersten Nacht geschah auf einmal ein Stoß, als ob das Haus umgestürzt und in Trümmern zerfallen sollte. Alle sanken vor Schreck nieder. Goldschmid fiel auf die Knie und betete: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Die Frau rief aus: „Herr, hilf, wir verderben!“ Die beiden Kinder zitterten, sie waren todtenblaß und konnten kein Wort sprechen.

Jetzt entstand ein furchtbares Geprassel, als ob eine Mauer einstürzte. Goldschmid sah nach und machte die traurige Entdeckung, daß in der Wand des Hauses eine große Spalte entstanden war. Als sich die Seinen deßhalb ängstigten, da tröstete er sie mit den Worten: „Beruhigt Euch, es wird nicht schlimmer werden! Das Haus steht auf starken Pfeilern von Stein, welche alle Eisschollen nicht zertrümmern können.“

„Kinder, ich bitte Euch, verzagt nur nicht, wir stehen mit unserem Leben in Gottes Hand. Wenn es für uns gut ist, wird seine Allmacht uns

retten und erhalten. Im Kriege war ich viel größeren Gefahren ausgesetzt, und seine unsichtbare Hand hat mich beschützt."

Der Einnehmer zündete jetzt eine Laterne an, um zu sehen, woher das laute Geprassel rührte. Zweimal aber blies ihm der Sturm das Licht aus. Es war ein Toben in der Luft, im Wasser, als ob Alles untergehen sollte.

Da er von seinem Gange zurückkam, fand er seine Gattin und Kinder, welche auf den Knieen lagen und flehten: „Ach, laß uns dies Haus verlassen, nach der Stadt gehen, damit wir wenigstens unser Leben retten."

„Kinder," sagte er mit einem tiefen Seufzer, „helfe und tröste uns Gott, das ist nun zu spät. Auf beiden Seiten des Hauses ist die Brücke eingestürzt, und nur die Pfeiler stehen noch, auf denen es ruht. Ich hoffe, sie sollen halten. Fallen sie ein, kommen wir um, so nimmt uns Gott auf. Ein Unglück ist das nicht. Wer fromm gelebt hat, der fürchtet den Tod nicht. Was der Herr will, damit können wir immer zufrieden seyn."

Alle weinten, umarmten sich und fürchteten mit jedem Augenblicke, daß eine Scholle das Haus umstürzen und im Wasser begraben werde. Aber nicht also! Es kömmt im Leben oft ganz anders, als es der Mensch denkt.

Am Morgen versammelten sich am Ufer viele Stadtbewohner, die nach dem Zollhause hinsahen, den armen Einnehmer und seine Familie beklagten, aber damit war ihnen nicht geholfen, und sie wurden nicht gerettet.

Jetzt kam ein Jüngling gelaufen, welcher laut schrie: „Ach, mein Vater! Meine Mutter! Meine Geschwister!" Dieses war der älteste Sohn des Einnehmers.

Er wollte sogleich in einen Kahn steigen, um die Rettung der Seinen zu versuchen. Man hielt ihn zurück und sagte warnend: „Tollkühner, Du wirst das Zollhaus nicht erreichen! Siehst Du denn die Eisschollen und Wellen nicht? Zehn Schritte vom Ufer, da ist der Kahn zertrümmert und im Wasser findest Du den sichern Tod!"

„Sollte ich für die Meinen nicht das Leben wagen?" sprach er. „Wenn ich sterbe, so habe ich, als ein Sohn, meine Pflicht gethan. Laßt mich!"

Halten konnte ihn keine Gewalt. Er sprang in den Kahn. Zweimal ruderte er mit Lebensgefahr und mit unglaublicher Anstrengung nach dem Zollhause hin, und mit Gottes Hülfe waren die Unglücklichen gerettet. Als er zuletzt mit dem Bruder und der Schwester am Ufer ankam, sank er vor Ermattung, wie ein Todter, auf den Boden nieder. Um ihn weinten die Seinen und viele andere Menschen, welche sagten: „Er ist ein Opfer der Kindesliebe geworden! Er fand den Tod, indem er seiner Familie das Leben erhielt!"

Man trug ihn in das Haus seines Herrn, welcher Zeuge der edlen That gewesen war, die der Jüngling vollbrachte. Traurig, wie einer theuern Leiche, folgten ihm Hunderte nach.

Als der Jüngling wieder in's Leben zurückkehrte, sah er die Freude der Seinen und hörte ihren Dank."

Herr Gilbert, der Kaufmann, ging in eine andere Stube und der junge Goldschmid, den er nach einer langen Weile zu sich rief, begab sich zu ihm. Er faßte den Jüngling mit freundlicher Miene bei der Hand und sprach: „Meine Tochter ist tugendhaft und fromm, Sie kennen sie und müssen es wissen, daß ich ihr nicht schmeichle. Aus ihrem Munde habe ich's eben gehört, daß sie Neigung und Liebe für Sie empfindet. Glauben Sie mit meiner Marie glücklich zu werden, so erkläre ich Sie

heute für meinen Schwiegersohn. Meine Gattin hat es schon längst gewünscht, daß Sie der Gatte ihres Kindes würden. Einen größern Lohn für Ihre bewiesene Kindesliebe, die mein Herz gerührt hat, kann ich Ihnen nicht gewähren."

Der junge Mann staunte, dankte, fiel seinem Wohlthäter in die Arme und sprach: „Ja, wenn es die Noth erfordert, so wage ich für einen so edlen Mann, wie ich Sie kenne, auch mein Leben."

Die große Trauer des Einnehmers und seiner Familie verwandelte sich schnell in die größte Freude. So fügt es Gott, der auf die Nacht den Tag folgen läßt!

Die Leute, die vom Ufer kamen, brachten dem Einnehmer die Nachricht: eine halbe Stunde später, als der Sohn die Seinen mit Lebensgefahr rettete, stürzte das Haus ein.

Der Kaufmann gab den Verunglückten mehr wieder, als sie verloren hatten.

Der Hund und der Auerochs.

Fabel 3.

Sey nicht stolz auf körperliche Stärke allein, sie ist zwar wünschenswerth und nützlich, aber Geschicklichkeit weiß sie zehnfach zu ersetzen und zu überwinden.

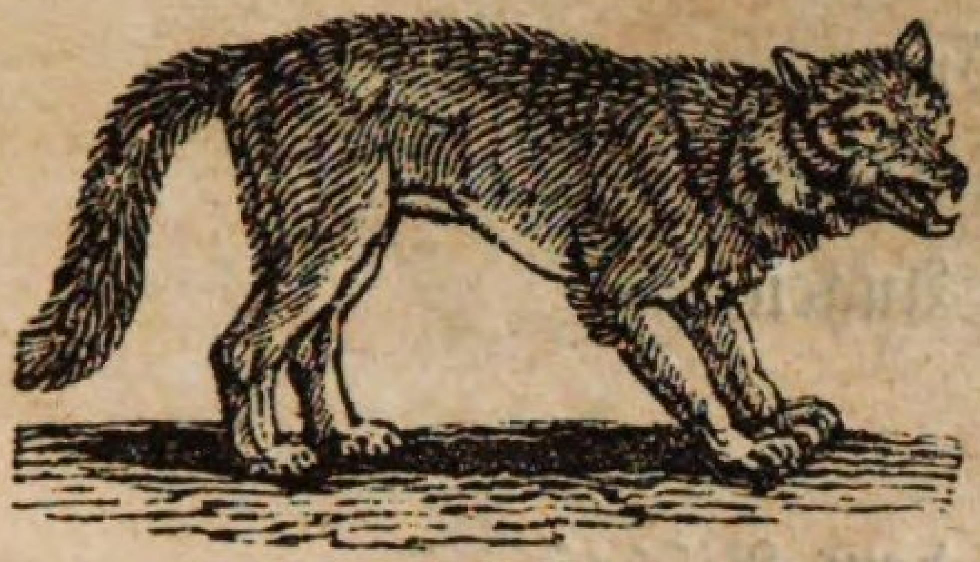
Ein Auerochs und ein Hund entzweiten sich. Der Hund war so kühn, den Auerochs zum Zweikampfe heraus zu fordern. Mit Verachtung nahm dieser die Herausforderung an. Nichts auf der Welt, dachte er, würde leichter seyn, als ein Geschöpf, das ihm an Kräften so ungleich sey, gleich beim ersten Anrennen mit den Hörnern zu spiessen und zu Grunde zu richten.

Doch jetzt, indem er seinen Kopf zur Erde beugte, wich der schlaue Hund durch geschickte Wendungen seinen Stößen aus und faßte das stärkere Thier beim Ohr. Vergebens schüttelte der Auerochs seinen Kopf; vergebens brüllte und stampfte er. Gequält von heftigen Schmerzen mußte er zuletzt demüthig und mit zerfleischtem Ohre um Frieden bitten.

Der Wolf, der Hund, der Löwe und der Hirsch.

Fabel 4.

Der Verläumder erhält gewöhnlich zu letzt seine verdiente Strafe.



Ein Wolf war über einen Hund sehr erzürnt, weil er ihn öfters hinderte, ein Schaf aus der Heerde zu nehmen. Um also seinen Zorn auszulassen, ging er zum Löwen, dem Könige der wilden Thiere, und brachte bei ihm vor, daß der Hund öfters an solchen Plätzen jage, welche sich der Löwe allein zum Jagen vorbehalten habe, und wo zu jagen es bei Todesstrafe verboten sey. Ich habe ihn zwar, setzte der Wolf noch bei, schon oft ermahnt, daß er von einem so frevelhaften Verbrechen abstehen solle, aber er antwortet mir immer voll Bosheit: Ich habe das nämliche Recht zu jagen, wie der Löwe, er hat hierin keinen Vorzug.

Mit diesen falschen Beschuldigungen hoffte der Wolf die Wuth des Löwen gegen den Hund zu erzwingen. Aber der Löwe, welcher die boshafte List des Wolfes wohl kannte, ließ nicht nur den Hund, sondern auch den Hirsch kommen, und fragte diesen, ob es wahr sey, was der Wolf gesagt habe? Der Hirsch antwortete: über den Hund können wir nicht klagen; im Gegentheil stellt uns der Wolf immer nach, und schon öfters hat er einen von uns geraubt. Vielleicht wäre dieses noch häufiger geschehen, wenn er nicht bisweilen vom Hunde wäre verhindert worden. Als der Löwe dies hörte, ergiff er sogleich voll Zorn und Unwillen den Wolf und zerriß ihn. Da dieß der Hund sah, sagte er: dieß ist der verdiente Lohn deiner Verläumdung.

Der gerettete Jüngling.

Legende 2.

Sankt Johannes aus dem öden Pathmos*)
Wiederkehrend, war, was er gewesen
Seiner Heerden Hirt**). Er ordnet ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.

„Diesen Jüngling, sprach er zu dem Bischof,
Nimm in Deine Hut. Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeine."

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blüh'n, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings;
Angelockt von süßen Schmeicheleien;
Ward er müßig, kostete — — —
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz; er sammelt um sich
Seine Spießgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam; die erste Frag' an ihren Bischof
War: „wo ist mein Sohn?" — „Er ist gestorben!"
Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?" — „Er ist Gott abgestorben,
Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber."
„Dieses Jünglings Seele, sprach Johannes,
Fordr' ich einst von dir. Jedoch, wo ist er?" —
„Auf dem Berge dort!"

---

*) Pathmos, eine Insel, auf welche der Evangelist und Apostel Johannes verbannt gewesen.

**) Lehrer und oberster Vorsteher der Christengemeinde.

„— Ich muß ihn sehen!“
Und Johannes, kaum dem Walde nahend
Ward ergriffen (eben dieses wollt' er.)
„Führet, sprach er, mich zu eurem Führer.“

Vor ihn trat er: und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis. Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht; ich habe dir vertrauet,
Dich in meiner Seele Gott verpfändet.“

Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn, neu geschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.
Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele.

* * *

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt' und innig fest hielt?
Und es wiederfand und unbezwingbar
Rettete? Ein Sankt Johannes Glaube,
Zutrau'n, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

Das fleißige Mädchen.

Erzählung 5.

Die kleine Elise sah ihre Mutter manchmal stricken, und dachte dabei: Ei, das wäre wohl auch gut, wenn ich es könnte! Ich zerreisse viele Strümpfe, so könnte ich mir doch selbst ein Paar neue machen.

Sie bat die Mutter, es ihr zu zeigen. Diese schenkte ihr Stricknadeln und etwas Wollengarn zu einem Strumpfbande.

Elise hatte immer Lust und Freude etwas zu lernen, und war bald damit fertig. Darauf lernte sie Strümpfe, Handschuhe und dergleichen mehr stricken.

O, das war eine Herzensfreude für das Mädchen, als sie selbst sich Verschiedenes verfertigen konnte, und ihre Aeltern hatten sie ihrer Geschicklichkeit wegen noch so lieb.

Wollen Kinder etwas Nützliches lernen, so müssen sie frühzeitig dazu thun, und sich fleißig darin üben.

Wer etwas kann, den hält man werth,
Wer nichts versteht, wird nicht geehrt.

Denksprüche.

1.

Schweigen bis zur rechten Zeit
Uebertrifft Beredtsamkeit.

2.

Gefällig seyn, ist deine Pflicht,
Doch Jedermann gefällst du nicht.

3.

Dein' eigne Hand dich nähren soll,
So lebst du recht und geht dir wohl.

4.

Ein frohes Herz, gesundes Blut,
Ist besser, als viel Geld und Gut.

5.

Gute Sprüche, weise Lehren
Muß man üben, nicht blos hören.

6.

An Gottes Segen
Ist Alles gelegen.

7.

Laß Andre Vieles seyn, und mehr als du auf Erden,
Hier trachte ganz du selbst, ein Engel dort zu werden.

8.

Versprechen und Halten
Steht an Jungen und Alten.

Der Frühling.

Lied 2.

Wie die Erde sich erneut!
Wie sich meine Seele freut!
Frühling, sey willkommen mir!
Dir, mein Gott, dank' ich dafür!

Laue Lüfte läßt du wehn;
Läßt mich schöne Blumen sehn.
Hör' ich nicht den Wiederhall
Von dem Schlag der Nachtigall?

Lerchen trillern in der Luft.
Blüthen hauchen süßen Duft.
Grün geschmückt ist Wald und Flur
Durch dich, Vater der Natur.

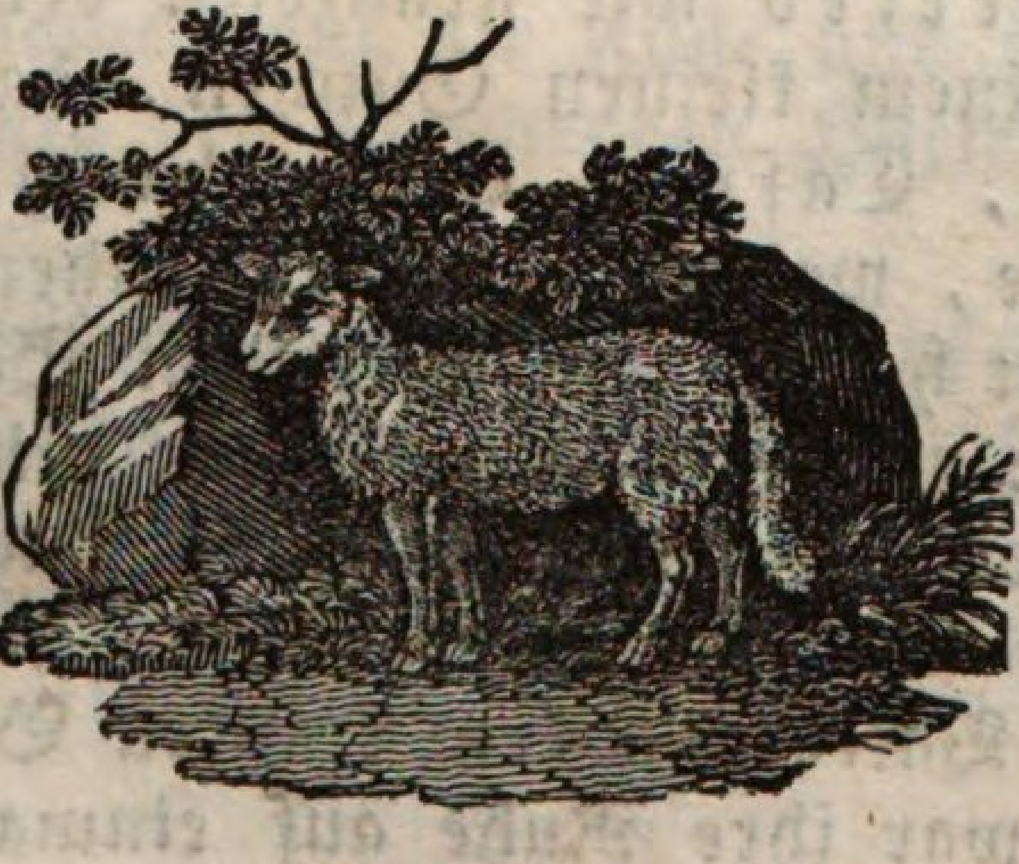
Bienchen summen hin und her,
Sind von Wachs und Honig schwer;
Frösche quaken, Tauben girren,
Und die kleinen Grillen schwirren.

Schön ist Alles um mich her!
Mich umringt ein Freudenmeer.
Zu der Wonne rufst du mich,
Güt'ger Gott, ich preise dich.

Das Schaaf im Walde und der Hirsch.

Fabel 5.

Freiheit ist nicht für Jeden vortheilhaft.



Der Unterwürfigkeit müde, war ein Schaaf dem Hirten heimlich entwichen und hatte sich in den nahen Wald begeben. Dort begegnete ihm

ein Hirsch und fragte es: Woher so allein? Ich wurde es überdrüssig, antwortete das Schaaf, meine Milch und meine Wolle dem Hirten hinzugeben, der mich dafür oft Monate lang im dunkeln Stalle einschloß und mich oft hart genug behandelte. Ich bin jetzt frei und will nun mein Leben genießen. Du hast aber etwas sehr Wichtiges vergessen; erwiderte der Hirsch, nämlich, daß eben dieser Hirt dir Futter in der rauhen Jahreszeit verschaffte, noch mehr, daß er dich gegen deine Feinde schützte. Armes Thier, dem die Natur weder Hörner, noch Krallen, noch spitzige Zähne, noch körperliche Kräfte zu seiner Vertheidigung verlieh! wenn bis jetzt der Wolf dir nachschlich, da waren Hirt und Hund deine Vertheidiger, aber nun? — Das Schaf erkannte seinen Fehler und ging, ehe der Hirsch noch ausgeredet hatte, um den Menschen, von dem es sich getrennt hatte, wieder aufzusuchen.

Heldenmuth aus Kindesliebe.

Erzählung 6.

Es war im Jahr 1798, als der 490 Jahre lang bestandene Bund der Eidsgenossen durch den kriegerischen Einfall der Franzosen in die Schweiz zertrümmert, die Schweizer ihrer alten Freiheiten und Rechte beraubt und ihnen von den siegenden Fremden eine neue Verfassung gegeben wurde. Das that wehe; und als nun alle Schweizer aufgefordert wurden, der neuen Verfassung den Huldigungseid zu leisten, da zeigte sich da und dort Widerstand, der aber durch die Gewalt der Uebermacht gedämpft wurde. Da floß das Blut in Strömen in dem ehemals glücklichen und stillen Unterwalden. Denn durch die hartnäckige Weigerung der Unterwaldner, der neuen Verfassung den Eid der Treue zu schwören, durch ihre Kriegszurüstungen und durch ihre 3 Tage lang fortdauernde Gegenwehr, wobei 3—4000 Mann in das Land eingedrungener Franzosen erschlagen wurden, waren die nachrückenden Truppen zu unmenschlicher Wuth gereizt. Der Morgen des 9. September stürzte Unterwalden in unabseliges Elend. Der an Zahl den Unterwaldnern um mehrere Tausende überlegene Feind, zwang diese, wiewohl langsam, zum Weichen. Riedenhaus loderte in Flammen. Die im Rotzloch so ausharrend kämpfende Besatzung wurde im wilden Sturme zurückgeworfen, und auf einmal war das ganze Stanzstaderried mit Franzosen bedeckt. Dort lebte in stiller Verborgenheit auf einem kleinen Gütchen, das äußere Feld genannt, ein redlicher Greis, Caspar Engelberger, den man nur den alten Trommler nannte, weil er in seinen früheren Jahren bei der Landmiliz als Tambour gedient hatte. Er hatte zwei Söhne und eine Tochter, mit denen er unter Arbeit und Gebet, zufrieden mit dem Wenigen, das ihnen die Vorsehung bescheerte, bisher glückliche Tage verlebt hatte. War gleich der jüngere Sohn mit Gichtern behaftet, so suchten doch die beiden ältern Kinder dem alten Vater und dem kranken Bruder alles Nöthige zu verschaffen. Nun aber war ihre Ruhe auf einmal zerstört, ihr stilles Glück zertrümmert. Denn als die Landsgemeinde einmüthig beschlossen, die demokratische Verfassung, die sie von den Vätern, mit deren Blute sie besiegelt war, ererbt

hatten, auf das Aeußerste zu vertheidigen; — als die Sturmglocke alle wehrhaften Männer und Jünglinge unter die Waffen rief; — als selbst Greise sich dieselben von Weibern und Kindern nachtragen ließen, da hatte Engelberger auch seine Trommel genommen und wirbelte den alten Marsch mit jugendlicher Kraft, daß Berg und Thal wiederhallten. Der ältere Sohn aber war mit den Scharfschützen ausgezogen, während die treue Anna bei dem kranken Bruder zurückgeblieben war.

Allein da alle Gegenwehr endlich umsonst war, die Menge der Feinde Unterwalden überschwemmte, und alle Bewohner in's Gebirge flüchten mußten, da entschloß sich der alte Engelberger, zu alt, um in den Hochgebirgen seine Zuflucht zu suchen, und ein zu guter Vater, um seinen kranken Sohn, den er nicht mitschleppen konnte, zu verlassen, sein Schicksal in seiner eigenen Hütte abzuwarten, sich und die Seinigen der schützenden Allmacht Gottes empfehlend.

Auch die zärtliche Anna wollte nicht allein entfliehen, sondern den alten Vater und den kranken Bruder noch so lange pflegen, als sie konnte, und dann in Ergebenheit ihr Loos mit ihnen theilen.

Eine Rotte der eingedrungenen Feinde näherte sich in wüthendem Anlauf Engelbergs Hütte. Da sie dem alten Mann Geld abforderten, der keines besaß, öffnete er ihnen alle Schränke. Indem er aber nach dem kleinen Kämmerlein ging, um auch da alles Preis zu geben, hörte er einen Schuß fallen, und ach! als der Greis wieder heraustrat, sah er seinen kranken Sohn todt neben der Schwester da liegen. Mit Bajonetstichen und Kolbenstößen mißhandelten die Barbaren den wehklagenden Mann so schrecklich, daß er ohnmächtig zur Erde fiel.

Kaum war endlich die unmenschliche Horde ihrem Raube nach weiter gezogen, so kam eine andere, die der erstern an Grausamkeit zum mindesten gleich war. Diese, weil sie nichts mehr zu plündern fand, gab die niedrige Hirtenwohnung, das einzige, was Engelberger noch besaß, den Flammen Preis. — Von schrecklicher Angst ergriffen, hatte sich in dieser Zwischenzeit die Tochter vor den Unmenschen versteckt. Als sie jedoch das Knistern und Prasseln des Feuers vernahm, eilte sie hervor, um ihren, wie sie glaubte, todten Vater, der Wuth der Flammen zu entreißen. Indem sie ihn aber in ihre Arme faßte, um ihn außer die Hütte zu schleppen, erwachte Engelberger wie aus einem Schlummer. „Bist du es, liebe Anna?" sprach er mit todtschwacher Stimme. Unbeschreiblich war die Freude der liebenden Tochter. „Ach Vater, lebt Ihr auch noch?" stammelte sie; „kommt doch geschwinde: sonst müssen wir verbrennen." Sie half ihm mit Sorgfalt schnell auf die Füße und führte ihn hinaus, allein kaum waren sie ausserhalb der flammenden Hütte, so kam ein dritter Trupp.

Der erste Soldat desselben lief mit gezogenem Säbel auf den Alten zu, um ihn den Todeshieb zu versetzen; aber Anna umschlang ihren Vater, hielt den schwankenden Greisen in ihren Armen fest, und rief dem Mörder verachtend zu: „Mich sollst du umbringen, du Unmensch! das steht dir frei; aber so lange ich lebe, meinen Vater nicht."

Ueber diesen weiblichen Heldenmuth erstaunt, sprang einer der edleren Franzosen, deren es, zur Ehre der Menschheit, unter diesen Wüthri-

chen mehrere gab, hervor, schlug dem Mörder den Säbel aus der Hand, und rettete die edle Anna und ihren Vater in ein Schiff, auf welchem sie nach Luzern überfuhren.

Alles Eigenthums beraubt, fanden sie doch gastfreundliche Aufnahme bei guten Menschen. Und als die Stürme der Revolution und des Krieges vorüber gegangen waren und ein schönerer Morgen über unsern Bergen und Thälern anbrach, da baute christliche Großmuth und vaterländischer Treusinn von neuem auf, was ausländische Wuth in Schutt und Grauß verwandelt hatte; da zog auch der alte Engelberger in sein neu aufgezimmertes Häuschen bei Stanzstad wieder ein, und genoß noch Tage harmloser Ruhe, bis er sie, von der treuen Anna gepflegt, in Frieden beschloß.

Der traurige Matrose.

Erzählung 7.

Ein junger Mensch von 20 Jahren hatte Lust, auf einem großen Schiffe über die See zu fahren, um fremde Länder und Völker kennen zu lernen. Sein Vater rieth ihn davon ab und sagte: Carl, du kennst die Gefahren nicht, welchen der Seemann sich aussetzen muß! Du kannst mir bei meinem Geschäfte zur Hand gehen, da ich schwächer werde, und deine Mutter und Geschwister ernähren helfen. — Carl aber war ungehorsam, er achtete auf die Worte seines Vaters nicht und lief davon. Am Abende erfuhr der Vater, daß er auf einem Schiffe, das nach Ostindien segelte, Matrose d. h. Schiffsknecht geworden sei. Die armen Aeltern betrübten und ängstigten sich wegen ihres Sohnes. — Carl bereuete seine That unterwegs oft, er weinte über seinen Ungehorsam und sehnte sich nach seinen Aeltern. Das Schiff aber segelte vorwärts und kehrte nicht um. — Er war fleißig, verträglich, und alle seine Kameraden hatten ihn lieb. — Wie groß war seine Freude, als das Schiff wieder nach dem Vaterlande zurückfuhr! Er hatte Geld gespart, das er dem Vater schenken wollte, mit der Bitte, seinen Ungehorsam ihm zu verzeihen. — Glücklich kam er in seiner Vaterstadt an und eilte zu seinen Aeltern. Er tritt in's Haus und siehet zu seinem Schrecken einen Sarg vor der Stubenthüre stehen. Ehe er vorbei gehen konnte, eilte ihm seine Mutter entgegen, welche ihn schon von weitem gesehen hatte und sagte weinend: Carl, da liegt dein Vater! Seine Angst um dich verkürzte ihm das Leben! — Carl verließ das Vaterhaus und ging nach der Brücke, indem er darüber nachdachte, wie Kinder die Aeltern betrübten, wenn sie seinem Beispiele folgten und ungehorsam seyen, zugleich sich aber auch fest vornahm, für die Mutter und Geschwister liebreich zu sorgen, um auf diese Weise seinen Fehler, so viel wie möglich, wieder gut zu machen. — **Folge deines Vaters Rath. — Ehre deiner Mutter Lehren. — Jede unerlaubte That — Wird dein Herz mit Reu beschweren.**

Der Sommer.

Lied 3.

Viele Blüthen sind verweht;
Doch ein reicher Segen steht
In den Gärten, auf der Flur,
Von dem Schöpfer der Natur.

Durch der Sonne warmen Hauch,
Reift die Frucht am Himbeerstrauch,
Und, zum köstlichen Genuß,
Winkt uns Apfel, Pflaum' und Nuß.

Schon neigt sich das Aehrenfeld,
Welches Brod für uns enthält,
Das ein Gott voll Huld uns gibt,
Der uns, wie ein Vater, liebt.

Wenn auch Blitz und Donner kracht,
Er bezeuget Gottes Macht,
Zagt doch meine Seele nicht,
Er ist's, der im Wetter spricht.

Er ist's, der uns Gutes thut
Durch des Sommers Feuergluth.
Seinen Segen nehmen wir,
Danken fröhlich ihm dafür.

Herr, mit milder Vaterhand
Segnest du die Stadt, das Land;
Segnest mich, ich preise dich
Für den Sommer inniglich.

Volney Bekner, der junge hoffnungsvolle Seemann.

Erzählung 8.

Wer sich ist der That bewußt,
In der edlen treuen Brust,
Daß er kühn ein Menschenleben
Hob aus schrecklichem Verderben!
Kann einst ruhig, selig sterben,
Gott wird ihm die Krone geben.

Volney Bekner, der Sohn eines irländischen Matrosen, wurde durch die Uebungen, die sein Vater mit ihm zur See vornahm, so geschickt, so kühn und kraftvoll, daß er von seinem vierten Jahre an das Schiff, auf dem er erzogen worden war, über eine Meile weit schwimmend verfolgte. Dieser Knabe war sehr begierig nach Ruhm, den er aber nur allein auf der Leiter des Verdienstes ersteigen wollte. Auf die Frage, die man einst an ihn stellte, worin denn dieser Ruhm, nach dem er so eifrig strebte, bestünde, gab er zur Antwort: „Dem Vaterlande dienen und seine Pflichten

erfüllen, das ist der wahre Ruhm!" Welch ein Mann würde dieser Knabe geworden seyn, wäre sein Leben von längerer Dauer gewesen. Folgender heldenmüthige Zug ist zwar die einzige kühne That seines Lebens, aber er bezeichnet ebenso die große, aufopfernde Nächstenliebe, so wie den werdenden Helden, und wird uns das Andenken dieses jungen Seemannes auf immer ehrwürdig machen.

Volney befand sich einst mit seinem Vater auf einer Fahrt nach Jamaika in West=Indien, und unter den Passagieren war auch eine reiche Amerikanerin mit ihrer kleinen Tochter, welche von Port au Prince in Frankreich abgereist war. Das Kind hatte sich von seiner Führerin, die sich ein wenig zur Ruhe gelegt hatte, entfernt, und sich aus Unvorsichtigkeit dem Rande des Verdeckes zu sehr genähert. Staunend blickte es in die unermeßliche Ferne, und indem es mit gierigen Blicken an dieser gränzenlosen Aussicht hing, machte ein plötzliches Schwanken des Schiffes dasselbe schwindeln, und es fiel in's Meer. Volneys Vater hatte es bemerkt, stürzte dem Kinde nach, und ergriff es in einer ziemlichen Entfernung vom Schiffe beim Kleide. Während dieser Matrose mit der einen Hand ruderte, und mit der andern das Mädchen fest an sich drückte. um so wieder an Bord des Schiffes zu gelangen, bemerkte er von weitem einen großen Seefisch, welcher gerade auf ihn losging. Die Gefahr wurde mit jedem Augenblicke dringender; Jedermann eilte auf das Verdeck, allein Niemand wagte sich weiter; man feuerte bloß einige Flintenschüsse auf das Ungeheuer ab, das mit seinem großen Schwanze das Meer schlug, und einen fürchterlichen Rachen öffnete, um seine Beute, der es ganz nahe gekommen war, zu erreichen. Was in dieser dringenden Noth kraftvolle Männer nicht zu unternehmen wagten, das ließ die kindliche Liebe und Nächstenliebe einen Knaben bei der Gefahr, in der das Leben zweier Menschen schwebte, versuchen. Der kleine Volney bewaffnete sich, ohne einen Augenblick sich zu bedenken, mit einem breiten, spitzigen Degen, stürzte sich mit demselben in's Meer, tauchte mit unglaublicher Schnelligkeit unter, schlüpfte unter dem Bauche des Ungeheuers nach hinten, und stieß ihm das Eisen bis an das Heft in den Bauch. So unversehens angegriffen und schwer verwundet ließ das Ungeheuer den Matrosen, und kehrte sich voll Wuth gegen den verwegenen Angreifer, der seine Stöße verdoppelte.

Welch bewunderungswerther Muth, und zugleich welch herzzerreißender Anblick! Hier die Amerikanerin, zitternd für das Leben ihres geliebten Kindes, dessen Errettung noch immer sehr ungewiß ist; dort ein großmüthiger Matrose, der sein eigenes Leben der Gefahr aussetzt, um das eines fremden Kindes zu retten; hier die ganze Schiffsmannschaft auf dem Verdecke versammelt, mit staunenden Blicken und unter den lebhaftesten Aeußerungen der Theilnahme und der Furcht auf die Kämpfenden schauend, und dort ein zwölfjähriger Knabe mit aller Kraft eines Mannes gegen die Wuth des Ungeheuers ringend, dem fast unvermeidlichen Untergange Trotz bietend, um den gelibten Vater und das Kind zu retten! Wessen Augen bei solchen Scenen trocken bleiben, der spreche nicht von Mitgefühl und Menschlichkeit.

So heldenmüthig indessen der Knabe gegen das Andrängen des stärkern Gegners kämpft, so war der Streit doch ungleich, und das einzige Rettungsmittel in schleuniger Flucht zu suchen. Unter den vielen Tauen, die man dem Vater und Sohne zuzuwerfen sich bemühte, gelang es endlich jedem, eines zu erhaschen. Eiligst zog man beide an denselben heran, und schon

sind sie fast 15 Schuh über dem Wasser, schon ertönt das allgemeine Freudengeschrei: „Sie sind gerettet;" — nein, da soll wenigstens doch Einer das Opfer für die Uebrigen werden. Wüthend, die Beute sich entrissen zu sehen, die ihm so nahe war, tauchte das Meerungeheuer unter, um einen gewaltigen Sprung zu machen, schnellte wie ein Blitz empor, faßte den unglücklichen Knaben, und biß ihn mit schneidenden Zähnen mitten von einander, da er am angezogenen Seile hoch in der Luft hing. Der andere Theil seines Körpers gelangte ohne Leben, mit dem betäubten Vater und dem ohnmächtigen Kinde wieder an Bord des Schiffes.

So starb in einem Alter von 12 Jahren dieser junge, hoffnungsvolle Seemann als ein Opfer kindlicher Liebe und der Nächstenliebe, und als ein schönes Vorbild heldenmüthiger Aufopferung. Möchten doch Alle in ähnlichen Fällen zu ähnlichen Thaten sich entschließen; wer sein Leben für einen Unglücklichen verliert, wird es im andern Leben gewinnen.

Das Wohlgefallen am Guten.

Erzählung 9.

Bernhard war ein Knabe nicht von der besten Art. Ueber Frommes und Gutes, was er hörte, über Schönes und Herrliches, was er sah, konnte er sich gar nicht freuen und achtete darauf nicht.

Es machte ihm aber Vergnügen, wenn er Kinder necken, Großen und Kleinen einen bösen Streich spielen konnte. Mit artigen, sittsamen und stillen Kindern gab er sich gar nicht ab, dagegen liebte er den Umgang mit wilden, tobenden Knaben, die über Gräben und Hecken sprangen. Wenn ein Zänker ein anderes Kind schlug und schimpfte, das sah und hörte er gern.

Kein Mitleid empfand er, als Conrad, das fromme Kind, seinen blinden Vater umherführte, daß er Almosen sammelte und treulich bei ihm aushielt; thöricht nannte er Friedrichen, daß er dem hungrigen Heinrich seinen Festkuchen gab, indeß er selber ein gewöhnliches Butterbrod aß. Als er einst Zeuge war, wie der Taglöhner Emmermann in's tiefe Wasser sprang, um den kleinen Theodor zu retten, der in Gefahr zu ertrinken war, da sagte er zu dem Manne: „Ihr seyd nicht klug, daß Ihr in's Wasser springt, daß so tief ist, daß Ihr selbst Euer Leben einbüßen konntet.

Nun, Kinder, wie gefällt Euch denn dieser Bernhard?

„Der gefällt uns gar nicht."

Weil er keinen Sinn für das Gute hat, und ihm nur Unartiges, Wildes, Ungesittetes gefällt. Aber daher kam es auch, weil ihm die Freude am Löblichen, Frommen fehlte, daß er's nicht achtete, daß er nicht strebte, gut zu werden, daß er blieb, wie er war, sich nicht besserte, sondern verschlimmerte.

Da lob ich mir Theodor, der war ganz anders und viel besser. Wenn er im Felde war, so betrachtete er das Schöne in der Natur; er freute sich über die herrlichen Werke des Schöpfers, und dankte dem lieben Gott, von dem dies Alles rührte. Stand er auf einem Berge und sah in's Thal hinab, wo die Kornfelder eine reiche Ernte versprachen und von dem Winde bewegt, wie das Meer, wallten, wo es auf den Wiesen grünte und blühte; wo sich um ihn größere und kleinere Anhöhen erhoben, die mit Bäumen begränzt waren; wo ein Fluß dahin floß, dessen Ufer Weiden

und Pappeln schmückten; hörte er über sich die Lerchen in der Luft singen, die Nachtigall im Walde schlagen, Käfer und Bienen sumsen; leuchtete ihm die Abenbröthe so wunderschön in's Auge und glänzten die Sterne am Himmel, o, da empfand er eine köstliche, süße Freude. Oft faltete er die Hände und betete mit gerührtem Herzen; „Lieber Gott, wie gütig bist du gegen mich, daß ich diese Schönheit in der Natur sehe, höre und denke, daß ich dich anbeten und bewundern kann, der du Alles so herrlich gemacht hast!

Ihr hättet seine Freude sehen sollen, wenn er von guten Menschen hörte, die sich der Armen erbarmten, den Dürftigen nicht verließen, den Kranken pflegten, dem Gefallenen aufhalfen und ihren Beleidigern verzieh'n! Er konnte darüber im Innern so gerührt werden, daß ihm Thränen in den Augen standen.

Kinder, die ihre Eltern und Geschwister liebten; die verträglich, gefällig, sanft und freundlich waren, suchte er zu seinen Freunden zu machen. Kurz, sein Wohlgefallen an allem Guten war groß und lobenswerth.

Er dachte: so fromm und gut, wie es Andere sind, will und muß ich auch werden. Böses verabscheue ich, und will es nie thun.

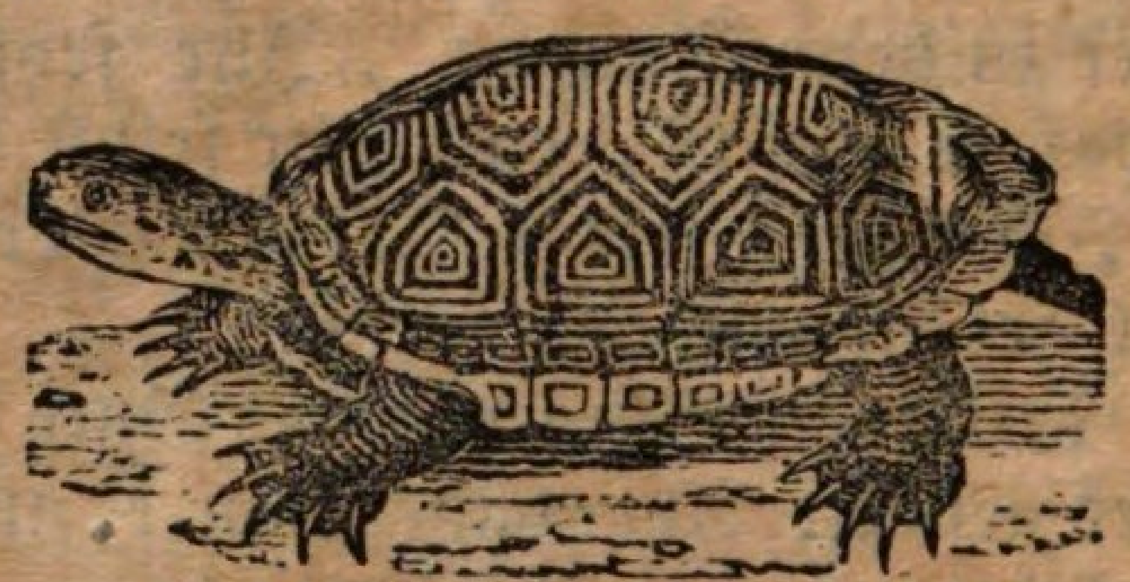
Das Wohlgefallen am Guten gewährte Theodor das süßeste Vergnügen, er wurde dadurch, daß er es üben lernte, ein frommer, geliebter und glücklicher Mensch.

Kinder, glaubt es mir, ein Kind, das wie Bernhard gesinnt ist, entbehrt viele Freuden und geht auf dem gefährlichen Wege, ein böser schändlicher Mensch zu werden. Habt nie Wohlgefallen am Unrecht! Liebt Ihr Tugend, Recht und Wahrheit, und sucht Ihr immer besser zu werden, so wird es Euch im ganzen Leben nie an Freuden fehlen.

Der Adler und die Schildkröte.

Fabel 6.

Strebe nicht nach Dingen, die von der Natur selbst dir untersagt sind; denn Bemühungen der Art sind eine sträfliche Eitelkeit, die zum Verderben führen.

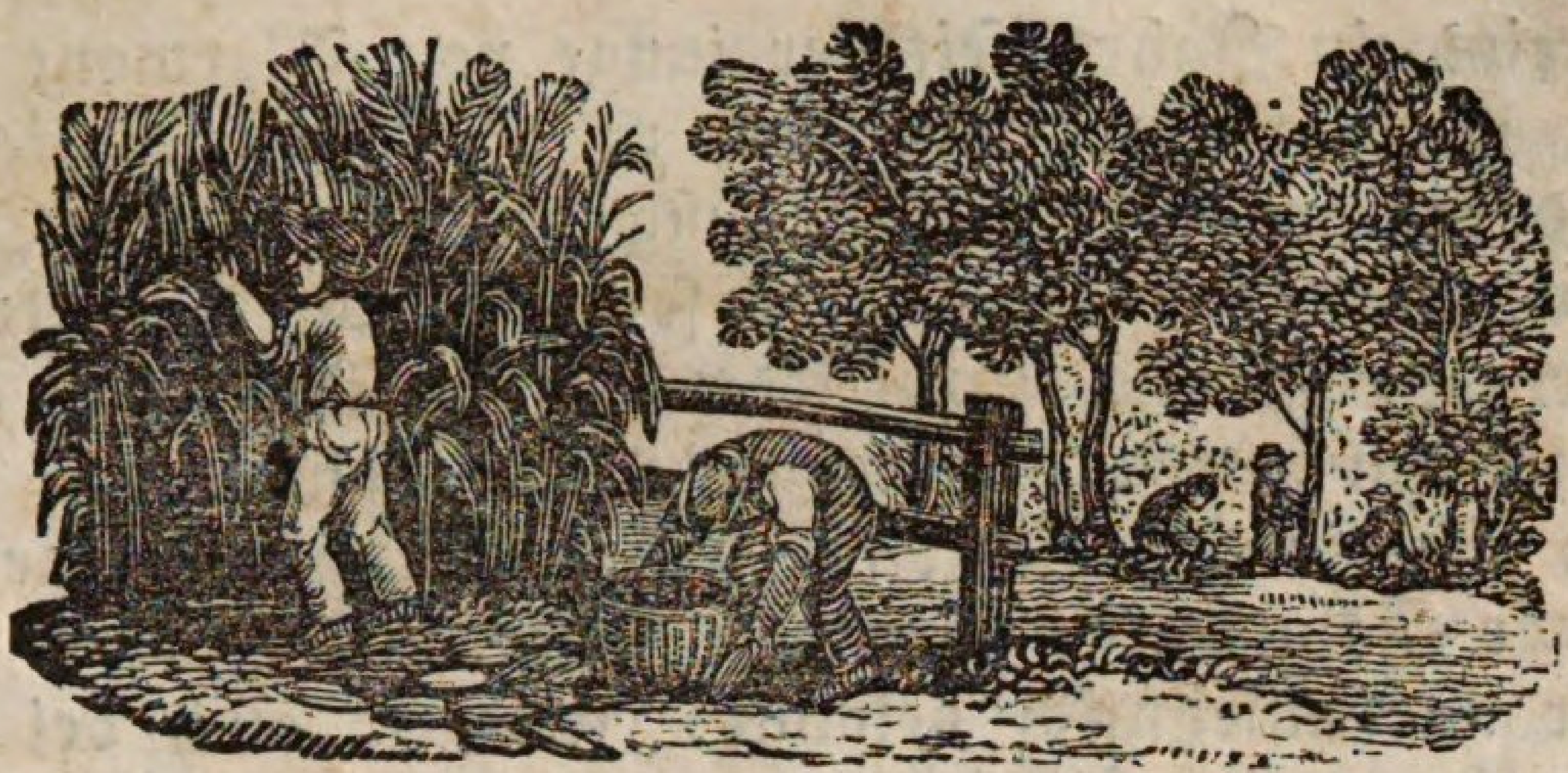


Eine Schildkröte hatte den sonderbaren Einfalt fliegen zu wollen. Oft bat sie daher den Adler, es ihr zu lehren; obgleich ihr dieser immer vorstellte, daß dieser Wunsch ganz der Vernunft und ihrer Natur entgegen sey. Doch je schwieriger er die Sache machte, desto hartnäckiger bestand sie darauf.

Endlich ihres Ungestümms müde, nahm er sie ein Mal mit sich in die Luft und ließ sie von der Höhe herunter fallen. Der Erfolg bestätigte seine Rede, denn sie zerschmetterte, als sie unten auf einen Felsen fiel.

Der Herbst.

Lied 4.



Dir, Herbst, dir sag' ich einen Gruß,
Du bringst des Segens Vollgenuß.
Wie reich mußt du an Gaben seyn,
Uns zu ernähren, zu erfreu'n!

Die Pflaum' ist reif und süß der Most!
Für Alle hast du Nahrung, Kost.
Du machst an Früchten uns so reich!
Kein Wohlthun ist dem deinen gleich.

Du öffnest deine Segenshand,
Es erntet durch dich jedes Land.
Und ach, verhungern müßten wir,
Käm' lauter Segen nicht von dir.

Zwar wird der Baum von Blättern leer;
Im Walde schweigt das Vogelheer;
Der Storch, die Schwalb' und Wachtel zieh'n
Von uns, dem Winter zu entfliehen:

Doch, wenn der reiche Herbst nicht wär',
Wo nähmen wir die Nahrung her?
Und mancher Tag im Herbst ist schön,
Wer wollte das nicht eingesteh'n?

Wer ordnete des Herbstes Zeit?
Der Vater aller Gütigkeit.
Der Herbst thut uns sein Wohlthun kund,
Drum preiset ihn mit Herz und Mund.

Die glücklichen Ferien.

Erzählung 10.

Es war bereits ein Jahr, seit der junge von Blermont das väterliche Haus verlassen, um auf dem Collegium zu *** die öffentliche Schule zu besuchen. Bis dahin war seine Erziehung der besondern Sorgfalt eines Hauslehrers anvertraut. Dieser hatte seine Pflichten vollkommen erfüllt und es geschah keineswegs aus Unzufriedenheit mit ihm, daß ihm Herr von Blermont seinen Sohn entzog. Der gute Vater wollte bloß, daß der junge Alexis durch den allgemeinen Wetteifer seiner Mitschüler eine noch größere Entwicklung seiner Fähigkeiten erlangen sollte. Uebrigens hatte er den Hauslehrer nicht nur ansehnlich belohnt, sondern auch bei sich behalten. Er wohnte fortwährend im Hause und genoß nach wie vor Unterhalt und Besoldung. Man zählte darauf, daß er durch seine Talente bald auf's Neue nützlich werde; an dem Werke, das er begonnen, sollte er die letzte Hand anlegen.

Auf dem Collegium zu *** hatte man der Art und Weise, wie man die Erziehung des jungen Alexis begonnen und bis dahin fortgesetzt, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen und erklärt, daß, so glücklich auch der Erfolg seines Fleißes seyn möchte, man denselben bloß den guten Anfangsgründen zu danken habe, die man ihm in seiner ersten Jugend beigebracht. Alle Freunde des Herrn von Blermont waren gleicher Meinung und beeiferten sich, dieselbe durch ihre Achtung und ihr Benehmen gegen den würdigen Hauslehrer an den Tag zu legen. Weit entfernt, daß Herr von Blermont sein Betragen gegen Herrn Beraud (dieß war der Name des Lehrers) nur im Mindesten bereuen zu können glaubte, wollte er sehen, ob sein Sohn, der jetzt die Früchte der auf ihn verwendeten, so allgemein anerkannten Sorgfalt einärntete, derselben auch in der That würdig sey.

Um die Ferien bei seinem Vater zuzubringen, begab sich Alexis, von einem einzigen Bedienten begleitet, in einer Postkutsche auf die Reise. Als er noch eine Stunde von dem väterlichen Wohnsitze entfernt war, nährte sich ein Unglücklicher seinem Wagen und bat ihn um ein Almosen. Alexis neigte sich eben aus demselben, um seine Bitte zu willfahren, als der Arme das Tuch, womit er zur Hälfte sein Gesicht bedeckt, herabnahm und sich als den bisher so geehrten Hauslehrer erkennen ließ, welchen der Schüler beim ersten Eintritte in das väterliche Haus herzlich zu umarmen hoffte. Mit einem Sprunge war er aus dem Wagen.

Wie! rief er, indem er Herrn Beraud die Hände drückte; Sie mein Lehrer! und in welchem Zustande! O mein Gott! was muß meinem Vater begegnet sein? — Ihr Vater, mein Herr, erfreut sich fortwährend aller Ehren und Reichthümer; in Ihrem Hause hat das Unglück Niemand, als nur mich betroffen! — In welcher Aufwallung von Zorn konnte wohl mein Vater.... — Mein Herr, Ihr Vater hat nicht aufgehört, gerecht zu sein; ich habe mein Schicksal verdient! In einem Anfalle bitterer Laune habe ich ihn bei einem seiner Freunde verläumdet; und dieß war die Ursache meiner Ungnade. — Man hat Sie so ganz verlassen, daß Sie selbst an dem Nothwendigsten Mangel leiden? — An dem Nothwendigsten? ich lebte ohne Sparsamkeit, indem ich das Haus ihres Vaters als einen unerschöpflichen

Schatz für mich betrachtete, und wenige Tage, nachdem er mich aus demselben verwiesen, sah ich mich aller Hülfsmittel beraubt. Ich flehe die Vorübergehenden um Mitleid an, in der Hoffnung, durch ihre Almosen nach und nach die nöthigen Mittel zu erhalten, Paris gewinnen zu können, um dort entweder eine Stelle zu suchen, oder wenigstens Unterricht zu ertheilen. In dieser Provinz wäre dieses Streben fruchtlos, indem ich hier allenthalben als ein Ungeheuer von Undank und als ein Elender betrachtet werde, den man seinem Schicksale überlassen müsse. — Hat keiner der Freunde meines Vaters sich für Sie verwendet? — Sie wußten, für welche Handlung ich bestraft worden bin, und meine schlechte Aufführung hat sich zu gleicher Zeit entdeckt. Mit Recht haben sie mich verachtet und abgewiesen; Verläumder und diejenigen, welche das Glück mißbrauchen, verdienen durchaus kein Mitleid. — Aber haben Sie denn in Ihrem Unglücke gar nicht an mich gedacht. — Nie würde ich es gewagt haben, mich Ihnen vorsätzlicher Weise zu zeigen. Der Zufall allein hat mich Ihnen begegnen lassen. Ich erkannte Sie in dem Augenblicke, als ich Ihnen die Hand entgegenstreckte, und ihr gutes Herz, welches Sie mir bewiesen, indem Sie mir Ihre Börse öffneten, ohne mich zu erkennen, ließ mich es wagen, mich zu enthüllen. — Was Sie von mir empfingen war die Frucht Ihrer Lehren. Haben Sie mir nicht immer die Wohlthätigkeit als eine der ersten Tugenden empfohlen, womit der Mensch sich schmücken soll? Mein Lehrer, mein armer Lehrer! — Jetzt, da ich Ihnen Ursache gegeben, Sich meiner zu schämen, vergessen Sie, daß Sie mein Zögling waren. — Nein, nein, der großen Verbindlichkeit wegen, die ich Ihnen dafür schuldig bin, kann und werde ich es nie vergessen. Hier! Nehmen Sie. — Und der junge Alexis gab Herrn Beraud Alles, was er bei sich hatte. — Nehmen Sie dieß einstweilen nur, bis ich mehr thun kann; aber verlassen Sie diese Gegend nicht; sagen Sie mir im Gegentheile, wo Sie hier wohnen; ich will Sie mit meinem Vater aussöhnen. — Ich habe mich so strafbar gegen ihn benommen. — Er liebt mich; ich werde ihn so lange bitten, bis er Ihnen verzeiht, oder vielmehr, bis er einsieht, daß er aller der Sorgfalt eingedenk sein müsse, die Sie auf seinen Sohn verwendet. — Alexis bestieg nicht eher seinen Wagen wieder, als bis sein Lehrer ihm seine Wohnung angezeigt und versprochen, die Gegend noch einige Zeit nicht zu verlassen.

Sobald Alexis bei seinem Vater angelangt, erkundigte er sich absichtlich nach Herrn Beraud. Sein Vater widerholte ihm im Wesentlichen, was ihm dieser Letztere schon gesagt hatte. Er schien sehr aufgebracht, und der gewandte Zögling hielt es für klug, in diesem Augenblicke nicht viel zu Gunsten des Schuldigen zu sprechen. So jung er ist, so weiß er doch, daß tief erbitterte Gemüther nur nach und nach besänftigt werden können; ihre Empfindlichkeit ohne Schonung und Rücksicht angreifen, heißt sie nur vermehren und oft sogar erst unversöhnlich machen. Nachdem er aber einige Zeit darauf erfahren, daß Herr von Blermont seine Freunde zu einem Gastmahle einladen wollte, so suchte und fand er Gelegenheit, sich mit jedem Einzelnen von ihnen zu unterhalten, ihnen sein Anliegen zu eröffnen und sie zu bitten, ihm bei der Ausführung eines kleinen Vorhabens behülflich zu seyn, von dem er an dem Tage des Festes selbst die Begnadigung eines Mannes sich versprach, den er wegen der Sorgfalt, die er ihm verdankte, als seinen zweiten Vater liebte. Unterdessen gab er sich fortwäh=

rend alle Mühe, Herrn von Blermont hinsichtlich des Herrn Beraud zu besänftigen, und sandte diesem Letzteren alles Geld, welches er zu seinen kleinen Vergnügungen erhielt.

Das Fest fand statt. Die Mahlzeit ging zu Ende, denn der Nachtisch war bereits aufgetragen. In der Mitte des Letztern bemerkte man ein mit frischem Laube bedecktes Körbchen. Einer der Gäste, welcher das Wort führte, streckte die Hand nach demselben aus. Und siehe! diese Blätter waren lauter ineinandergeschlungene Kronen, und jede war das Unterpfand eines Preises, die Alexis auf dem Collegium davon getragen.

(Schluß folgt.)

Das Lamm und seine Mutter.

Fabel 7.

Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
Ging einst mit auf die Weide;
Es sprang gar muthig in dem Klee
Mit ausgelass'ner Freude.
Hopp, hopp, ging's über Stock und Stein
Mit unvorsicht'gen Sprüngen.
„Kind!" rief die Mutter, „Kind, halt' ein,
Es möchte sonst mißlingen." —
Allein das Lämmchen hüpfte fort,
Berg auf Berg ab, in Freuden;
Doch endlich mußt's am Hügel dort
Für seinen Leichtsinn leiden.
Am Hügel lag ein großer Stein,
Den wollt' es überspringen.
Seht da, es springt und — bricht ein Bein!
Aus war nun Lust zum Springen.

Ihr lieben muntern Kinder, schreibt
Es tief in eure Herzen:
Die Freuden, die man übertreibt,
Verwandeln sich in Schmerzen.

Der Winter.

Lied 5.

Auf Gottes Wort schläft die Natur,
Sie ruht sich aus, sie stärkt sich nur,
Damit sie, nach der Winternacht,
Im Frühling kräftiger erwacht.

Vom Himmel kömmt ein Flockenheer,
Als ob die Luft voll Federn wär';
Es schützt die Saat, und Gottes Hand
Legt's, einer Decke gleich, auf's Land.

Der Boden ist so glänzend weiß;
Den See, den Fluß, versteckt das Eis;
Der Reif blitzt in dem Sonnenstrahl,
Wie kleine Sternchen ohne Zahl.

Sieh in der hellen Winternacht
Zum Himmel auf, der Sterne Pracht!
Der Gott, der lauter Gutes schenkt,
Ist's auch, der sie regiert und lenkt.

Hell scheint des lieben Mondes Licht,
Das durch die Wolkenschleier bricht,
Der in der langen Winternacht
Das öde Finster helle macht.

Hast du im Winter Kleidung, Brod,
Und fühlst du nicht des Frostes Noth:
So preise Gottes Güt' und Macht,
Die dich hat väterlich bedacht.

Und hungert, friert ein armes Kind,
Hab' Mitleid und hilf ihm geschwind.
Durch Wohlthun, das du hast geübt,
Dankst du dem Vater, der dich liebt.

Die glücklichen Ferien.

(Schluß.)

Man überreichte die Zeugnisse dem überglücklichen Vater; sie befanden sich mit den, dem jungen Blermont als Preis ertheilten Büchern in dem Körbchen. Sein Vater streckte die Arme nach ihm aus und Alexis warf sich ihm an's Herz. O mein Vater! rief er unter den zärtlichsten Liebkosungen, gewähren Sie mir eine Gnade — eine Gnade, da sie mit Ihrem Sohne zufrieden sind! — Welche? sprich mein Sohn, verlange Alles, was du

willst und du bist gewiß, es von mir zu erhalten. — Nun den! Verzeihung für Herrn Beraud. — Für Herrn Beraud? antwortete der Vater in einem etwas erzürnten Tone. — O mein Vater! fuhr Alexis fort, können Sie Sich in diesem Augenblicke seines gegen Sie begangenen Unrechts erinnern? Sprechen diese Kronen nicht laut genug zu seinen Gunsten? — Diese Kronen hast du dir erworben, mein Sohn. — Bloß mit Hülfe desjenigen, was Herr Beraud mich gelehrt. — Dieser Mensch verdient meinen ganzen Haß. — Um Vergebung mein Vater! Sie verdanken ihm einen Sohn, den Sie Ihrer würdig halten. — Alexis, ich verlange, daß du ihn gänzlich verläßt. — Mein Vater! Sie würden mich verachten, wenn ich einem Befehle gehorchte, der Ihrem Zorne entwischte, den aber Ihr gutes Herz bald mißbilligen wird. — Ich weiß, daß du ihn mit dem Gelde unterstützest, welches ich dir für deine kleine Vergnügungen gebe. — Und all mein Vergnügen, mein Vater, besteht darin, auf diese Weise sein Unglück zu mildern; ich entziehe also Ihr Geld seiner eigentlichen Bestimmung nicht. O! wenn Sie sehen würden, wie sehr er zu beklagen ist, und wie bitter er seinen Fehler beweint; verzeihen Sie ihm, mein Vater; verzeihen Sie ihm. —

Auf ein Zeichen von Alexis vereinigten sich alle Gäste mit ihm, um Herrn von Blermont zu bitten. Dieser schien einige Zeit zu widerstehen, sein Zorn aber nach und nach sich zu mindern; endlich rief er, gleichsam wie von so vielen Bitten besiegt: „Wenn er sich noch selbst zeigte! wenn er selbst den Wunsch uns zu erkennen gäbe, wieder unser Freund zu werden! — Mein Vater: die Furcht, schimpflich abgewiesen zu werden, hat ihn bis jetzt allein abgehalten. Da Sie es nun erlauben, wird er sogleich vor ihren Augen erscheinen. — Und auf ein neues Zeichen von Alexis öffnete Einer der Gäste das anstoßende Kabinet, wo der Lehrer verborgen war. Herr Beraud trat hierauf ein; aber sein Gesicht verräth weder Furcht noch Verwirrung; es mahlt sich auf demselben nur eine sanfte Bewegung. Das dadurch verursachte Erstaunen des jungen Alexis vermehrte sich noch um Vieles, als er seinen Vater sich mit folgenden Worten an Herrn Beraud wenden hörte: „Kommen Sie Herr Beraud und nehmen Sie Platz unter uns. Mein Sohn behauptet, daß wir böse auf einander seyen. Zeigen wir ihm, daß er sich irrt. — O! mein Herr! rief Herr Beraud, Sie sehen an Ihrer Seite den glücklichsten Menschen! Nie ist ein Lehrer für die Sorgfalt, die er auf seinen Zögling verwendet, so schön belohnt worden! — Wie, mein Vater! — Nun! mein Sohn, man hat dich bloß auf die Probe stellen wollen. Herr Beraud hat keinen Augenblick aufgehört, sich meiner Achtung und meiner Freundschaft würdig zu machen. Wir wollten sehen, ob du durch deine Erkenntlichkeit den Schatz verdienetest, womit er dich bereichert. Aber ich bin jetzt stolz auf meinen Sohn und fest überzeugt, daß er immer mein Stolz und mein Trost sein wird. — Mein Vater, ich that nichts, als meine Pflicht. — Ja mein Sohn, du erfülltest bloß deine Pflicht. Es ist wirklich eine der heiligsten, eine ewige Erkenntlichkeit gegen denjenigen zu hegen, der unsere ersten Schritte auf dem Wege des Lebens geleitet, und der, indem er uns fest und gerade auf demselben zu gehen gelehrt, uns von den Lastern oder Fehlern geheilt oder bewahrt hat, die den Menschen unglücklich machen, oder sein Dasein mit Schmach und Spott bedecken. Ich verdanke mein Leben dem König Philipp, sagte Alexander der Große zu Aristoteles, welcher sein Lehrer

war; dir aber mein lieber Lehrer verdanke ich, daß ich zu leben weiß. Du bist mein zweiter Vater. Nun denn meine Herren, fuhr Herr von Blermont fort, indem er seine Freunde zur Freude aufforderte, lassen Sie uns diesen Augenblick feiern; er wird einer der schönsten meines Lebens seyn. Ja, mein Sohn, du hast nur deine Pflicht gethan; aber es gibt so viele Andere deines Alters, die in ähnlichen Fällen sich Mühe zu geben scheinen, sich als Undankbare und Widerspenstige zu zeigen; du hast um Gnade für deinen strafbaren Lehrer gebeten; jene hingegen mißkennen oder verachten ihre Lehrer, welche der Achtung und der Freundschaft aller Redlichen würdig sind. Welche glückliche Ferien! Sie verheißen mir eine glückliche Zukunft.

Die dankbare Gräfin.

Erzählung 11.

Traurig lag der arme Karl unter einem Baume und dachte seinem unglücklichen Schicksale nach. Sein Vater, ein braver Handwerksmann, war vor Kurzem gestorben und hatte seiner trauernden Gattin außer Karln noch sechs unerzogene Kinder hinterlassen. Karl sah nun wohl ein, daß er seinen sehnlichen Wunsch, auf der Schule zu bleiben und dereinst zu studieren, nicht mehr erreichen könne, weil er die Profession seines Vaters fortsetzen und seine Mutter nebst Geschwistern damit erhalten mußte. Indem er nun diesen Betrachtungen nachhing, vernahm er plötzlich ein lautes Hülfsgeschrei und sah mit Entsetzen, wie zwei scheu gewordene Pferde einen schönen Wagen, auf dem kein Kutscher saß, nach sich zogen, in welchem eine vornehm gekleidete Dame kläglich um Hülfe rief. Karl, der sich schon frühzeitig gewöhnt hatte, in Gefahren nie den Muth zu verlieren, wurde auch diesesmal von seiner Geistesgegenwart nicht verlassen. Er sprang sogleich auf die flüchtigen Pferde zu, fiel ihnen in die Zügel, bedeckte ihre Köpfe mit seinem Hute, und brachte sie, wiewohl mit großer Mühe und Gefahr zum Stehen. Nun übergab er dieselben einem Vorübergehenden, um sie zu halten, eilte an den Kutschenschlag, öffnete ihn und erkannte in der darinn sitzenden Dame seine Landesherrin, die Gräfin von Barberino. Ohne Verzug schwang er sich auf den Bock des führerlosen Wagens und fuhr in den Pallast der Gräfin. Hier übergab er den Wagen nebst der Gräfin den versammelten Hofbedienten, und eilte im Bewußtseyn, eine edle That verrichtet zu haben, vergnügt nach Hause. Am folgenden Tage wurde er durch einen Läufer der Gräfin aufgefordert, zu seiner Gebieterin zu kommen. Karl folgte ihm sogleich und ward von der Gräfin mit folgenden Worten angeredet: „Edler junger Mensch, du hast mir das Leben gerettet, womit kann ich dir einigermassen vergelten, was du für mich thatest, sprich! und wenn es mein halbes Vermögen wäre, es soll dein seyn.“ Gerührt sank Karl zu den Füßen der Dame und sagte: „Gnädigste Gräfin! was ich that, war meine Pflicht und ich würde Bedenken tragen, von Ihrer Güte Gebrauch zu machen, wenn ich nicht noch eine Mutter und sechs kleine Geschwister hätte, und ich daher meinen Wunsch zu studieren nicht befriedigen kann.“ Die Gräfin bewunderte den Edelmuth

dieses Jünglings, setzte seiner Mutter einen Jahrgehalt von 1000 Gulden aus, und versprach noch überdieß für die Kinder künftig zu sorgen. Karln aber ließ sie auf ihre eigene Kosten studieren, und nachdem er seine Studien vollendet hatte und als ein geschickter Mann zurück kam, verschaffte sie ihm eine der ansehnlichsten und einträglichsten Stellen im Lande.

Denksprüche.

9.

Mit Gott will ich in allen Sachen
Den Anfang und das Ende machen;
Dann wird er seinen Segen
Auf jede meiner Arbeit legen.

10.

Such' solche Freuden auf,
Die still dein Herz beseelen,
Und, wenn du sie gefühlt,
Dich nie mit Reue quälen.

Der Pfau und der Hahn.

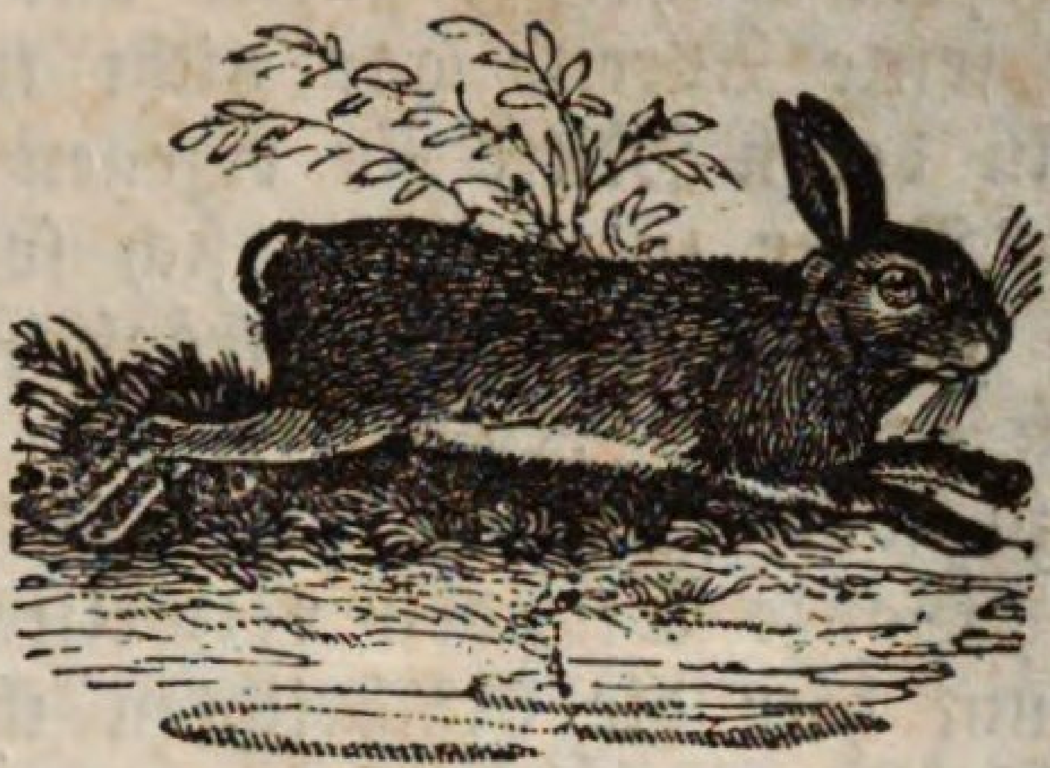
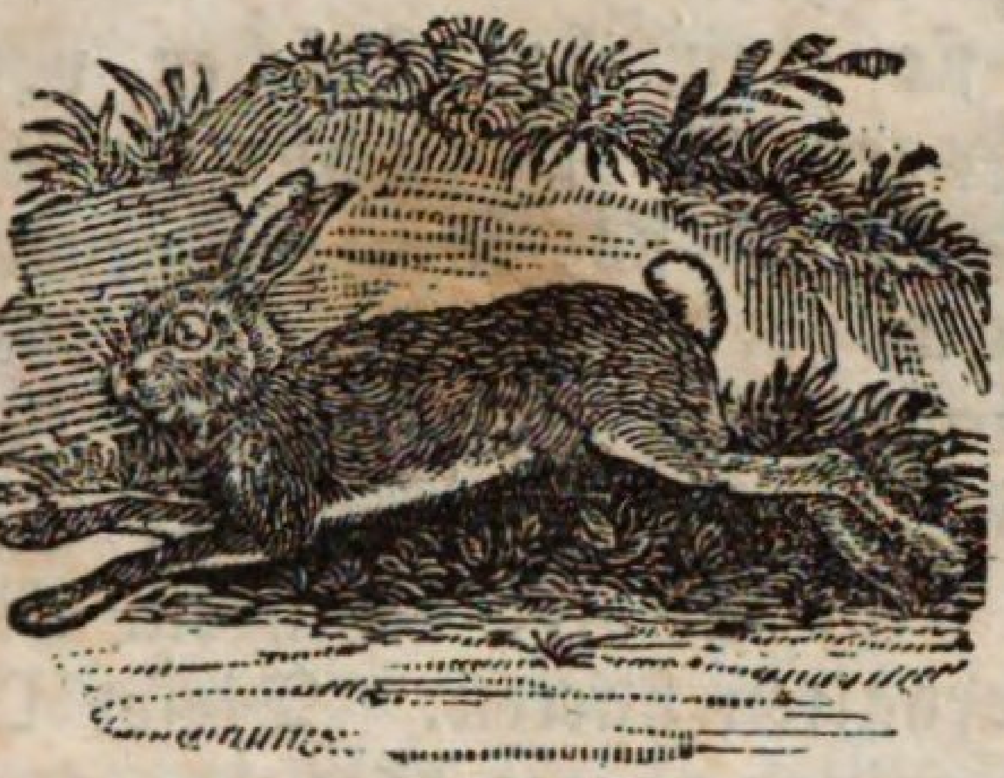
Fabel 8.

Einst sprach der Pfau zu der Henne: Sieh einmal, wie hochmüthig und trotzig dein Hahn einher tritt! Und doch sagen die Menschen nicht: Der stolze Hahn! sondern nur immer: Der stolze Pfau! — Das macht, sagte die Henne, weil der Mensch einen gegründeten Stolz übersieht. Der Hahn ist auf seine Wachsamkeit, auf seine Mannheit stolz; aber worauf du? — Auf Farben und Federn.

Der Hund und die beiden Haasen.

Fabel 9.

Zu große Begierde schadet sich immer selbst.

Ein Hund, welcher auf dem Felde einen Haasen verfolgte, sah einen andern, und suchte zugleich auch diesem nachzusetzen; indem er aber beide fangen wollte, bekam er keinen.

Elfride.

Mährchen 1.

Elfriede hatte schon in ihrem Kindesalter das Unglück, ihre Mutter zu verlieren und hing nun mit der zärtlichsten Liebe an ihrem Vater, der in ihr, dem Ebenbilde seiner verstorbenen Gattin, seine einzige Freude, sein höchstes Erdenglück fand. Mit allen körperlichen Vorzügen vereinigte Elfriede das reinste kindlichste Gemüth und die schönsten Geistesanlagen, deren allmälige Entwicklung und Ausbildung die heiligste Herzensangelegenheit ihres Vaters war. Dieser, ein englischer Baron, stand in großem Ansehen bei Hofe, denn er erfreute sich der besondern Gunst seines Königs, des braven Eduards III., dessen Kriege er alle mitgefochten und sich bei jeder Gelegenheit auf das Ruhmvollste ausgezeichnet hatte.

Elfride hatte eben ihr fünfzehntes Jahr zurückgelegt, als Fiz-Richard (dieß war der Name ihres Vaters) von seinem König Befehl erhielt, sich zu dem Heere zu verfügen, das gegen die unruhigen Schotten zu Felde zog.

Obgleich er erst seit einigen Monaten die Waffen aus der Hand gelegt, so ergriff er sie dennoch mit Vergnügen wieder, und fühlte beim Abschiede blos den einzigen Kummer, sich von seinem geliebten Kinde trennen zu müssen, dessen Unschuld und Herzensgüte das Glück seines Lebens ausmachten. Er verließ sie in den tiefsten Schmerz versunken, nachdem er sie der Sorgfalt einer Erzieherin und ihrer Kammerfrau auf das Angelegentlichste anempfohlen.

Elfride, die mit Begeisterung an ihrem Vater hing und in ihm alle Gefühle ihres wahrhaft guten und kindlichen Herzens vereinigte, konnte sich über seine Abreise gar nicht trösten. Die Einsamkeit und ländliche Stille, in deren Mitte sie erzogen worden, und deren Vergnügungen sie, mit ihrem Vater zu theilen, sich so glücklich fühlte, verlor für sie allen Reiz und wurde ihr fast unerträglich. Jeden Augenblick ging sie von ihrer Erzieherin zu ihrer Kammerfrau, um sich den süßen Ergießungen ihres Herzens zu überlassen, da Beide an ihrem Kummer den lebhaftesten Antheil nahmen. Ganze Stunden verweilten sie oft an dem äußersten Ende ihres Parks, um hier die Nachrichten ihres Vaters nur wenigstens um einige Minuten früher zu erhalten.

Einst hatte sie eben ihre Bücher verlassen, die, sonst ihre liebste Beschäftigung, ihr jetzt die tödtlichste lange Weile verursachten, und sich in den Garten begeben, wo sie, um sich gegen die Sonne zu schützen, sich in einer von der Natur gebildeten Grotte niederließ, die in einem Felsen ausgehölt, von einem kleinen Wasserstrahl des reinsten Kristalls durchrieselt, hinter einem Gebüsche von Jasmin und Geisblatt verborgen war, welches Fitz-Richard und seine Tochter an ihrem Eingange angelegt, und mit sorgsamer Pflege unterhalten hatten. Dieser Ort erweckte in ihr das Andenken an ihren Vater in seiner ganzen Stärke; sie hätte ihn sehen, ihn hören und an ihr Herz drücken mögen. „Er ist abgereist," rief sie, „schon sind drei Wochen, und ich habe nur erst einen einzigen Brief von ihm erhalten. In diesem Augenblicke vielleicht, empfindet er, von langen und beschwerlichen Märschen erschöpft, die ganze Glut dieser brennenden Sonne. O! und er sehnt sich vielleicht jetzt nach jenen Früchten, mit denen wir uns Nachmittags im Schatten dieser Grotte zu erfrischen pflegten, und deren Wohlgeschmack ich durch den süßen Duft untermengter wohlriechender Blumen noch mehr zu erhöhen suchte. Während ich im Frieden die Kühle dieses lieblichen Ruhesitzes genieße; welchen Gefahren ist nicht mein Vater ausgesetzt? Und bald erwarten ihn neue Gefahren in Mitte der Schlachten, wo seine Tapferkeit ihn in die vordersten Reihen führen wird, und wer weiß......" Ihre Zunge weigerte sich, den Gedanken auszusprechen, den die Besorgniß für ihren Vater ihr eingeflößt. Ein Strom von Thränen entquoll ihren Augen; sie zitterte und wagte kaum zu athmen. Endlich fuhr sie fort: „O! daß ich nicht in diesem Augenblicke vernehmen kann, daß du dich wohl befindest, o mein Vater! Warum mußte doch der Himmel uns die Gabe verweigern, zu wissen, wie es, fern von uns Personen, ergehe, die uns theuer sind!" Kaum hatte Elfride diese Worte ausgesprochen, als sie auch schon das Ungeziemende derselben fühlte und sich beeilte, den Himmel um Verzeihung zu bitten, daß sie es gewagt, gegen die Beschlüsse der Vorsehung zu murren. Indessen fühlte sie dennoch in der Tiefe ihres Herzens den sehnlichsten Wunsch, stets von der Lage ihres Vaters unterrichtet zu sein, ohne daß es jedoch dem Willen des Allerhöchsten widerstrebe.

Tief in diese Betrachtungen versunken, bemerkte Elfride kaum, was um sie her vorging. Indessen glaubte sie dennoch ein leichtes Geräusch zu vernehmen, ähnlich demjenigen einer Person, die sich mit leisen Schritten nähert: und da sie ihre Augen aufschlug, erblickte sie mit Erstaunen eine Figur, deren Aeußeres ein Wesen von ganz besonderer Natur verkündigte. Sie war kaum einen Fuß hoch, und gleichwohl standen alle Theile ihres Körpers mit ihrer Größe in einem bewunderungwürdig=richtigem Verhältnisse. Ihre Gesichtszüge waren von regelmäßiger Schönheit und ihre ganze Figur trug das Gepräge der Sanftmuth und des Wohlwollens. Auf ihrem Haupte trug sie einen Truban von einem wunderschönen blauen Stoffe, der einem Blumenblatte glich. Er war mit einer doppelten Reihe kostbarer Steine geziert, die, obgleich äußerst klein, dennoch einen bewunderungswürdigen Glanz verbreiteten. Ihr Kleid von blendender Weise, reichte bis auf die Erde. In der einen Hand trug sie ein elfenbeinernes Stäbchen, und in der andern einen Spiegel von ausserordentlichem Glanze.

Erstaunen und Ueberraschung bemächtigten sich Elfriedens bei diesem Anblicke. Sie wollte entfliehen, fühlte sich aber von einer unwiderstehlichen Macht wie angefesselt. Mit Unruhe heftete sie ihre Augen auf die glänzende Fremde, die sich ihr näherte und zu ihr sprach: „Sey unbesorgt, Elfride; Herzen, so unschuldig und gut wie das deinige, haben nichts von mir zu befürchten. Tausendmal hast du Feenmärchen erzählen hören, und mit Recht jedesmal sie als ungegründete Hirngespinste verworfen, die bloß ein Erzeugniß der Einbildungskraft sind, und deren Dasein sich nicht mit der Weisheit des höchsten Wesens verträgt. Stets hat die gesunde Vernunft dir gesagt, daß Gott nicht zugeben würde, daß eine Sekte untergeordneter Wesen ungestraft das menschliche Geschlecht quälen dürfe. Vernimm aber, gute Elfride! daß, wenn es deren auch keine für so eitle Zwecke gibt, dennoch welche unter der Leitung einer höhern Macht bestehen. Ihre unsichtbare Natur setzt sie in den Stand, auch über die kleinsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens zu walten. Einmal in jedem Jahrhunderte erscheinen sie den Augen begünstigter Sterblicher, die wie du, sich nicht von dem Reitze des Lasters verführen ließen und ihr Herz rein und vorwurfsfrei zu erhalten wußten. Dein Schmerz und deine Wünsche sind bis zu mir gelangt; und obgleich es mir nicht erlaubt ist, deine Besorgnisse zu zerstreuen, so steht es doch wenigstens in meiner Macht, deinen Wünschen zu entsprechen. Die Stelle, die dein Vater behauptet, setzt ihn zwar unaufhörlich neuen Gefahren aus, aber sie bedeckt ihn auch mit Ruhm. Fiz=Richard selbst fühlt sich in seiner Lage vollkommen glücklich, und möchte sie nicht mit einem friedlichen und ruhigen Leben vertauschen, das durch keine glänzende That bezeichnet wäre. Die einzige Widerwärtigkeit, die er empfindet, ist, daß er entfernt von dir leben muß; aber das Vergnügen, das er in der Hoffnung findet, macht ihm die Zeit bis zu seiner Rückkehr wenigstens erträglich. Gib dir während seiner Abwesenheit Mühe, dich in allen jenen Kenntnissen zu vervollkommnen, durch deren Erlangung du ihn so glücklich machen würdest. Unterlasse deine überflüssigen Klagen, und untergrabe durch sie nicht deine Gesundheit, die das Glück Fiz=Richards in seinem Alter seyn wird.“

Elfride vernahm diese Worte anfänglich mit einem Gefühle von Schrecken, von dem sie sich aber allmälig erholte, und nachdem sie die Richtigkeit der ihr von der Fee gemachten Bemerkungen laut anerkannt, versprach

sie derselben, künftig behutsamer zu seyn und dieses Uebermaß von Empfindsamkeit zu unterdrücken. — „Liebe Elfride," antwortete die Fee, „ich bin mit der Aufrichtigkeit deines Entschlusses, den ich in deinem Herzen lese, vollkommen zufrieden. Aber warum soll ich meinen Liebling länger hinhalten? Ich sehe, daß du ungeduldig bist, mich näher kennen zu lernen. Ich bin die Königin der Feen, und mir ist die Sorge für die Jugend, die reines Herzens ist, besonders anvertraut. Dieses Stäbchen ist die Quelle meiner Macht, und dieser Spiegel gehört dir, Elfride, wenn du noch nach dem verlangen solltest, worüber du den Himmel angeklagt, daß er dir es nicht verliehen. Sage mir, willst du wirklich fortwährend von der Lage deines Vaters unterrichtet seyn? Ich sehe, ja. Nun so nimm diesen Spiegel. Dreimal des Tages wird er dir nach einer Zwischenzeit von einer halben Stunde das Bild und die Beschäftigungen deines Vaters fünf Minuten lang treu darstellen."

Begierig streckte Elfride die Hand darnach aus und warf, indem sie ihre Blicke von der Fee abzog, zum Erstenmal ihre Augen auf das so heiß ersehnte Geschenk. Sie sah' darin das Bild ihres Vaters, der, sich mit einem Freunde unterhaltend, eben spazieren ging; sein Gesicht war der Ausdruck der Gesundheit und des Glücks. Bei diesem Anblicke konnte sie sich der Freudenthränen nicht enthalten; sie betrachtete das Bild bis zu dem Augenblicke seines Verschwindens, wendete sich dann schnell zu der Fee und konnte ihr für ihre Wohlthätigkeit und Großmuth nicht genug danken. „Du bist also mit meinem Geschenke zufrieden, Elfride," sagte sie lächelnd; „du bestehst auf deinem Entschlusse, es zu behalten? Ach! Betrogene .... Aber ich überlasse es der Erfahrung, dir die Wahl, die du getroffen, kennen zu lehren. Wenn du indessen des Besitzes dieses Spiegels einmal überdrüssig werden solltest, so kehre nur hierher zurück, und tauche ihn in das Wasser dieses Bächleins, so werde ich mich dir sichtbar machen, um ihn wieder in Empfang zu nehmen.

Als sie dieß gesprochen, verschwand die Fee, und nachdem Elfride sich von ihrem Erstaunen ein wenig erholt hatte, begab sie sich in's Schloß zurück. Ihre Erzieherin, die ihr volles und unbeschränktes Vertrauen besaß, war die Einzige, der sie diese überraschende Erscheinung mittheilte. Sie behandelte anfänglich die Sache bloß als ein Hirngespinnst, als eine Wirkung von Elfridens erhitzter Einbildungskraft. Sobald sie aber den Spiegel erblickte, begann ihr hartnäckiger Zweifel an der Wahrheit der Erzählung allmälig zu schwinden. Um sie vollends ganz zu überzeugen, bath Elfride sie, nur einmal ihre Augen auf das Geschenk der Fee zu werfen. Die Erzieherin blickte in den Spiegel, und alle Beide sahen den Baron Fiz-Richard. Während sie ihn betrachteten, strauchelte das Pferd und warf seinen Reiter auf die Erde. Elfride stieß einen Schrei aus, und der Spiegel erglitt ihren Händen. Sie hob ihn sogleich auf; aber ach! in demselben Augenblicke war auch die Erscheinung verschwunden.

Ihr Schmerz läßt sich kaum beschreiben: sie weinte und seufzte, zitterte am ganzen Körper, und indem sie sich in Zwischenräumen ganz den Schrecken ihrer Einbildungskraft dahingab, athmete sie so schwer, daß man hätte glauben sollen, sie nahe sich ihrem letzten Augenblicke. So verging die halbe Stunde, bis es ihr erlaubt seyn sollte, ihren Vater wieder zu sehen.

(Schluß folgt.)

Der Tiger, das Krokodill und der Wanderer.

Fabel 10.

Auch in der größten Gefahr verzweifle nicht! Oft dient gerade dasjenige, was deinen Untergang zu vollenden scheint, zu deiner Erhaltung.

Auf einem schmalen Wege, wo rechts ein hoher Berg emporstieg, und links der Fluß Ganges floß, ging ein Wanderer. Plötzlich sah er vom Berge herab einen grimmigen Tiger auf sich zueilen. Um ihm zu entgehen, wollte er sich gerade in den Strom stürzen, und sich durch schwimmen retten, als auch aus dem Strome ein Krokodill heraus fuhr.

O ich Elender! rief der arme Wanderer, wo ich hinblicke, ist der gewisse Tod. Voll banger Angst sank er bei diesen Worten zu Boden. Der Tiger, schon hart an ihm, that einen jähen Sprung, und — fiel dem Krokodill in den Rachen.

Zufrieden mit seiner Beute fuhr dieses in die Tiefe hinab, und der Wanderer setzte unbeschädigt seine Reise fort.

E l f r i d e.

(Schluß.)

In dem Augenblicke, als die letzte Minute verstrichen, ergriff sie auch schon den Spiegel und sah den Baron blaß und kraftlos auf einem Feldbette liegen. Sein Arm hing in einer Binde und Elfride zweifelte keinen Augenblick, daß er gebrochen sey. Dieß war Alles, was sie sehen konnte; und als der Spiegel ihr den Dienst versagte, verfiel sie in die tiefste Traurigkeit. Indessen suchte ihre Erzieherin sie zu überzeugen, wie unvernünftig es sey, wissen zu wollen, was die Vorsehung unserer Kenntniß zu entziehen beschlossen; aber Elfride, von ihrem Schmerze eingenommen, merkte nicht darauf. Die Augen auf den Spiegel geheftet, wartete sie mit Ungeduld, bis die zweite halbe Stunde verflossen sey; und als endlich der Zeitpunkt kam, zeigte er ihr das nämliche Bild.

Da nunmehr der Spiegel für diesen Tag seine Kraft verloren, so half es ihr nichts, daß sie sich den Thränen und der Verzweiflung überließ und jede Ruhe verschmähte. Aber noch vor Ende der Nacht traf ein Eilbote mit Briefen von dem Baron ein. Elfride öffnete sie eiligst; sie waren fünf Tage vorher geschrieben; und obgleich sie die befriedigendsten Nachrichten von der Gesundheit des Barons zu jener Zeit enthielten, so vermochten sie doch nicht Elfrieden zu erheitern, welche wußte, was sich seitdem mit ihm zugetragen. Sie legte sie bei Seite und erwartete unter der heftigsten Bewegung den Anbruch des Tages.

Indessen konnte sie dennoch dem Schlafe nicht widerstehen; ihre immer schwerer gewordenen Augenlieder schlossen sich, und sie wurde erst durch die Strahlen der Morgensonne aufgeweckt, die durch ihre Fenster schienen. Sie konnte es sich nicht verzeihen, eingeschlafen zu sein, nahm sogleich den Spiegel zur Hand und sah' — ihren Vater am Eingange des Zeltes. Dankend erhob sie ihre Hände gegen den Himmel und erkannte zugleich mit nicht geringer Freude, daß ihr Vater den Arm nicht gebrochen. Die Schnelligkeit seiner Widergenesung überzeugte sie, daß dieser Zufall von keinen weitern unglücklichen Folgen gewesen.

Nachdem sie dem Himmel nochmal innigst für die Erhaltung ihres Vaters gedankt, rief sie, den Blick auf ihren Spiegel gerichtet: „Unglückliches Geschenk! welche Leiden hast du mir verursacht! Hätte ich dich nicht gehabt, welche Quelle von Freude würden diese Briefe nicht für mich gewesen seyn! Ich hätte nichts von einem Ereignisse gewußt, das an sich Nichts zu bedeuten hatte, dem ich aber auch, wenn es wirklich wichtiger gewesen wäre, dennoch nicht zu steuern vermocht hätte. Ich will diesen Spiegel der Fee zurückgeben und mich künftig mit den Geschenken begnügen, die der Himmel mir verliehen hat."

Ihre Erzieherin belobte diesen Entschluß beifällig und Elfride begab sich unverzüglich in die Grotte, tauchte den Spiegel in den Bach, und in dem nämlichen Augenblicke erschien auch die Fee. „Empfange dein unglückliches Geschenk zurück," sagte Elfride; „ich habe die Uebel erfahren, die mit demselben verbunden sind, und das Ueberspannte meiner Wünsche einsehen lernen." — „Mit Vergnügen," antwortete die Fee, „nehme ich den Spiegel zurück — mit einem Vergnügen, das aus dem Gefühle entspringt,

welches ich empfinde, dich deinen Irrthum erkennen zu sehen. Ich wußte, indem ich dir ihn gab, welchen Kummer dir die Kenntniß, die du zu besitzen wünschtest, verursachen werde; aber ich durfte kaum hoffen, daß du so schnell dich überzeugen würdest, wie wenig sie geeignet sey, dich glücklich zu machen. Ich hätte dir ein vollkommneres Geschenk machen können, einen Spiegel z. B., der dir das Bild deines Vaters fortwährend vorgezeigt hätte; aber dann würdest du alle deine Beschäftigungen vernachlässigt haben, um unaufhörlich hinein zu sehen, und würdest in deiner Jugendzeit durchaus keine Fortschritte mehr gemacht haben."

„Aber Elfride, obgleich dieses Geschenk dir nicht im mindesten von Nutzen war, so ist dies doch nicht der Fall mit der Erfahrung, die du durch dasselbe gemacht hast. Du weißt in Zukunft, wenn du wieder zu irgend einem Wunsche versucht sein solltest, daß seine Erfüllung wahrscheinlich eben so wenig geeignet sein dürfte, dich wahrhaft glücklich zu machen, als jene Kenntniß, die du für eine Quelle des Trostes hieltest, die aber nur dazu diente, dich unglücklich zu machen, obgleich wohl kein Wunsch weniger Unannehmlichkeiten befürchten zu lassen schien, als derjenige, welchen die kindliche Liebe dir schien eingeflößt zu haben. Laß' also, Elfride, dieß künftig dir zur Warnung dienen und lerne, daß alle Wünsche, die du etwa noch fassen und nähren könntest, übertrieben und ungereimt sind, deren Erfüllung dich mißvergnügt machen könnte."

Die Fee schwieg, und Elfride, nachdem sie ihr für ihre Lehre aufrichtig gedankt hatte, begab sich in tiefem Nachdenken über Alles, was sich mit ihr zugetragen, in's Schloß zurück.

Der gute Vater.

Erzählung 12.

Binto ging mit seinem Sohne Konstantin an einem Frühlingsmorgen, es war erst drei Uhr gewesen, auf eine liebliche Anhöhe im Freien, um dort den Aufgang der Sonne zu erwarten. Kaum hinter das Dorf gekommen, überlief sie ein Mann ebendaher, der große Eile zu haben schien. Vater Martin, wohin so schnell? rief ihm Binto zu, nachdem er von ihm ehrerbietig gegrüßt worden war. In's nächste Dorf, nach Reichheim. Was habt Ihr denn dort so früh zu thun, wenn ich fragen darf? Sehr wenig und auch sehr viel, fuhr Martin zu reden fort, denn ich hole mir dort beim Bäcker eine Semmel und bei dem Ziergärtner einen Kranz. Beides ist sehr wenig, weil mich das Ganze nicht mehr als zwei Silbergroschen kosten soll, doch für meine Armuth genug; sehr viel aber wird es sein für meine kleine Therese, wenn sie nach meiner Nachhausekunft heute an ihrem Geburtstage erwachen und den Kranz um ihr Haar und die Semmel auf ihrem Bette finden wird. Ich freue mich recht auf jenen herrlichen Augenblick, den ich bei ihrem Erwachen haben werde.

Nachdem Martin dieses gesprochen, eilte er um so schneller weiter.

Lieber Konstantin, unterbrach Binto bald das Schweigen, dieser schöne Zug unseres Martin, diese große Liebe des guten Vaters zu seinem Kinde steht mir bei weitem höher, als das herrlichste Schauspiel der Natur, das

uns gewiß auf unserer Anhöhe dort erwartet. Siehst du, so gut sind die Eltern ihren Kindern, daß sie Schlaf und Geld entbehren und ihnen zu Liebe darben, und sich nur dann glücklich fühlen, wenn sie ihre Kinder glücklich sehen; ja sie essen, wo Mangel und Noth zu Hause sind, bei all ihrer schweren Arbeit sich selbst kaum satt, um ihre Kinder nicht hungrig vom Tische aufstehen zu lassen. Ich habe das, sprach Konstantin, lieber Vater, bei der Erzählung Martins auch empfunden. Meine Seele war tief ergriffen von der großen Liebe zu seinem Kinde. Viel dankbarer noch schlägt jetzt mein Herz für Sie und die gute Mutter, denn Sie lieben mich ja Beide nicht minder, wie Martin seine kleine Therese. Sie werden mir aber, mein Vater, erlauben, bald nach unserer Rückkehr für jenes Mädchen noch etwas aus dem Gewölbe unseres Kaufmannes holen zu dürfen. Mein Sohn, entgegnete der Vater, herzlich gern; ich habe diese Bitte von Dir erwartet, damit die kleine Therese heute eine um so größere Freude habe, und Martin durch seine Liebe und Aufopferung für sein Kind sich in Deinem Geschenke etwas belohnt sehe.

Als die kleine arme Therese gegen sechs Uhr erwachte und sich aus dem Bette erheben wollte, fühlte sie einen schönen Kranz auf dem Haupte und sah eine Semmel vor sich liegen. Freudig schlug das Kind die Hände zusammen; oft küßte es bald dankbar den Vater, bald die Mutter. Eine Thräne drang aus den Augen der Eltern, weil ihr kleines Geschenk ihr Kind schon so glücklich machen konnte.

Du hast noch mehr, begann jetzt der Vater, siehe diesen schönen Zeug zu einem Kleidchen für Dich! Der junge Herr oben, unser Konstantin, hat es Dir vorhin, als Du noch schliefst, gebracht. Kaum wußte sich das arme Kind zu mäßigen in seiner Freude, denn so etwas Schönes war noch nicht vor seine Augen gekommen, um so weniger hatte ein so prächtiger buntfarbiger Zeug ihren Körper geschmückt.

So können auch arme Eltern und Kinder, wenn die heilige Liebe sie gegenseitig durchglüht, sich unendlich viel das Leben erheitern und es zu einem glücklichen und zufriedenen schaffen.

D e n k s p r ü c h e.

11.

Mädchen, sey dem Veilchen gleich,
Und an stiller Tugend reich;
Dann trägst du auf Erden hier
Schon den Himmel selbst in dir.

12.

Dem sanften Veilchen gleich,
Das im Verborgnen blüht,
Sey immer fromm und gut,
Auch wenn kein Mensch dich sieht.

Der fromme Sinn.

Lied 3.

Wenn uns ein frommer Sinn belebt,
Und unser Herz ihn ehret;
Wenn dieser Sinn mit Eifer strebt,
Zu thun, was Gott uns lehret:

Dann lastet keine Reu' und Schuld
Auf uns, und heitre Freude
Im Glück, im Unglück Ruh; Geduld
Steht treu uns dann zur Seite.

Nur Unschuld wohnt in unsrer Brust,
Und heiter ist's Gemüthe;
Wir sind der Frommen Freud' und Lust,
Uns lohnet ihre Güte.

Die Fliege, Wespe und Biene.

Fabel 11.

Seyd fleißig in der Jugend, damit ihr nicht im Alter Mangel und Armuth leidet.

Ich lobe dich zwar, o Biene! sagte eine Fliege, weil du so fleißig den Honigsaft aus den Blumen saugst; denn auch ich ergötze mich am Honig und süßen Saft. Aber darüber wundere ich mich doch, daß du so emsig und so mühselig arbeitest, die wächsernen Zellen zu machen. Ich, die ich mir kein Haus baue, habe diese mühsame Arbeit nicht und lebe, indem ich keine bleibende Stätte habe, desto freier und bequemer, wo es mir beliebt.

Die Wespe fing an: die Biene handelt klug, daß sie sich ein Haus bauet; denn es ist sehr nützlich, eine Herberge zu haben, wohin man fliehen kann, wenn der Himmel unfreundlich und regnerisch ist. Aber das scheint mir wunderbar, warum sie mit so vielem Fleiß ihre Zellen mit Honig voll stopft. Wozu so vielen überflüssigen Lebensvorrath? Ist es nicht besser, an jedem Tage frisches Futter zu suchen, es würde dann besser schmecken.

Schweiget, sprach die Biene, die ihr eure Trägheit und Sorglosigkeit lobet. Der kommende Winter wird zeigen, wie leer und eitel euer Gerede ist. Denn da wirst du, o Fliege! der Wohnung und der Lebens-

mittel beraubt, bald durch Hunger und Kälte zu Grunde gehen. Du aber, Wespe! wirst, obgleich dich deine Wohnung gegen die Kälte schützen kann, doch bald aus Mangel an Nahrung sterben; während ich, gegen alles Ungemach des Winters innerhalb meiner Zellen geschützt, und im Ueberflusse an Nahrung, ruhig und vergnügt diese traurige Jahreszeit zubringen kann.

Der gefangene Hecht rettet aus einer großen Noth.

Erzählung 13.

Armuth ist keine Schande. Der beste und frömmste Mensch kann in Armuth gerathen. Nur der Lasterhafte verdient Verachtung, gegen den guten Armen muß man mitleidig und erbarmend seyn. Ein armes Kind muß man nicht gering schätzen. Dem verlassenen Nothleidenden hilft der gütige Gott oft auf eine wunderbare Art. Dies könnt Ihr aus der folgenden, merkwürdigen Geschichte lernen.

Friedrich Siebert hatte von seinem Vater ein kleines Haus und einen Garten geerbt. Er war ein fleißiger Arbeiter und verdiente mit Holzschlagen im Walde für sich und seine Familie Brod und Unterhalt. Mit seiner Gattin lebte er sehr glücklich. Sie ging auf Taglohn. Als sie aber Mutter von sieben unerwachsenen Kindern war, da konnte sie das Haus nicht mehr verlassen, mußte die Kleinen hüten, daß sie sich und Andern nicht schadeten.

Der Vater konnte kaum so viel verdienen, um die Seinen kärglich zu speisen und zu kleiden. Dabei aber war er heitern Muthes und sagte zu seiner Gattin: „Laß uns nur dem lieben Gott vertrauen! Er hat uns die guten, gesunden Kinder gegeben, und wird sie, wenn wir fleißig arbeiten, nicht verhungern lassen.“

Aber der arme Siebert hatte im Walde das Unglück, daß ihm ein Zacken auf den Kopf schlug, und er für todt niederstürzte. Zwar erholte er sich von seiner Ohnmacht wieder, aber er fiel in eine schwere Krankheit, und lag mehrere Tage ohne Verstand. Um sein Bette weinten Frau und Kinder. Als er wieder zur Besinnung kam, jammerte er über die Seinen, die nichts zu leben hatten.

Die leidende Frau mußte zu dem Kaufmann Herwig gehen, der sehr reich war, und zehn Thaler borgen. Der harte Mann gab ihr das Geld erst dann, als sie ihm ihren Kessel, ihr Leinenzeug, ihren Brautanzug und den Sonntagsrock ihres Mannes zum Unterpfande gebracht hatte. Um aber den Kranken nicht zu betrüben, den sie herzlich liebte, sagte sie ihm nichts davon.

Als Siebert wieder so weit genesen war, daß er mit schwachen Kräften gehen konnte, sollte sein erster Gang der seyn, daß er dem lieben Gott für sein Leben und die Erhaltung seiner Vernunft danken wollte. Aber, aber, der Sonntagsrock fehlte, der war noch versetzt! Die arme Frau mußte es nun bekennen, daß sie ihn mit den andern Sachen den Kaufmann Herwig habe geben müssen, der ihr dagegen zehn Thaler borgte.

Siebert sagte seiner Frau darum kein böses Wort; aber er sprach mit trauriger Miene: „Glaubt denn der Mann, daß Du ihn betrügen konntest?

Ausser meinem Sonntagsrock ist das, was er hat, wohl zwanzig Thaler werth. Er wird ihn mir doch wohl herausgeben?"

Siebert ging zu ihm und bat ihn um den Sonntagsrock; aber Herwig, taub gegen sein Flehen, ertheilte ihm folgenden Bescheid: „Bringt mir erst die zehn Thaler, sonst gebe ich Euch die Lumpen nicht zurück. Wartet Ihr länger, so werden sie die Motten fressen, und ich bin um mein Geld betrogen. Legt Ihr mir vier Thaler auf den Tisch, dann sollt Ihr Euern Rock haben, so aber nicht."

Der arme Siebert war in großer Noth. Er wollte so gern in die Kirche gehen, mit der Alltagskleidung konnte er's nicht. Er war an zwei Orten gewesen und Niemand bezeigte Lust, ihm vier Thaler zu borgen.

„Komm, Anton," sagte er in der Abenddämmerung zu seinem ältesten Sohne, „wir wollen an die Elbe gehn und angeln. Vielleicht fangen wir so viele Fische, daß wir dann morgen ein Mittagbrod haben. Der liebe Gott, der die jungen Raben speist, wird uns nicht verlassen."

So gingen Vater und Sohn nach dem nahen Flusse hin. Das Wasser war ruhig und die Luft lau. Eine halbe Stunde hatte Siebert geangelt, und nur zwei kleine Weißfischchen gefangen. Er wollte aufstehen und nach Hause gehen, als Anton zu dem Vater sagte: „Laßt die Angel noch einmal in's Wasser, und fangt Ihr dann nichts, so hört auf."

Es waren nicht drei Minuten verflossen, als es im Wasser so an der Angel zuckte, daß Sieberten die Ruthe aus der Hand gerissen worden wäre, wenn er nicht stark war und sie fest hielt.

Anton schrie vor Freude laut: „Vater, das ist ein großer, unbändiger Fisch!"

Siebert zog; aber er fürchtete, daß die Angelschnur zerreißen würde. Es hatte sich an dem Angelhaken ein Hecht festgebissen, der über zwölf Pfund wog. Der Knabe wollte den Fisch beim Kopf fassen, und ihn auf dem Rasen festhalten, da er sprang. Warnend rief ihm der Vater zu: „Kind, laß los, fasse das Thier nicht an, es hat sehr scharfe Zähne und kann Dich gefährlich beißen."

Der fromme Mann sank auf die Knie und dankte dem gütigen Gott, daß er ihn den Fisch fangen ließ.

Auf dem Rückwege sagte er zu seinem Sohne: „Wie gut ist's doch, daß ich Dich mitnahm! Auf Deine Bitte ließ ich die Angel wieder in's Wasser, sonst wäre ich weggegangen und hätte den mächtigen Hecht nicht gefangen. Nun weis ich's gewiß, der gute Gott steht uns bei. Zwei Thaler ist der Hecht werth. Ich will ihn zu dem Haufmann Herwig tragen, vielleicht gibt er mir dafür meinen Sonntagsrock heraus, damit ich in die Kirche gehen und Gott danken kann. Laufe Du nur voraus zur Mutter und verkünde ihr unsern Fang und unsere Freude."

Als Siebert mit dem Fische zu dem Kaufmann kam, staunte dieser, als er das große Thier sah. Er glaubte, Siebert wollte ihm mit dem Hecht ein Geschenk machen, auf daß er ihm die zehn Thaler noch länger borgte.

Er fragte Sieberten: „Was wollt Ihr für den Fisch?" — „Zwei Thaler," antwortete er, „und meinen Sonntagsrock." . . . Da fuhr ihn der Kaufmann hart an und sprach: „Kerl, Ihr seyd wohl nicht recht klug? . . . Siebert schwieg und schalt nicht wieder.

Herwig aber war so unvorsichtig, daß er dem Hecht in's Maul faßte, der schnappte zu, biß ihm in die Hand, daß er aufschrie, den Fisch verfluchte und im Zorn sagte: „Nehmt das Unthier und verkauft es, wo Ihr wollt! Bringt Ihr mir aber nach acht Tagen meine zehn Thaler nicht, so lasse ich Eure Sachen verauktioniren.“

Als Siebert den Fisch über die Straße trug, machte er, wegen seiner Größe, allgemeines Aufsehen. Da begegnete ihm auch der Bediente des Herrn von Lindenau, der sah den Fisch an und sagte zu Sieberten: „Folgt mir, mein Herr wird Euch den Hecht gut bezahlen. Morgen ist das Hochzeitfest seiner Tochter, und da gibt es einen großen Schmaus.“

Alle im Hause des Herrn von Lindenau wunderten sich, als sie den Hecht sahen. Siebert forderte nicht und sprach: „Ich bin ein Vater vieler Kinder und ein armer Mann; lange lag ich krank darnieder; da mußte meine Frau in der Noth meinen Sonntagsrock versetzen. Ach, ich kann nicht in die Kirche gehen! Geben Sie mir für den Fisch was Sie wollen, ich bin damit zufrieden.“

Siebert mußte seine Unglücksgeschichte erzählen, und auch von dem unbarmherzigen Kaufmann Herwig redete er. Alle die ihm zuhörten, waren von Mitleid gerührt.

Der Herr von Lindenau entfernte sich. Nach einem Weilchen kam er wieder, gab Sieberten für den Hecht zehn Thaler und sagte: „Ich weiß es, Ihr seyd ein frommer, redlicher Mann. Kommt auf künftigen Mittwoch wieder zu mir, ich will Euch helfen. Sagt mir keinen Dank, Gott und das Herz belohnt am besten.“

„Könnt Ihr die Freude der Mutter und der Kinder Euch denken, als Siebert in seiner Wohnung ankam und sein Glück erzählte? Wer von ihnen beten und Gott danken konnte, der fiel auf die Knie. Siebert lag auch auf den Knien und seine Freudenthränen flossen.“

Am folgenden Morgen erhielt der Kaufmann sein Geld und mußte die verpfändeten Sachen herausgeben. Er hatte die Hand verbunden, in die ihn der Hecht biß.

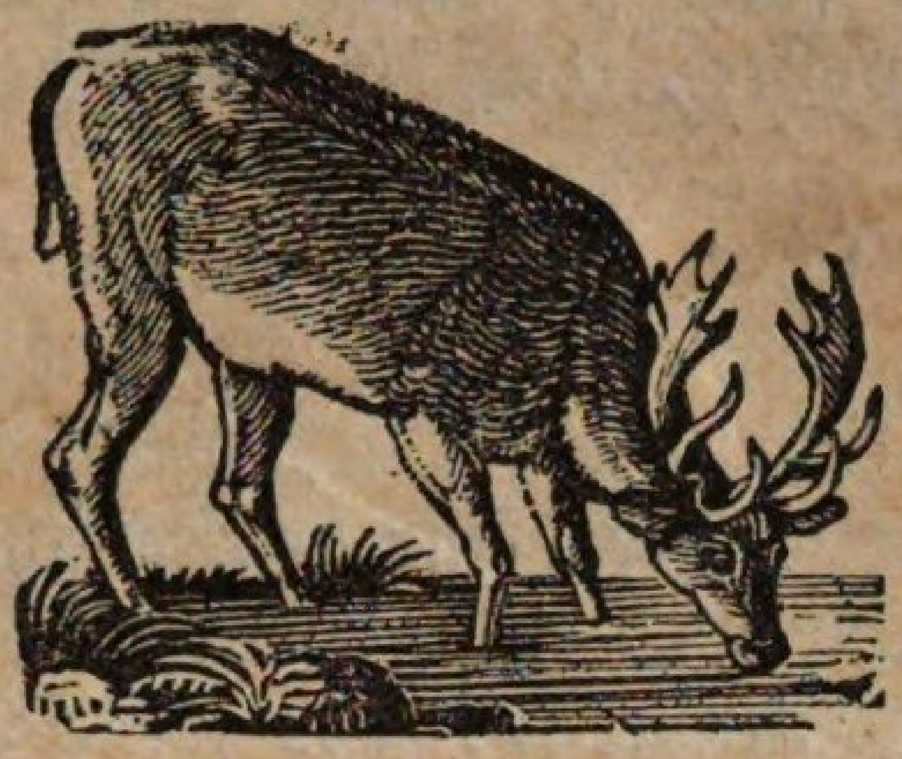
Von dem Mittwoch an, wo Herr von Lindenau Sieberten zu sich bestellte, war dieser edle Mann der Versorger der redlichen Familie, und hatte keinen treuern, dankbarern Arbeiter, als ihn. Siebert ging alle Sonntage in die Kirche.

Der Hecht half aus der Noth.

Gütig und wohlthätig seyn,
Arme Menschen zu erfreu'n,
Dies sey schon in meiner Jugend
Meine Wonne, meine Tugend.
Ist ein Hungriger in Noth,
O, dann geb' ich ihm mein Brod.
Wenn ich lind're Andrer Schmerz
Dann lohnt mich das eig'ne Herz,
Und vom Himmel sieht auf mich
Gottes Liebe väterlich.

Der Hirsch am Bache.

Fabel 13.



Ein Hirsch bewunderte sein prächtiges Geweih
Am Spiegel einer klaren Quelle.
„Wie prächtig! — Auf derselben Stelle,
Wo Königskronen steh'n! — Und wie so stolz und frei!
Auch ist mein ganzer Leib vollkommen schön; — allein
Die Beine nicht, die sollten schöner seyn!“ —
Und als er sie besieht mit forschendem Gesicht',
Hört er im nahen Busch' ein Jägerhorn erschallen,
Sieht eine Jagd von dem Gebirge fallen,
Erschrickt und flieht. — Nun aber hilft ihm nicht
Das prächtige Geweih dem nahen Tod' entflieh'n,
Nicht sein vollkomm'ner Leib, — die Beine retten ihn.
Die reißen, wie ein Pfeil, die prächtige Gestalt
Mit sich durchs weite Feld und fliegen in den Wald;
Hier aber halten ihn im vogelschnellen Lauf'
An starken Zweigen oft die vierzehn Enden auf.
Er reißt sich los und zürnt darauf;
Lobt seine Beine nun, und lernet noch im Fliehen
Das Nützliche dem Schönen vorzuziehen.

Gorgo, oder der gute Neger.

Erzählung 14.

Carl war 8 Jahr und Marie 6 Jahr alt, als sie sich mit ihrer Mutter einschifften, um nach Amerika zu fahren. Ihr Vater, Namens Villfeld, hatte in seiner Handlung beträchtlichen Verlust erlitten; sein Sturz war die Folge dieses Unglücks, und der Kummer brachte ihn frühzeitig in's Grab. Nach seinem Tode theilten sich seine Gläubiger in seine Güter, ohne auch nur den kleinsten Theil davon der unglücklichen Familie zu lassen.

Die Frau Villfeld hatte in Amerika einen sehr reichen ältern Bruder, welchen sie in ihrem Unglücke um Hülfe anflehte Nachdem sie lange Zeit auf Antwort gewartet hatte, erhielt sie endlich nebst einer bedeutenden Summe Geldes einen Brief von ihm, in welchem er sie und ihre Kinder

zu sich einlud. Sie entschloß sich jedoch nicht eher zu dieser gefährlichen Reise nach Amerika, als bis sie beinahe die ganze Summe, welche ihr geschickt worden war, verbraucht hatte, und sie sich nun nicht mehr zu helfen wußte. Kaum blieb ihr noch so viel übrig, die Reisekosten zu bezahlen, und nur mit Mühe fand sie einen Schiffskapitän, welcher sie unter Bedingung mitnehmen wollte, daß ihr Bruder das an dem Reisegelde Fehlende bezahlen solle.

Frau Villfeld fühlte schon während der ersten Tage ihrer Reise, daß sie dieselbe nicht ertragen könne. Ihre Gesundheit war durch ihren Kummer und durch die ängstlichen Sorgen, welche sie auf Carl und Marie ungeachtet ihrer Leiden verwandte, sehr geschwächt. Die Kräfte schwanden immer mehr und ein schneller Tod endigte ihre Leiden. Dem Schiffskapitän, welcher ein hartherziger Mann war, der seine Aeltern nicht einmal kannte und selbst keine Familie hatte, waren alle Familienbande fremd. Ihm waren Carl und Marie lästig, weil er fürchtete, sie nun behalten zu müssen; denn die Papiere der Frau Villfeld waren verloren und von den Kindern konnte man nur so viel erfahren, daß ihr Onkel Gottfried heiße und sehr reich sey. Nicht allein der Schiffskapitän, sondern auch seine ganze Dienerschaft behandelten sie so schlecht, daß sie in die traurigste Lage wären versetzt worden, wenn nicht noch einige mitleidige Matrosen für ihre nöthigsten Bedürfnisse gesorgt hätten.

Carl und Marie beweinten lange Zeit ihre gute Mutter und liebten sich einander so sehr, daß keins ohne das andere zu leben wünschte. So oft sie allein waren, sprachen sie immer nur von ihrer Mutter und von ihrem Onkel Gottfried, den sie gleichsam für ihren zweiten Vater hielten. Oft saßen sie stillschweigend auf dem Verdecke, und würden sich gerne von da in's Meer gestürzt haben, wenn sie daran dachten, daß ihre Mutter jetzt nicht mehr bei ihnen wäre, sondern auf dem Grunde des Meeres ruhe; allein die Furcht, gegen Gottes Gebot zu handeln, hielt sie davon zurück; denn ihre Mutter lehrte sie schon frühe, Gott wohlgefällig zu handeln und auf ein anderes Leben zu hoffen, wo sie alle wieder vereinigt würden.

Nachdem die Fahrt lange gedauert hatte, schrie endlich ein Matrose „Land!" Carl und Marie sahen Anfangs nur einen schwarzen Punkt in weiter Ferne, welcher sich immer mehr vergrößerte, bis sie endlich eine Stadt mit einem Hafen erkannten, wo auch bald ihr Schiff die Anker auswarf.

Als die Reisenden an's Land gestiegen waren, war man eifrig damit beschäftigt, die Waaren auszupacken, ohne sich um die zwei armen Kinder zu bekümmern. In ihrer Freude jetzt wieder auf festem Lande und nicht mehr in dem engen Schiffsraume eingesperrt zu sein, liefen sie Arm in Arm ungeduldig bald hier, bald dorthin, indem sie überall nach ihrem Onkel Gottfried fragten. Sie erstaunten jedoch sehr, daß man sie nur neugierig ansah, ohne ihnen zu antworten, was jedoch deßwegen geschah, weil man ihre fremde Sprache nicht verstand. Während sie nun immer weiter gingen, kamen sie endlich vor die Stadt hinaus und verirrten sich bald so sehr, daß sie den Rückweg nicht mehr finden konnten. Sie kamen an einen Wald, wo sie nirgends einen Menschen noch eine Wohnung erblickten. Viel unglücklicher als in ihrem Schiffe, setzten sie sich wegen Müdigkeit an einem Baume nieder, indem sie auch durch Hunger und Durst schon ganz ermattet waren. Als beide einige Zeit lang geweint

hatten, beschloß Carl, sich nach Hülfe umzusehen. Marie, welche nicht mehr weiter gehen konnte, war der Verzweiflung nahe und wollte nicht, daß sie ihr Bruder verließ. Carl trocknete ihre Thränen und versuchte es, sie auf seinen Schultern zu tragen. Er wollte sie eben auf seinen Rücken heben, als plötzlich ein Neger vor ihnen stand und sie fragte, was sie nöthig hätten. Obgleich Carl und Marie seine Sprache nicht verstanden, so sahen sie doch an seinen Mienen, daß er sich ihrer annehmen wolle; und da sie sich vor den Schwarzen nicht fürchteten, weil sie schon auf dem Schiffe und an dem Hafen viele solcher gesehen hatten, so gaben sie ihm zu verstehen, daß sie müde seyen und von Hunger und Durst gequält würden.

Dieser gute Schwarze wurde so gerührt von dem Unglücke der Kleinen, daß er sogleich Marie auf seine Arme nahm, und dem Karl in seine Hütte zu folgen befahl, welche nicht weit von da, hinter dem Gehölze lag. Sobald sie dort angekommen waren, stellte ihnen der Neger seinen ganzen Vorrath an Speisen vor und freute sich sehr, als er sah, daß sie sich dieselben recht wohlschmecken ließen. Unterdessen suchte er auch eine Ruhestätte für sie zu bereiten, welche jedoch nur aus Gras bestand und mit einer Binsenmatte bedeckt war, da ohnehin in jenen brennendheißen Gegenden, Betten, wie die unsrigen, zu heiß machen würden. Carl und Marie legten sich bald, nachdem ihr Hunger gestillt war, nieder, und schliefen ein, indem sie Gott und dem guten Neger für ihre Rettung dankten. Als sie am nächsten Morgen frühe erwachten, war ihr Wirth schon an seine Arbeit gegangen, nachdem er ihnen vorher Obst und Brod zum Frühstücke hingestellt hatte. Sie aßen davon und gingen dann in ein kleines Gärtchen vor der Hütte, wo mehreres Federvieh ihre Aufmerksamkeit auf sich zog.

Nach und nach gewöhnten sich die beiden Kleinen so sehr an Gorgo, so hieß nämlich der Neger, daß sie nur noch selten an ihren Onkel Gottfried dachten. Sie besorgten während der Abwesenheit des Negers die nöthigen Geschäfte im Gärtchen vor der Hütte, bereiteten das Essen, fütterten das Federvieh und waren in Allem nach ihren Kräften thätig.

Carl schnitt auch eines Tages mehrere Weidenzweige in einem nahen Gehölze ab, woraus er, um dem Gorgo eine Freude zu machen, ein schönes Körbchen flocht, welches Marie mit Blumen schmückte und mit Erdbeeren anfüllte, worüber der Neger bei seiner Zurückkunft eine unaussprechliche Freude empfand. Nach dem Wunsche des Negers flocht Carl noch mehrere Körbchen, welche jener alsdann mit Erlaubniß des Knaben gut verkaufte. So lebten sie stets einig miteinander und suchten sich wechselsweise zu erfreuen. Alle Körbchen, welche der Neger nach dem Willen der beiden Kinder feil bot, wurden, weil sich viele Käufer fanden, so gut bezahlt, daß sie hofften, den Gorgo mit dem erlös'ten Gelde bald loskaufen zu können.

Gewöhnlich trug Gorgo erst nach vollendetem Tagewerk diese Körbchen zur Stadt, und kam jedesmal wieder bald nach Hause. Man denke sich daher die Unruhe der Kinder, als sie eines Abends auf seine Rückkehr vergebens gewartet hatten. Sie legten sich nicht zu Bette, und durchwachten unter Thränen die ganze Nacht, in der Hoffnung, ihn von weitem zu hören, oder bald zu sehen. Der Tag brach an, aber Gorgo kam noch nicht wieder.

Kaum war die Stunde, welche ihn sonst zur Arbeit rief, verflossen, als auch schon ein Sclave in die Hütte trat, sich nach der Ursache zu erkundigen, warum Gorgo noch nicht gekommen wäre. Die Kinder wußten nichts zu antworten, und der Sclave ging schnell weg, die Abwesenheit des Gorgo anzuzeigen. Sein Herr, durch andere schlechte Sclaven dazu verleitet, befürchtete, er würde unter den Sclaven eine Verschwörung gegen ihn bewirken und gab den Befehl, Gorgo überall zu suchen, indem er jedem, welcher ihn bringen würde, eine Belohnung versprach. Gorgo, welcher bei seiner Rückkehr aus der Stadt von der Nacht und einem heftigen Sturme überrascht worden war, kam wegen der Dunkelheit in eine sumpfige Gegend, nahe am Meere, aus der er erst am Tage einen Ausweg suchen konnte, indem er sonst in der Nacht bei weiterem Vorwärtsgehen leicht hätte ertrinken können. Kaum war er jedoch bei Tagesanbruch seiner Hütte nahe gekommen, so wurde er auch alsbald von den nach ihm ausgeschickten Sclaven gefangen genommen und ohne daß er Carl und Marie nochmals sprechen konnte, vor seinen Herrn geführt. Dort wollte er sich wegen seiner Abwesenheit entschuldigen, allein viele seiner Mitsclaven, welche schon längst seinen Tod wünschten, suchten ihn zu verläumden und ihren Herrn dadurch gegen ihn zu erzürnen, daß sie vorgaben, er hätte einen Aufruhr anfangen wollen und harte Drohungen gegen seinen Herrn ausgesprochen. Wüthend darüber, verurtheilte ihn sein Herr, ohne seine Vertheidigung hören zu wollen, zum Tode.

Unterdessen eilte der wüthenste Feind Gorgo's in dessen Hütte und forderte von den beiden Kindern, indem er ihnen das bevorstehende Unglück sagte, ihm das erlös'te Geld zu geben. Die Kinder geriethen darüber in Verzweiflung, indem sie wohl einsahen, daß sie ohne Gorgo nicht leben konnten. Der böse Neger suchte die Kinder zu beruhigen und versprach ihnen, sich bei seinem Herrn für Gorgo zu verwenden und sich ihrer anzunehmen. Kaum hatte er sie jedoch verlassen, so eilten die Kinder ihm nach und kamen an einen freien Platz, auf welchem ein Neger an einen Balken angebunden war, in welchem sie bald ihren geliebten Gorgo erkannten, der hier seine Todesstrafe erwartete. Sie eilten sogleich auf ihn zu, umarmten und küßten ihn, ohne sich von ihm trennen zu lassen. Die besseren der herumstehenden Neger wurden bis zu Thränen gerührt und beeilten sich, ihrem Herrn dieß mitzutheilen. Dieser glaubte, als er viele seiner Negersclaven nach seinem Hause kommen sah, der Aufruhr, welchen Gorgo veranstaltet haben sollte, würde jetzt anfangen und kam ganz bewaffnet aus seinem Hause. Bald entfielen ihm jedoch die Waffen, als er die rührende Scene erblickte. Er näherte sich den klagenden Kindern und erkundigte sich nach ihrem Namen, ihrem Vaterlande und auf welche Art sie zu Gorgo gekommen seyen. Sie erzählten ihm Alles, worauf er sich ihnen, als ihr Onkel Gottfried zu erkennen gab. Die Freude der Kinder war groß. Sie mußten auf seine Bitten sogleich mit gehen und dem Neger wurde die Todesstrafe erlassen. Derselbe blieb nachher bis an das Ende seines Lebens bei den beiden Geschwistern Carl und Marie, welche nach ihres Oheims Tode dessen ganzes Vermögen geerbt hatten und Alles aufboten, ihren Wohlthäter, den guten Gorgo, mit treuer Liebe zu pflegen, um so sich dankbar gegen ihn zu beweisen.

Der Schutzgeist

oder

Führer und Begleiter der Jugend.

Ein

Bildungs- und Unterhaltungs-Buch

in einer

auserlesenen Sammlung

lehrreicher Fabeln, Gedichten, Liedern, Legenden, Parabeln, Denksprüchen, Anekdoten, Mährchen und Erzählungen aus dem Menschenleben, so wie aus der Natur- und Völker-Geschichte.

Herausgegeben

von dem

Verfasser des christlichen Familien-Tempels.

In 52 Lieferungen mit mehr als 150 Vignetten.

2 Quartal.

Augsburg, 1839.

In J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Der sterbende Greis.

Gedicht 3.

Komm an mein Lager, Sohn, und höre,
Ich fühl' es, bald verlaß ich dich;
Befolge meine letzte Lehre,
Als Freund und Vater spreche ich.
Du bist noch jung und unerfahren,
Oft hältst du Schein für wahres Licht,
O! glaube meinen grauen Haaren
Und wähle nach dem Aeußern nicht.
Ein nützlich Glied im Staat zu werden,
Wünscht schon der gute Knabe sich;
Zur Arbeit lebt der Mensch auf Erden,
Bist thätig du, krönt Ehre dich.
Du bist im Frühling deiner Tage,
Zu lernen sey nun deine Lust. —
Sohn präge, was ich dir jetzt sage,
Recht tief in deine junge Brust.
„Sey bieder, hege Menschenliebe,
„Verachte den Geringen nicht;
„Dienstfertig sey aus edlem Triebe,
„Und halte was dein Mund verspricht.
Dir wird nicht schwer, darnach zu streben,
Ich weiß du hast ein gutes Herz;
Beruhigt geh' ich in jenes Leben,
Und scheide ohne Gram und Schmerz.
Hier schwieg er, faltete die Hände,
Und blickte froh zum Himmel auf,
Dann auf den Sohn, es kam sein Ende
Und segnend schloß sein Lebenslauf.

Das Schaf und die Schwalbe.

Fabel 13.

Eine Schwalbe flog auf ein Schaf, ihm ein wenig Wolle für ihr Nest auszurupfen. Das Schaf sprang unruhig hin und her. „Wie bist du doch so karg gegen mich!" sagte die Schwalbe. „Dem Hirten erlaubst du, daß er dich deiner Wolle über und über entblößen darf, und mir verweigerst du eine kleine Flocke! Woher kommt das?"

„Das kommt daher," antwortete das Schaf, „weil du mir meine Wolle nicht mit eben so guter Art zu nehmen weißt, als der Hirte."

Das Veilchen.

Parabel 1.

In der Laube im Garten saß der Vater, und um ihn her spielten seine Kinder, des schönen Abends froh.

Da kam Minchen herbei und brachte ein Sträußchen von Veilchen, die sie so eben gesammelt hatte, und alle übrigen kamen dazu und freueten sich des lieblichen Duftes.

Da fragte Karl: Vater! warum haben wir denn wohl mehr Gefallen an dem kleinen einfarbigen Veilchen, als an den großen schönen Blumen, welche alle Farben in sich vereinigen?

Ja, Vater, sagte Mariechen, ich habe auch das Veilchen viel lieber, als die Herbstrose, oder Sonnenblume.

I, rief Adolph, weil es das erste Blümchen ist, das im Frühling blüht.

Oder, sagte Minchen, weil es so hübsch klein ist, und gar so süß duftet.

Vielleicht, sagte der Vater, deßwegen, aber ich glaube doch, meine Kinder, daß aus einem andern Grunde uns das Veilchen so sehr anspricht.

Seht, wenn wir so Abends hier in der Laube sitzen, und die Lüfte wehen uns so süße Gerüche zu, während um uns und über uns die Vögelein ihr Abendlied singen, da ist einem recht himmlisch zu Muthe; und wenn man sich umsieht nach den Blüthen, die so lieblich duften, da findet man ein kleines unscheinbares Blümchen, das auf Dank gar keinen Anspruch zu machen scheint, vielmehr sich selbst zu verbergen sucht, als wäre es schon zufrieden, wenn es uns im Stillen ergötze. Dagegen machen denn andere Blumen mit ihrem hohen Wuchs und ihrer üppigen Farbenpracht großes Aufsehen, so daß man sich recht viel von ihnen verspricht, aber häufig nichts findet, wenn man sucht, als vielleicht giftige Insekten, die unter großen Blättern und in der duftlosen Blüthenkrone nisten: und eben deßwegen wendet man sich gerne von jenen herrlichen prächtigen Blumen weg zu dem stillen lieblichen Veilchen.

Und seht, Kinder, fuhr er fort, gerade so ist's auch beim Menschen. Es gibt viele, welche groß Gepränge machen mit ihren Tugenden, welche ihre Verdienste öffentlich zur Schau tragen, und stolz herabblicken auf solche, die sich scheinbar zu solchen Vorzügen noch nicht erhoben haben. Innen aber ist nichts von all dem großen Werth, den sie sich beilegen, und mit dem sie blos darum prahlen, weil sie fühlen, ein Anderer könne ihn nicht finden, wenn man ihn ihm nicht zeige. Könntet ihr wohl solche Menschen liebgewinnen? Nein, gewiß nicht, man fühlt sich zurückgestoßen von solchen erhabenen Mustern, für welche sie gelten wollen. Wer aber still und ohne Geräusch, verborgen wie das Veilchen, die Tugend ausübt, wer mehr gut seyn will, als gut scheinen, wer nicht nach der Anerkennung seiner Vorzüge strebt, sondern zufrieden ist mit dem Bewußtseyn, sie zu besitzen, und ganz heimlich die Düfte seiner Tugend ausströmen läßt, ohne nur gesehen werden zu wollen, den finden wir liebenswürdig, zu dem fühlen wir uns hingezogen, und wir möchten ihm sogleich sagen, daß wir ihm von Herzen zugethan sind.

Und wißt ihr, meine Kinder, fragte die Mutter, wie die Tugend heißt, deren Sinnbild das Veilchen ist? und alle riefen: Bescheidenheit.

Minchen aber sagte: und ich weiß ein Liedchen, das ich von meinem Lehrer gelernt habe, und das heißt:

Wie das Veilchen süße Düfte,
Gießet aus in laue Lüfte,
Leis' und heimlich; — ihm genügt,
Wenn es andre still vergnügt —

Eben so will ich auch nimmer,
Prahlen mit der Tugend Schimmer;
Mit dem Wohlthun, das ich üb',
Und mit Recht und Menschenlieb'.

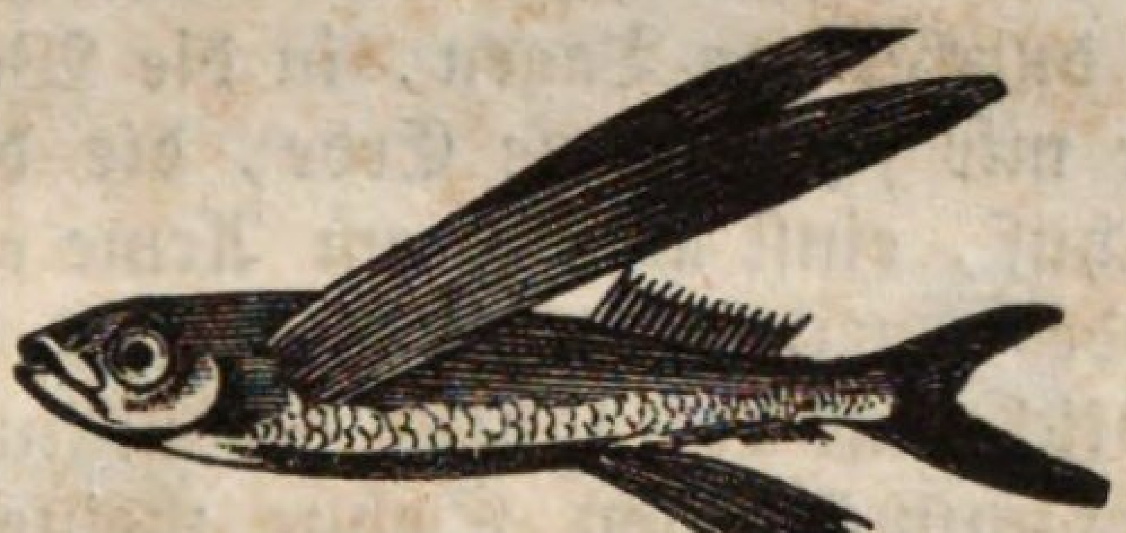
Auch mein Heiland, den dort oben
Aller Engel Chöre loben,
Hüllte seine Herrlichkeit,
Einfach in Bescheidenheit.

Und sein Beispiel soll mich lehren,
Stille Tugend mehr zu ehren;
Drum, Bescheidenheit, sey mir
Immerdar die schönste Zier.

Und der Vater lobte sein Minchen, und die Kinder freuten sich über das Liedchen, und jedes faßte in seinem Herzen den Vorsatz, nie mit Vorzügen sich zu brüsten, wohl aber immer mehr seyn, als scheinen zu wollen, gleich dem Veilchen.

Der fliegende Fisch.

Fabel 14.



„Ach, Mutter!" — jammerte einst ein fliegender Fisch — „mir droht,
Wohin mein Blick sich immer wendet, der grause Tod:
Hier schützet mich nicht vor der Wuth
Des Hai die tiefe Meeresfluth,
Und will ich zu den Lüften mich erheben,
So strebt der Adler kühn nach meinem Leben!" —
„Mein Kind!" — erwidert nun die Mutter drauf
„Dieß ist schon so auf dieser Welt der Dinge Lauf;
Wenn man kein Haifisch und kein Adler ist,
So muß man Hülfe suchen bei der List,
Und gerne sich mit einem kleinen Wege nur begnügen,
Muß schwimmen nahe an der Luft, nah' an dem Wasser fliegen!" —

Der arme Harfner.

Erzählung 15.

Schon verbarg Aurora ihr blendendes Antlitz, schon lächelte Luna mit sanftem Blicke herab, auf die ruhende Erde, als der unglückliche Adolph, mit seiner Harfe auf dem tiefgebeugten Rücken, ein kleines Dörfchen an der Landstraße erreichte.

Er ruhte an der Hütte eines armen Landmannes und bat um Herberge.

Wer bist du, Fremdling? sprach ein ehrwürdiger Greis mit edler Treuherzigkeit.

Ach, seufzte Adolph, ich bin ein armer Harfner; laßt mich heute ruhen in eurer Hütte, guter Vater!

Willkommen, sprach der gastfreie Landmann, und führte ihn in seine Hütte.

Wirst dich wundern, Alter, fuhr er fort, als der Harfner schüchtern umherblickte, — ja sieh' nur, ich habe heute unvermuthet Gäste bekommen, und du sollst ihnen eins aufspielen, — die Leutchen sind so traurig, und ich bin doch so gerne unter frohen, glücklichen Menschen!

Ach! seufzte der Harfner abermals, meine glücklichen Tage sind nun vorüber, und düstere Schwermuth fesselt jeden frohen Gedanken in meiner Seele — verbittert mir jeden süßen Augenblick meines Daseyns.

Freude und Hoffnung, diese liebevollen Freundinnen der Menschheit, die den wankenden Pilger tröstend auf dem Pfade des Lebens begleiten, haben keine Reize für mich. Ach! nur noch ein matter Strahl von Hoffnung leuchtet in meine Seele — vielleicht — o vielleicht führt mich der Tod, nach wenig kummervoll durchlebten Tagen, in die Wohnungen der Ruhe!

O einst dünkte sie mir schön diese Erde, die der gütige Allvater für seine guten Menschen schuf, einst als ich am Arme einer zärtlichen Gattin, eines liebevollen Freundes durch ihre paradiesischen Gefilde wandelte, und mit wonnetrunkenem Blicke aus der Quelle der Natur Seligkeiten schlürfte, einst als ich in einem hoffnungsvollen Sohne meine Freude, meine Hoffnung — meine Stütze im Alter erblickte!

Aber sie sind nun verblüht alle diese schönen Freuden, hienieden vielleicht für mich auf ewig verblüht!

O nun wank' ich so allein, so verlassen unter fremden Menschen umher, keine theilnehmende Seele trocknet mit tröstendem Blicke meine Thränen und unterstützt mich, wenn ich mit wankendem Fuße an dieser morschen Krücke dahinbebe. Ach! wenn ich einst sterbe, wenn ich dahin sinke in den Schooß der guten Mutter Erde, drückt mir vielleicht kein Freund das brechende Auge zu — weint vielleicht kein Redlicher ein Thränchen auf mein Grab!

Armer Mann, rief ein junger Mann voll Theilnahme, du hast wohl viel gelitten, wohl manchen traurigen Tag auf dieser Erde verlebt?

Ja wohl, seufzte der Greis, und blickte starr auf den jungen Mann, der vor ihm stand, und sich die Thränen von der Wange trocknete. — Ach, sprach er nun, so schön, wie du, war einst mein Wilhelm, so mitleidsvoll, so wohlthätig, wenn ein Unglücklicher weinte. — O Adolph! (mit steigendem Gefühl) Adolph, du bist tief, tief zum Bettler herabgesunken, (bitter) ha zum Bettler, aber doch nicht zum Schurken (in feierlichem Tone) ja Unendlicher! Du weißt es, dieses Gewand entehrt mich nicht! O wenn manchen Großen dieser Erde der Purpur so adelte, wie mich dieses Bettlergewand: dann würden die Adelsbriefe wenigere, und Tugend und Redlichkeit mehrere Verehrer finden! — (Schluß folgt.)

R o s e n.

L e g e n d e 3.

In einer todtenschweren Hungersnoth
Versagte R o s a v o n V i t e r b o sich
Den kleinsten Ueberfluß und bracht ihn still
Den Armen. Einst traf unversehen sie
Der karge Vater auf dem Wege: „Kind
Was hast du da?“
„Es sind nur Rosen, Vater!“
„So zeige sie.“ Voll Schrecken that das Kind
Die Schürze auf; und sieh', es waren Rosen.
Kaum aber hat der Karge sich gewandt,
War, was ihm Rose schien, erquickend Brod.

Ihr kargen Väter, die ihr auch nur Rosen
Verleih'n, und Rosen, Rosen sehen wollt,
In harter Hungersnoth; seht, was ihr wünschet!
Dem Armen werde jede Rose Brod.

Der Rabe und der Haushahn.

F a b e l 15.

Ein Rabe schleppte tausend Dinge
Geld, Glaskorallen, Perlen, Ringe —
In seinen Winkel, wo er schlief.
Der Haushahn sah dieß und rief:
„Was machst du denn mit diesen Sachen,
„Die dich doch niemals glücklich machen?“ —
„Das weiß ich selbst nicht,“ — sprach der Rabe, —
„Ich nehm' es nur, — damit ich's habe.“

Die größte Wohlthat.

Parabel. 2.

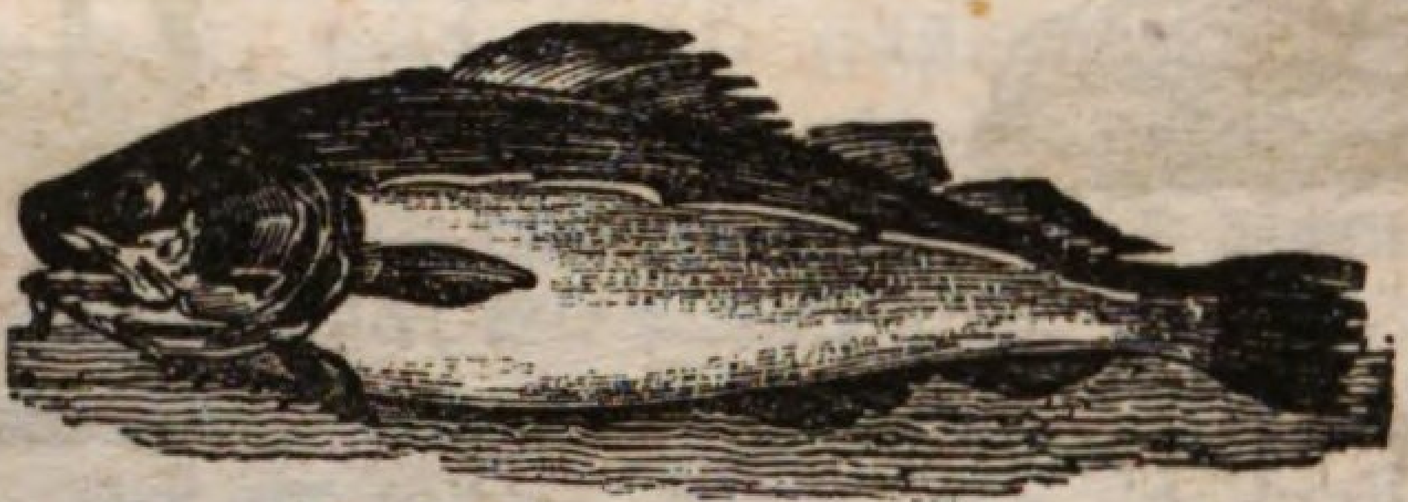
Zu der Zeit, als die Bewohner des Himmels noch mit den Erdbewohnern Umgang zu haben pflegten, erschien auch ein Engel Jehova's dem zehnjährigen Joseph, dem Sohne Jakobs und der Rahel, in der Gestalt eines Pilgrims, wie sie häufig durch das Land Kanaan zogen.

Joseph hatte einige junge Bäume gepflanzet, mit deren Wartung er sich vorzüglich gern beschäftigte, und sie trieben eben ihre ersten Sprossen. „Mögen nur keine Stürme kommen, und Eure zarten Zweige berühren;" sagte er, mit ihnen auf kindliche Weise plaudernd. „Möge immer die Sonne Euch lächeln, und der Thau des Himmels Euch erquicken und sättigen!"

Da sprach der Engel zu ihm: „Deine Wünsche, liebes Kind, fließen zwar aus einem wohlwollenden Herzen, aber ihre Erfüllung würde Deinen Pfleglingen mehr schädlich seyn, als das Gegentheil. Die Wärme der Sonne lockt nur allzufrühe ihre Keime hervor, und der Thau begünstigt ihre Ueberreife. Du würdest nur die Freude genießen, ihre Blüthe zu bewundern, die dabei immer sehr unvollkommen bleiben dürfte; aber ihre Früchte müßten vor der Zeit aus Mangel an Nahrung abfallen. Willst Du, daß diese Bäumchen einst tragen sollen, so müssen sie auch stark und kräftig werden, und dieses kann — Du wirst es an Dir selbst erfahren — nur durch das, was sich ihrer Ueppigkeit widersetzt, durch Stürme, Ungewitter und — Entbehrung bewirkt werden. Ein Leben voller Sonnenschein ist das verderblichste unter Allem. Stürme gehören zur Natur, und sind ihr verkanntestes, aber segensreichstes Wohlthun.

Der Stockfisch.

Fabel 16.



Ein Stockfisch ward in Neufundland gefangen,
Und sprach hierauf mit ängstlichem Verlangen
Zum rauhen Schiffer: „Höre, Mann!
„Was hat man mit mir vor?" — „Ei! — fing drauf dieser an: —
„Das kann ich dir sehr leicht vertrauen:
Zuerst wird dir der Kopf vom Rumpf gehauen,
Dann wirst du in die Welt gesandt." —
„Hilf Himmel!" — ächzt der Arrestant,

Als träf' ihn schon des Britten Eisen,
Im ängstlich tiefen Klageton, —
„Was? — ohne Kopf?" — „So ist es, — sprach der Schiffspatron, —
„Das ist die neu'ste Art zu reisen."

Der arme Harfner.

(Schluß.)

Jetzt begegneten sich die Blicke des Jünglings und des Harfners, jetzt erkannte der Jüngling die Gesichtszüge seines Vaters — der Vater erkannte seinen Sohn.

Mein Vater! mein Sohn! stammelten Beide und sanken einander in die Arme.

Der Greis unterlag dem Gefühle seiner Empfindungen — die Freude überraschte ihn so so schnell, so unverhofft, und er sank in eine todtenähnliche Ohnmacht.

Nach vielen vergeblichen Versuchen erwachte er endlich in den Armen seines Wilhelms.

Lieber Wilhelm, sprach er nun mit leiser Stimme, ich sterbe, sterbe nun so sanft, so ruhig, da ich dich noch einmal sehe, und, o wie unendlich glücklich würde ich seyn, wenn ich dich glücklich sehen könnte, ehe ich sterbe. —

Mein Vater, rief Wilhelm, dein Sohn ist glücklich, o er fand einen Wohlthäter, einen Vater in diesem edlen Mann — er rettete mich aus den Fesseln eines sclavischen Lebens, er irrte mit mir umher, um dich mein Vater, zu beglücken; ein glückliches Ohngefähr führte uns in die Hütte dieses redlichen Landmannes — mein Wohlthäter hatte hier Geschäfte, und wir verweilten uns hier so lange, bis uns der Abend überraschte.

Dank, inniger Dank, dir mein Wohlthäter schluchzte Adolph, und Wilhelm ergriff seine Hand, und Thränen der Freude, Thränen der Dankbarkeit rollten seine Wange hinab.

Gerührt sprach ein ehrwürdiger Greis: ich bin weder dein, noch deines Sohnes Wohlthäter, und nie würde ich ein Geheimniß verrathen, das ich so gerne ewig mit dem Schleier der Vergessenheit bedecken möchte, wenn mich nicht Religion und Menschengefühl aufforderten, dir die letzten Stunden deines Lebens — dir deinen Todeskampf zu versüßen.

Ich bin der Unglückliche, der zwanzig Jahre lang im Kerker büßen mußte, weil er Wahrheit, diese Beleidigung für so manches, durch Schmeicheleien verwöhnte, Menschenohr — zu reden wagte; ich bin der Unglückliche, dessen sterbende Gattin du im Todeskampfe tröstetest, — dessen Kinder du auferzogst, mit denen du, selbst bei der drückendsten Armuth, den letzten Bissen Brod theiltest. —

Vor einigen Jahren starb der Mann, der mich einst verkannte, —

Sein Nachfolger war ein edler Mensch, er erkannte meine Unschuld, er befreite mich von den Fesseln, und gab mir meine Güter wieder, welche die Gerechtigkeit eingezogen hatte.

Meine Kinder waren die ersten, und der Wohlthäter der Meinigen mein zweiter Gedanke nach meiner Befreiung; — aber ach! ich fand den

letztern nicht!! Und doch war er mir so theuer — der Mann, der selbst unverschuldet im Elende schmachtet, der selbst darbte, um meine Familie zu ernähren.

O die lastende Bürde meiner Fesseln war einst nicht so drückend für mich, als jetzt der Gedanke; dein edler Wohlthäter schmachtet im Elende, und du bist glücklich!

Ha! ich wäre dieses Glückes unwerth gewesen, hätte dann erst mit doppelten Fesseln gebrandmarkt zu werden verdient, wenn ich fähig gewesen wäre, meinen Wohlthäter gleichgültig dem Elende preiszugeben! —

Ich schrieb an alle meine Freunde, ich forschte überall; aber leider! vergebens. Endlich erfuhr ich von dem Feldprediger in B. das Schicksal seines Sohnes.

O welche Seligkeit gewährte mir seine Befreiung! — welche Seligkeit gewährt mir nun der Gedanke: dir noch einmal danken, dir noch einmal — auf deinem Sterbebette sagen zu können: er ist nun *mein* Sohn — du kannst ruhig hinüberschlummern zum Vater der *Menschheit!*

O mein Sohn! mein Sohn! mein Wohlthäter! Segen über euch — Segen über jeden, der so handelt, wie ihr. O so sanft, so süß ich dahinschlummere, wird euer Leben dahin fließen — süßer Friede wird euch umschweben, wenn euch, im Sturme des Schicksals, Freunde und Hoffnung verlassen, sanfte Ruhe wird euch lächeln im schaudervollen Gefilde des Todes, und wenn ihr lange, lange schon im Grabe modert, werden gute Menschen eure Asche segnen, denn das Andenken der Rechtschaffenen verlöscht nie! —

O die Thräne, die ein Redlicher auf euerm Grabe weint, ist mehr werth, als ein Monument, welches die Asche des *Redlichen* entweihen würde!

Freunde lebt — lebt wohl; jenseits werden wir uns wiedersehen.

Hier entschlief der Greis, und sanfte Heiterkeit verbreitete sich über sein sterbendes Antlitz.

Die Edlen weinten gefühlvoll eine Thräne auf das Grab des rechtschaffenen Mannes. — Oft wallen sie in das Dörfchen, wo seine Asche ruhte, und die beiden Kinder, die er zu edlen Jünglingen auferzog, schluchzten gerührt auf dem Grabe: — o hier ruht der Mann, der uns der Tugend weihte —

Segen über seine Asche!!

Ihre Tage fließen nun im Schooße Edelwalds dahin — in dem ungestörten Frieden, in den wahren, reinen Vergnügungen und in der ununterbrochenen Heiterkeit des Geistes, die der Tugend schönstes Eigenthum sind.

D e n k s p r ü c h e.

13.

Ein Bild der Unschuld ist die Rose;
Mädchen! sey ihr gleich, sey gut!
Tugend nur giebt wahre Freude,
Und im Unglück Muth.

14.

Arbeite gern, so hilft dir Gott;
Wer faul ist, hat nur Schand und Spott.

15.

Ein gutes, rein' Gewissen
Ist das beste Ruhekissen.

16.

Denk stets: vor Gottes Angesicht
Ist Finsterniß wie Mittagslicht.

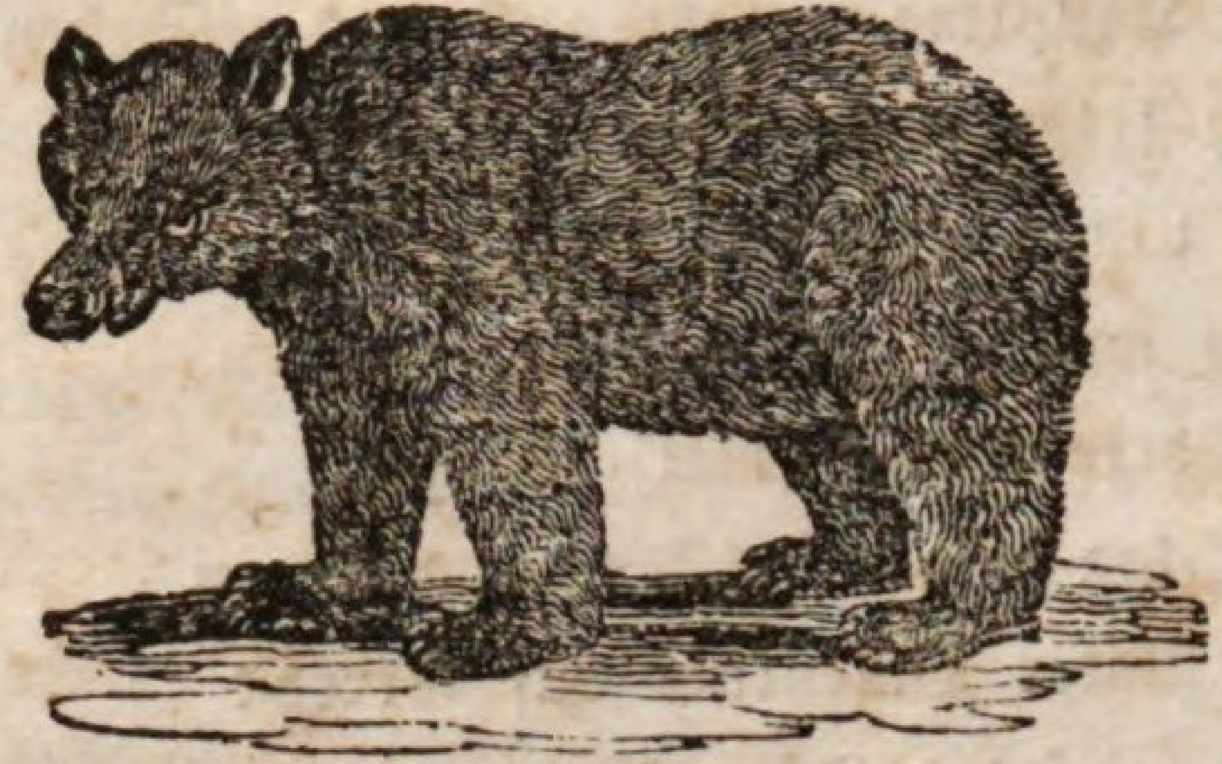
Der edle Sohn.

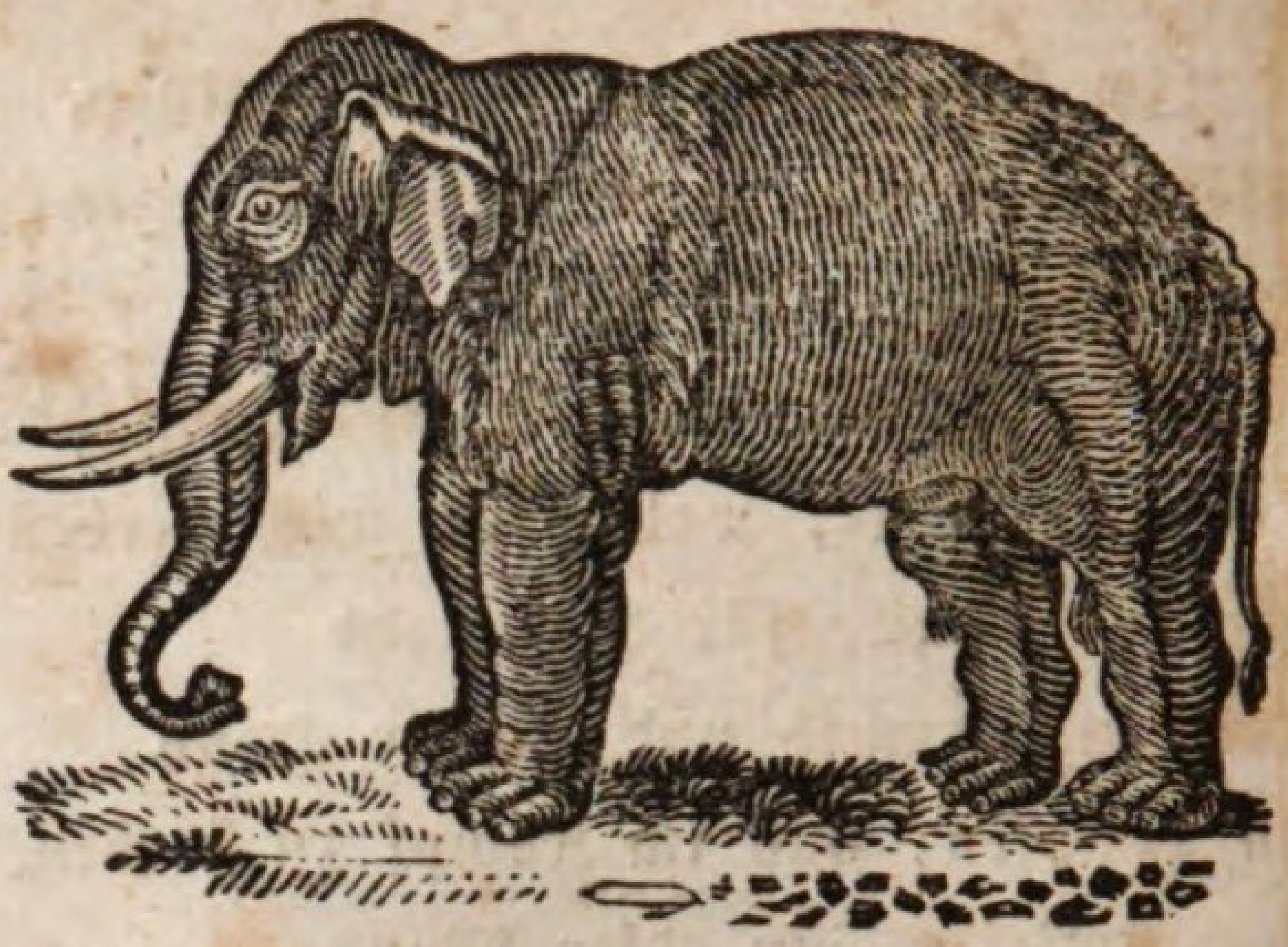
Gedicht 4.

Im Drange seiner stillen Sorgen,
Gieng einst an einem frühen Morgen,
Der edle junge Valentin
Zum Hauptmann von der Werbung hin.
Herr! sprach er, wollen Sie mich werben?
Ich bin bereit, für Vaterland
Mit Heldenmuth und kühner Hand
Zu kämpfen, und im Kampf zu sterben.
Der Offizier, ein edler Mann,
Sieht freundlich erst den Jüngling an,
Denn o! man kann sich tapfer schlagen,
Und doch ein weiches, sanftes Herz,
Dicht unter Harnischen von Erz
Und bei dem Pandelire tragen.
Bedenket, sprach er, was ihr thut,
Bedenkt's, ihr seyd ein junges Blut,
Könnt ihr auch wohl des Krieges Plagen,
Könnt ihr mit felsenfestem Muth
Durst Hunger, und Strapazen tragen?
Ich, spricht der Jüngling, zittre nicht,
Ihr dürft mir jetzo für mein Leben
— Hier netzten Thränen sein Gesicht —
Nur hundert Gulden Handgeld geben.
Was? hundert? fiel der Hauptmann ein;
„Ja! hundert, Herr! die müssens seyn!"
Wohlan! mein Freund, du sollst sie kriegen
Schnell zählt der Hauptmann voll Ver-
gnügen;
Aus seiner Kiste blank und baar
Dem Jüngling hundert Gulden dar,
Laßt mich, begann der junge Mann,
Nur einmal noch nach Hause gehen,
Damit ich Abschied nehmen kann.
Der Hauptmann läßt auch das geschehen,
Doch folgt er still dem Jüngling nach,
Bis unter eines Kerkers Dach;
Doch was er jetzt gehört, gesehen,
Gerührte Muse! mal' es nach.
Hier lag mit abgehärmten Mienen
Der Vater Valentins auf Stroh:
Auf! rief der Jüngling, und sey froh!
Ich bin zu deinem Heil erschienen.
Nimm hier dein Lösegeld von mir,
Ich bin Soldat, die Summe hier
Ist Handgeld, doch gern will ich sterben,
Es rettet dich ja vom Verderben;
So sprach der edle junge Mann.
Der Hauptmann lauschte mit Entzücken,
Er tritt herein, Sohn! fängt er an,
Laß dich an meinen Busen drücken,
Behalte du das Geld zum Lohn,
Für deine That, du edler Sohn!
Auch darf dich Krieg und Dienst nicht
kränken,
Sey frei! ich will das Geld dir schenken,
Und mich belohnt das Glück allein,
Der Zeuge deiner That zu seyn.
Was seh' ich jetzt? o welch Entzücken!
Seht selbst, weil es mir auszudrücken,
Nicht das Gefühl, nur Farbe fehlt;
Seht, wie mit heißen Freudenthränen
Das Kleeblatt sich umschlungen hält! —
Der Vorhang sinkt; denn solche Scenen
Sind fast zu schön für unsre Welt.

Der Bär und der Elephant.

Fabel 17.





„Die unverständigen Menschen!“ sagte der Bär zu dem Elephanten. „Was fordern sie nicht Alles von uns besseren Thieren! Ich muß nach der Musik tanzen; ich, der ernsthafte Bär! Und sie wissen es doch nur allzuwohl, daß sich solche Possen zu meinem ehrwürdigen Wesen nicht schicken; denn warum lachten sie sonst, wenn ich tanze?“

„Ich tanze auch nach der Musik,“ versetzte der gelehrige Elephant, „und glaube eben so ernsthaft und ehrwürdig zu seyn, als du. Gleichwohl haben die Zuschauer nie über mich gelacht; — freudige Bewunderung blos war auf ihren Gesichtern zu lesen. Glaube mir also, Bär: Die Menschen lachen nicht darüber, daß du tanzest, sondern darüber, daß du dich so albern dazu anschickst.“

Die Sternthaler.

Mährchen 2.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr darin zu schlafen, und gar nichts mehr als die Kleider, die es auf dem Leibe trug, und ein Stückchen Brod, das es in der Hand hielt, und das ihm ein mitleidiges Herz noch geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, gieng es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus in's Feld; da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „Ach, gieb mir doch etwas zu essen, ich bin so hungerig.“ — Es reichte ihm das ganze Stückchen Brod, und sagte: „Gott segne dir's!“ und gieng weiter. Da kam auch ein Kind, das jammerte und sprach: „Es friert mich so an meinen Kopf, schenke mir doch etwas, womit ich ihn bedecken kann!“ Da that es seine Mütze ab, und gab sie ihm. Und als es noch ein Bischen gegangen war, da kam wieder ein Kind, und hatte kein Leibchen an, und fror, da gab es ihm seines; und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich kam es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins, und ba

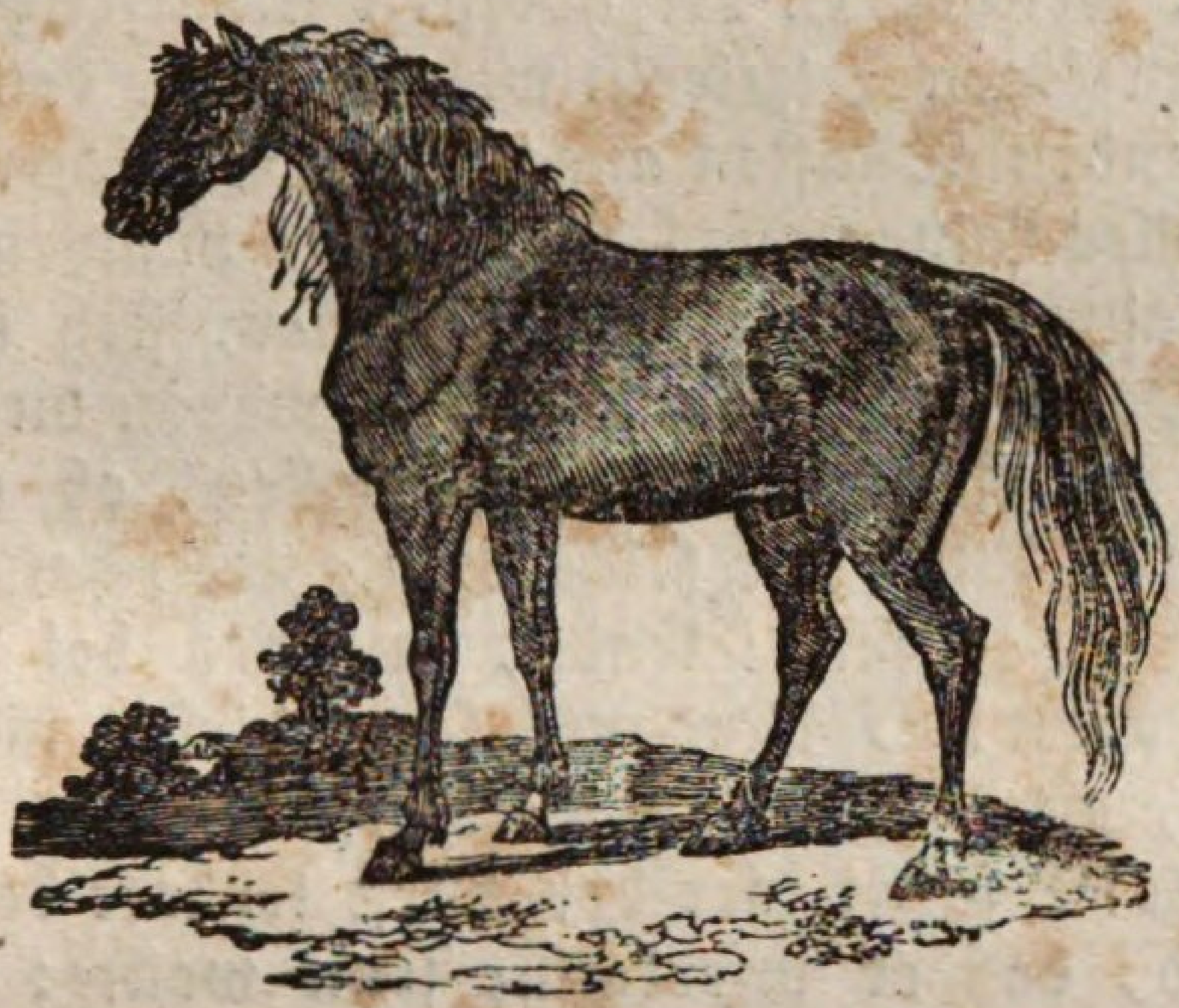
um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: es ist dunkle Nacht, da kannst du wohl dein Hemd weggeben; und gab es auch noch hin. Und wie es so stand, und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel, und waren lauter harte, blanke Thaler, und ob es gleich sein Hemdlein eggegeben hatte, so hatte es ein neues an vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Thaler hinein, und ward reich für sein Lebtag.

* * *

Merke bei diesem Mährlein: Daß Wohlthun Zinsen trägt, und daß droben über den Sternen ein Vater wohnt, der dir tausendfach ersetzen kann und will, was du an deinem Mitbruder auf Erden aus gutem, liebenden Herzen thust.

Das verläumdete Roß.

Fabel 18.



Am Hofe des Löwen war ein edles Roß, das dem Könige lange treu gedient hatte. Und der König schätzte und liebte seinen treuen Diener, wie er's verdiente. Das verdroß das kleinere Hofgesindel, und der Fuchs übernahm es, dem Löwen seinen treuen Diener verdächtig zu machen. Aber edel und weise antwortete der König der Thiere: „Es ist ein sicherer Beweis von der Güte meines Rosses, daß es dich Elenden zum Feinde hat."

Der Mutter kleine Tochter.

Erzählung 16.

Ein Fürst, dessen Güte wie sein Unglück ihm ewigen Ruhm erworben, ging eines Tages, unerkannt, mit seiner Gemahlin in dem Orte seiner königlichen Residenz spazieren. Ein kleines Mädchen von acht bis neun Jahren nahte sich dem erlauchten Paare und bat um Erbarmung. „Wer bist du?" fragte der Fürst die Kleine, indem er ihr ein Stück Geld in die Hand drückte; ich gebe dir dieses Geld nicht, daß du es mit

andern Kindern thörichter Weise verspielen oder verschwenden sollst.“ — O! mein Hrrr, ich bin der Mutter kleine Tochter, antwortete das Kind, und was Sie mir so eben gegeben haben, ist für sie. — „Nun wohl, ich werde sehen, ob du die Wahrheit sagst,“ erwiderte der Fürst, und setzte, da er diesen Tag eine Armenanstalt besuchen wollte, und von der Zeit gedrängt war, seinen Weg weiter fort.

Einige Tage darauf begegnete der Fürst in der nämlichen Begleitung dem Mädchen. „Aha! ich kenne dich noch,“ sagte der Fürst zu der Kleinen. „Nun, und deine Mutter?“ — O die herrliche Suppe, die sie für das Geld sich gekauft, das Sie mir gegeben! sie hat sie zur Hälfte wieder gesund gemacht. — „Deine Mutter ist also krank?“ Ja, mein Herr, schon seit mehr als sechs Monaten. — „Führe uns zu ihr, sagte der Fürst; ich will sehen, ob du uns nicht hintergangen hast.“ — Kommen Sie, mein Herr! kommen Sie! rief das kleine Mädchen mit zorniger Miene, welche den erlauchten Unbekannten unendlich gefiel.

Man stieg vier Treppen hoch. Die Fürstin war dreimal genöthigt, stehen zu bleiben und Athem zu schöpfen. „Muth, meine Gute,“ sagte der Fürst lächelnd zu ihr; dieß kommt dir auf Rechnung des langen und beschwerlichen Wegs, welcher zu der höchsten Glückseligkeit führt.“

Die Mutter der kleinen Bettlerin wohnte unter dem Dache auf einem kalten, mit übelriechenden Dünsten angefüllten Speicher. Sie hatte kaum ein Bett, und statt alles Leinenzeugs nur einige Lumpen. „Mama! schrie das kleine Mädchen beim Eintritt in die Kammer, sieh hier den Herrn und die Dame, die mir neulich das Geld gegeben, wovon du dir die gute Suppe gekauft. Sie haben sich selbst überzeugen wollen, ob ich sie nicht hintergangen hätte.“ — Der Fürst und seine Gemahlin schauderten vor Schmerz zurück beim Anblick des tiefen Elends, welches bei dieser armen Frau herrschte. „O mein Herr! O Madam! sagte diese, indem sie ihr Haupt aufzurichten versuchte, empfangen sie meinen innigsten Dank und glauben Sie .... —“ „Wie!“ schrie hier der Fürst lebhaft bewegt und in diesem Augenblicke vergessend, daß er unerkannt seyn wollte; in diesem Zustande erhalten Sie keine Hülfe? Und doch sind Gelder zur Unterstützung der Unglücklichen und besonders der Kranken angewiesen? Ich bestimme alle Jahre beträchtliche Summen dafür! —“ Bei diesen Worten, welche der Entrüstung des Besten der Menschen entwischten, machte die arme Frau eine letzte Anstrengung, und es gelang ihr, ihr Haupt hoch genug aufzurichten, um die beiden Fremden sehen zu können, plötzlich aber ließ sie dasselbe wieder zurücksinken, streckte die Hände zum Himmel empor und rief: „Großer Gott! der König! die Königin! O Sire! ....“ Sie suchte sich im Bette auf die Kniee zu erheben. Das Kind wollte eben jenen Freudenruf ausstoßen, durch welchen die Franzosen ihrem König zu bezeugen pflegen, daß sie ihn lieben und noch lange zu erhalten wünschen. Aber, „keinen Lärm, gebot der Fürst, ihm die Hand auf den Mund legend; ich verbiete es! —“ Schade: denn gewiß wäre dieser Ruf nie an einem passendern Orte vernommen worden.

„Hier ist Geld,“ sagte er, indem er mehrere Goldstücke aus seiner Börse nahm uud auf das Bett legte: Lassen Sie sich gute Matratzen und Leinwand bringen, rufen Sie einen Arzt und verschaffen Sie sich eine bessere Nahrung, und seyn Sie ruhig, ich werde Sie nicht verlassen. Uebrigens vermeiden Sie, die Hand zu erkennen zn geben, der Sie diese Unterstützung verdanken.“ (Schluß olgt.)

An den Schutzengel.

Gedicht 5.

Du mein Schutzgeist, Gottes Engel
Weiche, weiche nicht von mir;
Leite mich durch's Thal der Mängel,
Bis hinauf, hinauf zu dir!

Lasse mich auf dieser Erde
Deiner Führung würdig seyn,
Daß ich stündlich besser werde,
Nie ein Tag mich darf gereu'n!

Gehe zärtlich mir zur Seite,
Wenn mir meine Schwachheit winkt:
Gieb mir dann auch das Geleite,
Wenn mein müdes Leben sinkt.

Sey in einer Welt voll Mängel
Stets mein Schild und mein Panier!
Du mein Schutzgeist, Gottes Engel,
Weiche, weiche nicht von mir! —

Der Löwe, Esel und Ochs.

Fabel 19.

Ochs und Esel zankten sich
Beim Spaziergang' um die Wette,
Wer am meisten Weisheit hätte;
Keiner siegte, — keiner wich.
Endlich kam man überein,
Daß der Löwe, — wenn er wollte,
Diesen Streit entscheiden sollte;
Und was konnte klüger seyn?

Beide treten tief gebückt
Vor des Thierbeherschers Throne,
Der mit einem edeln Hohne
Auf das Paar herunterblickt. —
Endlich sprach die Majestät
Zu dem Esel und dem Farren:
„Ihr seyd alle beide — Narren!“ —
Jeder gafft ihn an und — geht.

Der Mutter kleine Tochter.

(Schluß.)

Nach diesen Worten zog er sich eiligst zurück. Er und seine Begleiterin fürchteten sich nicht vor der Ansteckung der Krankheit, sondern vor den Dankbezeugungen. Das kleine Mädchen war ihnen gefolgt. Von der Schwelle der Hausthüre, wo es auf ausdrücklichem Befehl zurückbleiben mußte, sandte es ihnen, so lange es sie sehen konnte, Küsse zu. Indem sie sich umsahen, um ihm zu bedeuten, daß es sich zurückziehen möchte, freuten sie sich öfters dieser kindlichen Zeichen seines Dankes.

Beide weinten vor Rührung und drückten sich wechselseitig die Arme. „Ich habe nicht Zeit gehabt,“ sagte der Fürst, so leise er reden konnte, diese unglückliche Frau um die Ursache ihres Unglücks zu fragen; aber das thut nichts, ich werde ihr Wort halten und sie nicht verlassen. —“ „O, nein, wir wollen sie nicht verlassen,“ erwiderte die Fürstin. — „Unsere Lage verspricht uns das Glück,“ fuhr der Fürst fort; „aber wenn jemals Unfälle über uns kommen sollten, so würde die Erinnerung an diesen Augenblick unser Trost seyn. —“ „Ich fühle,“ rief die Fürstin, „daß sie mich in den grausamsten Prüfungen aufrecht erhalten würde, denen das Glück diejenigen unterziehen könnte, die es auf dem Throne geboren werden ließ! —“ Ach! später wurden diese Worte eine Vorhersagung.

Drei Tage nach dieser wohlthätigen Handlung bat ein obrigkeitlicher Beamte um die Ehre, eines wichtigen Gegenstandes wegen vor den Fürsten gelassen zu werden. „Sire! sagte er, als er zur Audienz gelangte, vorgestern und gestern hat man die Bemerkung gemacht, daß eine Frau, welche im tiefsten Elende lebte und selbst das Almosenbrod aß, verschiedene, nicht unbedeutende Einkäufe machte und Alles in Gold bezahlte. Dieß gab zu den ungünstigsten Vermuthungen Anlaß. Diesen Morgen begab ich mich selbst zu dieser Frau, welche krank war oder sich krank stellte und drang in sie, sich zu erklären, wo sie das Gold her habe. Nachdem sie lange gezaudert und ihr öfters gedroht worden, hat sie endlich Ew. Majestät als ihren Wohlthäter bezeichnet. Wie habe ich mich nun zu verhalten? Ein Wort von Ihnen wird mein Benehmen bestimmen. — „In welchem Quartier wohnt diese Frau?“ fragte der Fürst, und der Beamte bezeichnete ihre Wohnung. „Beunruhigen Sie diese Unglückliche nicht, fuhr der Fürst fort, Ich bin wirklich derjenige, welcher nach zufällig erlangter Kenntniß von ihrem Unglück, ihr das Gold gegeben, welches man sie ausgeben sieht. Aber zu was verwendet sie es?“ — Um Hausgeräthe und Leinenzeug zu kaufen; auch hat sie einen Arzt zu ihrer Hülfe gerufen. — „Welchen Ruf genießt sie in ihrem Quartiere?“ — Sie wird allgemein bedauert und

geachtet; man sah sie so lange arbeiten, bis die Krankheit sie zwang, sich zu Bette zu legen. — „Gehen Sie, versetzte der König, sie zu beruhigen und geben Sie ihr diese Börse von mir und sagen Sie ihr, daß ich mit ihr zufrieden sey.“ — „Sire! Ihre Befehle sollen vollzogen werden.“

Acht Tage darauf klopfte es eines Morgens an der Thüre der armen Frau. Sie öffnete sie; aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie den Fürsten eintreten sah'! „Wie, Sire! Sie würdigen mich nochmals....—“ Nun, fragte der Fürst, geht es jetzt besser? — O, Sire! Dank sey Ihrer großmuthsvollen Güte gesagt; ich fühle von meiner Krankheit kaum nur noch einige Schwäche. — Ich will damit endigen, Sie vollkommen wieder herzustellen. Bevor Sie in das äußerste Elend geriethen, in welchem ich Sie gefunden habe, hatten Sie einen Erwerb; und worin bestand derselbe? — Sire! mein Mann hatte ungefähr sechs Meilen von hier, einen kleinen Hof gepachtet, dessen Ertrag zu unserm Unterhalt hinreichte. Der Hagelschlag des verflossenen Jahres aber, setzte uns außer Stand, das Bestandgeld zu bezahlen und man nahm uns den Pacht. Mein Mann grämte sich darüber zu Tode. Ich erhielt mich und meine Tochter hier lange durch Arbeit; aber die Krankheit kam und ich sah mich genöthigt, das öffentliche Mitleid anzuflehen. Ohne meine Tochter wäre ich vor Hunger gestorben; ihr verdanke ich auch das Glück, die Theilnahme Ew. Majestät erregt zu haben. — Das arme Kind hat mich und die Fürstin vom ersten Augenblicke an lebhaft gerührt. Nach dem, was Sie eben mir gesagt, darf ich wohl schließen, daß Sie die Landwirthschaft kennen? Vollkommen Sire. — Sobald es Ihnen Ihre Kräfte erlauben, überbringen Sie diesen Brief an seine Adresse. Dort wird man Sie nach Ihren Kenntnissen anwenden. Seyn Sie nun gutes Muths; es fehlt jetzt wenig, so wäre Ihre Gesundheit ganz wieder hergestellt. — Sire! ich fühle, daß ich mich nie besser befunden. — Zum Andenken an mich, tragen Sie besondere Sorgfalt für der Mutter kleine Tochter. Sie hat Herz; ich bin überzeugt, daß Sie etwas aus ihr machen können, und Sie werden sehen, daß Gott die braven Menschen nicht verläßt.“

Des andern Tags begab sich die arme Frau nach ***, dem auf der Adresse ihres Briefs angezeigten Orte. Sie klopfte an die Thüre des Hauses, deren Nummer auf der nämlichen Adresse bemerkt war. Die Thüre öffnet sich; sie tritt in einen Maierhof, in welchem drei bis vier Knechte lebhaft beschäftigt scheinen. Der Brief wird ihr abgenommen und entsiegelt von einem Herrn, der, obgleich nur in einem sehr einfachen Ueberrok gekleidet, doch einer höhern Klasse anzugehören scheint. „Madam, sagte er, nachdem er den Brief gelesen, Sie sind hier zu Hause,“ überreichte der Schutzbegünstigten des Fürsten eine Rolle Papier, schwang sich mit Leichtigkeit auf ein schon bereit stehendes Pferd und eilte davon.

Die Papierrolle enthielt die Eigenthumstittel des Maierhofs und einen Kaufkontrakt im Namen derjenigen, welche so eben den Brief des Fürsten überbracht. — Welche Freude! welcher Dank! Beide glichen der Wohlthat, und diese war unschätzbar für diejenige, welche sie empfing.

Zu einer Zeit, wo es nirgend noch Trauben gab, erschien eine junge Pächterin am Hofe und bestand darauf, einen herrlichen Korb voll derselben dem Könige selbst zu überreichen. Da man sich weigerte, sie bei ihm vorzulassen, schrie sie laut: „Seine Majestät kennen mich wohl; man darf nur dem Könige sagen, daß ich der Mutter kleine Tochter sey,

und ich bin gewiß, daß man Befehl erhalten wird, mich zu Ihm zu führen." — Diese Aeußerung schien so sonderbar, daß man es für Pflicht hielt, sie dem Könige zu melden. Nachdem er einen Augenblick nachgedacht, befahl der Monarch in der That, der Mutter kleine Tochter einzuführen. Die Königin befand sich eben bei ihm. Die junge Pächterin warf sich ihnen zu Füßen und überreichte ihnen ihre Trauben. „Es ist ein Tribut, sagte sie, den sich meine gute Mutter auferlegt und ihr letzter Wille war, daß er treulich entrichtet werden sollte." — Wie! rief die Fürstin, deine Mutter ..... Sie bittet jetzt vor Gott für unsere Wohlthäter. Eine schreckliche Krankheit, die Folge der Entbehrungen und Verdrüßlichkeiten, die sie erduldet, ehe sie der Gegenstand der Güte Ihrer Majestäten war, hat sie mir vor sechs Wochen entrissen .... und die Worte der jungen Pächterin wurden durch ihre Thränen und ihr Schluchzen unterbrochen.

Der gute König und seine erhabene Gemahlin nahmen sich die Mühe, ihren kleinen Liebling zu trösten, den sie erst nach wiederholten Beweisen ihrer Freigebigkeit und unter dem Versprechen entließen, sie auf ihrem Hofe zu besuchen, welches auch öfters geschah. In diesem Falle sagten sie lächelnd: „besuchen wir der Mutter kleine Tochter," und in einiger Entfernung von dem Maierhofe verließen sie ihr Gefolge, mit dem sie sich oft erst nach Verlauf einer Stunde wieder vereinigten.

Indessen näherte sich der Augenblick des Unglücks für diese erlauchten Wohlthäter selbst, und Gott weiß es, bis zu welchem Punkte dieses Unglück getrieben wurde!! Sie sahen sich dann von Vielen verlassen! der Mutter kleine Tochter aber blieb ihnen treu. Um sie öfters zu sehen, brachte sie ihnen stets die Erstlingsfrüchte jeder Jahrszeit. Sie fühlte, daß die Dankbarkeit sich nie lebhafter zeigen könne, als in den Zeiten des Unglücks und daß nur Elende ihre unglücklichen Wohlthäter vergessen können.

Endlich sah man den Tag hereinbrechen, an dem auf einem schrecklichen Wege die Gemahlin dem auf eine unwürdige Weise hingeopferten Gemahle in's Grab folgen sollte. Alles überhäufte sie mit Beleidigungen und suchte sie in ihren eigenen Augen herabzuwürdigen, um ihr ihre letzten Augenblicke desto schrecklicher zu machen. Auf einmal vernahm ihr Ohr die tröstenden Worte: Erinnern Sie sich des Guten, das Sie gethan haben! und zu gleicher Zeit begegneten ihre Augen der jungen Pächterin, die, um ihr diese großmüthige Stütze zu reichen, sich unter die verabscheuungswürdige Menge dieses ruchlosen Tages gemischt hatte. Sogleich erheben sich tausend Arme, um die edle Unkluge zu zerreißen .... Das ist meine Wohlthäterin! schrie sie, indem sie ihnen Trotz bot. Das ist meine Wohlthäterin! wiederholte sie mit viel schwächerer Stimme und — hauchte vom Schmerze getödtet, ihre edle Seele aus, indem das Schauspiel, zu dem sie sich aus der erhabensten Ergebenheit verdammt, weit über ihre Kräfte ging.... Alle Diejenigen, welche auf sie eindrangen, um sie in Stücke zu hauen. wichen vor Schauder und Schrecken zurück, furchtsam nach oben schauend, ob nicht der Blitz die Wolken spalte, sie zu zerschmettern.

So geschah es nun, daß nach den eigenen Worten der Fürstin die Erinnerung an die Wohlthat sie in den grausamsten Prüfungen aufrecht erhielt, denen das Glück diejenigen unterziehen kann, die es auf dem Throne geboren werden ließ. Der Gegenstand ihrer Wohlthaten ging der Wohlthäterin voraus, um sie in der Wohnung der ewig Seligen anzukündigen und zu empfangen.

Das Vögelein und der Vogler.

Parabel. 3.

Ein Vöglein im Gebüsche
Am frühen Morgen sang,
Gar fröhlich, frisch und munter
Sein wonnig Lied erklang.

Was jubelst du so, Vöglein?
„Drum bin ich frisch und frei!
Frei bin ich, hei! drum sing' ich,
Drum jubl' ich so im Mai!"

Ein Vogler schleichet leise
Daher mit argem Sinn,
Und legt die Schlinge listig
In's grünste Buschwerk hin.

Was schweigst so stille, Vöglein?
Warst vorhin ja so laut!
Gefällt dir's nicht im Käfig?
Aus grünem Drath gebaut?

„Mein Singen hat ein Ende!
Die Schlinge faßte mich!
Nur in der Freiheit sang ich —
Gefangen traur' ich!" —

„Wer ist das arme Vöglein?
Wer ist der Vogler? sprich!"
Das Vög'lein willst du wissen?
Mein Kind, ich nenne dich!

So lange dir im Herzen,
Die Unschuld lebt, bist frei,
Bist selig du, bist selig,
Wie's Vöglein ist im Mai!

Der Vogler ist die Sünde;
Die schleichet her und stellt
Der Unschuld arge Fallen;
Weh' dem, der in sie fällt.

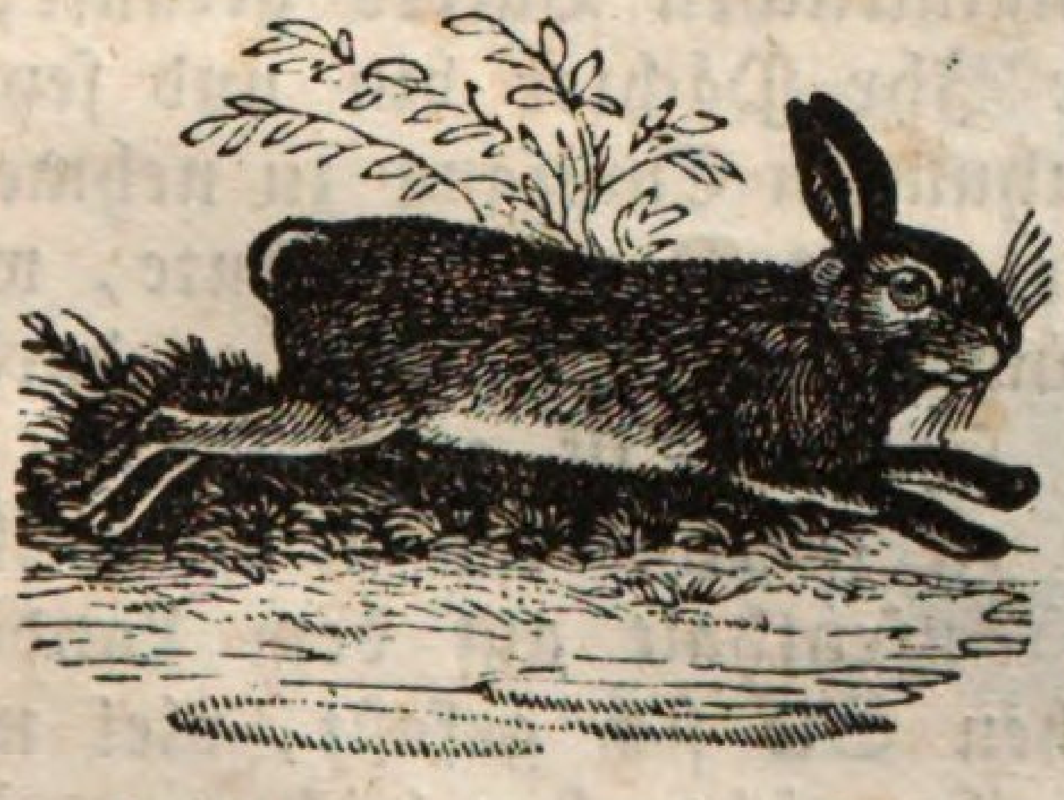
Ihn halten tausend Bande,
Dahin ist alle Lust;
Dahin der Tugend Segen,
Der Friede in der Brust.

Dann muß er kläglich trauern,
Dem armen Vöglein gleich!
Drum vor der bösen Sünde,
O Kinder, hütet euch!

Die Hasen und die Frösche.

Fabel 20.

Auch wenn schwere Trübsal dich trifft, so laß Unzufriedenheit dich doch nicht hinreißen. Blicke in der Welt umher, und du wirst gewiß noch Menschen finden, mit deren Schicksal du nicht tauschen möchtest. Mit diesen vergleiche, mit diesen tröste dich!



Die Hasen wurden einst über ihr mißliches Schicksal äußerst unzufrieden. Leben wir nicht, sprach einer von ihnen, in beständiger Furcht vor den Menschen, Hunden und Raubthieren? Sind wir nicht eine Beute von ihnen, sobald es ihnen beliebt? Und ist es nicht besser zu sterben, als in unaufhörlicher Angst zu leben, die ärger ist, als der Tod selbst? —

Diese Worte des Redners fanden Eingang, und es wurde der Entschluß gefaßt, daß sie sich alle miteinander ersäufen wollten. Ein naher Teich sollte ihr Grab werden, und schon liefen sie eilig auf denselben zu. Das große Geräusch, welches sie machten, und selbst ihre Gestalt erschreckte die Frösche, die in großer Menge am Ufer saßen. Sie sprangen eiligst in das Wasser.

Was war dieß? rief einer von den Hasen aus; ich glaube, es giebt doch noch Geschöpfe, die sich vor uns eben so sehr, wie wir vor unsern Feinden fürchten. Noch sind unsere Umstände also so verzweifelt nicht! Noch könnten wir, dächte ich, das Ersäufen einige Zeit aufschieben!

Der Vorschlag wurde befolgt, und so wurde das Hasengeschlecht erhalten bis auf den heutigen Tag.

Die Tugend der Eltern ist der beste Nachlaß für die Kinder.

Erzählung 17.

Dülis zu Besançon *) war reich und machte einen edlen Gebrauch von seinem Reichthume, selbst zur Zeit der französischen Revolution, wo es höchst bedenklich war, zu zeigen, daß man reich sey. Bald dichteten Bösewichter ihm verbrecherische Gesinnungen an, er wurde verhaftet, nach Paris geführt und vor das blutdürstige Revolutionsgericht gestellt. So gefährlich es in jener Zeit auch war, sich des unschuldig Angeklagten anzunehmen, so sprachen dennoch mehrere Personen, denen er Gutes gethan hatte, zu seinen Gunsten, und stellten sich als Bürgen für seine Unterthanentreue und Vaterlandsliebe dar. Einer von seinen Pächtern kam mit Zeugnissen nach Paris, die er für ihn gesammelt und von zwanzig armen Familien hatte unterschreiben lassen. Aber eben diese Zeugnisse bewiesen auch Dülis Reichthum, nach welchem die Henker lüstern waren. Er wurde hingerichtet, und seine tugendhafte Gattin hatte gleiches Schicksal. Sie hinterließen zwei Waisen, eine Tochter von fünfzehn und einen Sohn von siebenzehn Jahren.

Die Güter der beiden Schlachtopfer wurden eilends zum öffentlichen Verkaufe ausgeboten. Der zuvor erwähnte Pächter war vermögend genug, das Gut, welches er bebauete, zu kaufen. Sobald er es aber gethan hatte, schrieb er an den Sohn seines Wohlthäters folgende Zeilen:

„Ich habe den Meierhof Ihres unglücklichen Vaters gekauft; dieses will so viel sagen, daß ich noch immer Ihr Pächter bin und seyn will. Kommen Sie, das Gut als Ihr Eigenthum in Empfang zu nehmen; das Zimmer ist für Sie eingerichtet, welches Ihr Vater bewohnte, wenn er uns besuchte. Sie werden noch die Bücher antreffen, die er darin aufgestellt hat; sein Bildniß, das er mir schenkte, ist auch darin. Meine Frau trägt mir auf, Ihrer Schwester zu sagen, daß sie auch ihr eine Kammer bereitet habe. Wenn sie den Aufenthalt auf dem Lande liebt, so wird sie bei uns glücklich seyn. Machen Sie sich gefaßt, viel mit uns zu weinen. Meine Frau sagt, daß es ihr nicht eher leichter um's Herz seyn werde, als bis sie mit Ihnen geweint habe. Gott mit Ihnen, arme liebe Waisen! Ich hoffe, es soll Ihnen wohl werden auf Ihrem Gütchen!“

---

*) Eine Stadt in Frankreich, nicht fern von der Gränze der Schweiz, im Departement des Doubs.

Der junge Dülis erhielt dieses Schreiben zu einer Zeit, wo er für sich und seine Schwester nirgend ein Obdach wußte. Mit freudigem Danke nahm er das ihm Dargebotene an, und machte sich mit seiner Schwester auf den Weg. Beide legten eine Strecke von zwanzig deutschen Meilen zu Fuße zurück und erreichten glücklich den gastfreien Meierhof, wo man sie erwartete. Wechselweise drückten ihre Wohlthäter den edlen Jüngling und das liebenswürdige Mädchen an ihr Herz. Diese besahen das Schlafzimmer ihres Vaters, die Bücher, welche ihn in seiner Einsamkeit unterhielten, und sein Bildniß, das er den guten Leuten geschenkt hatte. Der Jüngling sagte oft: es sey ihm, als ob der Geist seines Vaters ihn umschwebe und ihn erinnere, seiner würdig zu seyn.

Und dessen befließ er sich auch mit Ernst. Eines Morgens durchsuchte er die kleine Handbibliothek. Er fand ein geschriebenes Buch, mit welchem Herzklopfen erkannte er die Handschrift seines Vaters! Es waren Betrachtungen, die er vermuthlich aufgezeichnet hatte, da ihm seine Verhaftung schon wahrscheinlich geworden war. An einer Stelle fanden sich folgende Worte:

„Ich fühle, daß ich meiner Kinder wegen, dem mir drohenden Tode noch nicht so ruhig entgegen sehen kann, als ich wünsche; ich habe ihnen Tugend gelehrt, aber zu mühsamen Arbeiten habe ich sie nicht genug abgehärtet. Ich werde ihnen wohl kein Erbtheil hinterlassen, als die Wohlthaten meiner Freunde, wenn diese mich überleben.“

Kaum hatte der junge Dülis diese Worte gelesen, so zeigte er sie auch seiner Schwester. Noch am selbigen Tage stellte er sich hinter den Pflug, munterte durch seinen Fleiß das Gesinde auf und erwarb sich ihr Lob. Als er mit demselben heimkehrte, fanden sie eine Mahlzeit, welche die junge Schwester zu kochen versucht hatte.

So heilig war den guten Kindern ihres Vaters Wille und sie erfuhren es immer mehr, daß sein Segen auf sie übergieng.

Spr. 20, V. 7. Ein Gerechter, der in seiner Frömmigkeit wandelt, dessen Kindern wird es wohl gehen nach ihm.

Der Kukuk.

Fabel 21.

Der Kukuk sprach zu einem Staar,
Der aus der Stadt entflogen war:
„Was spricht man,“ fieng er an zu schreien,
„Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeien?

Was spricht man von der Nachtigall?"
"Die ganze Stadt lobt ihre Lieder."
"Und von der Lerche?" rief er wieder.
"Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall."
"Und von der Amsel?" fuhr er fort.
"Auch diese lobt man hier und dort."
"Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was, Freundchen! spricht man denn von mir?"
"Das," sprach der Staar, "das weiß ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele spricht von dir."
"So will ich," fuhr der Kukuk fort, "mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir selber sprechen."

Die gute Christine.

Erzählung 18.

Christine, ein armes Mädchen von etwa zehn Jahren, pflückte in dem Walde Erdbeeren. Es war ein heißer Nachmittag, und an den sonnigen Waldplätzen, wo kein kühlendes Lüftchen hinkam, war es fast zum Verschmachten schwül. Ihr leichtes Strohhütchen vermochte nicht mehr, den brennenden Sonnenstrahlen zu wehren. Die hellen Schweißtropfen standen ihr beständig auf der Stirne, und ihre Wangen waren wie Glut. Dennoch pflückte sie, ohne aufzusehen, emsig fort. "Denn," sagte sie freudig, indem sie mit ihrem weißen Tuche den Schweiß abwischte, "es ist ja für meine kranke Mutter. Das Geld, das ich aus den Beeren erlöse, verschafft ihr doch wieder eine kleine Erquickung!"

Gegen Abend gieng sie, mit ihrem Körbchen voll Beeren am Arme, durch den Wald nach Hause. Es fing an zu regnen. Immer lauter rauschten die Regentropfen in den Blättern der Bäume, und aus der Ferne her donnerte es sehr stark. Als sie aus dem Walde herauskam, erhob sich ein Sturmwind; ein heftiger Platzregen schlug ihr entgegen, und an dem glühendrothen Abendhimmel standen dunkle Gewitterwolken wie Gebirge auf einander gethürmt. Sie suchte sich, fern von den hohen Bäumen, unter niedrigen Haselstauden ein sicheres Plätzchen, stand hier unter und wartete, bis das Gewitter vorüber wäre.

Allein mit einem Male hörte sie in dem nahen Erlengesträuch ein klägliches Geschrei, fast wie das Geschrei eines kleinen Kindes. Das gute, mitleidige Mädchen ließ sich von Sturm und Regen, Blitz und Donner nicht abhalten, nachzusehen, was es doch wohl seyn möge. Sie gieng hin, und sieh' da! es war ein kleines, zartes Lämmchen, das vom Regen tröpfelte, zitterte, und nicht wußte, wohin. "Ach, du armes Thierchen!" sagte Christine. "Nein, du sollst nicht umkommen. Komm, ich nehme dich mit nach Hause." Sie nahm das Lämmchen sorgfältig in die Arme, und eilte damit, sobald der Regen nachließ, ihrer kleinen, strohbedeckten Wohnung zu. (Fortsetzung folgt.)

An die Tugend.

Gedicht 6.

Tugend, Göttin edler Herzen,
Adel, den die Welt nicht gab;
Du entfernest Leid und Schmerzen,
Schaffst dem Frommen Ruh' im Grab;
Sendest ihm den Tod als Engel,
Der in beß're Welten führt,
Wo nicht herrschen Erdenmängel,
Wo Unsterblichkeit regiert.

Zwar wirst du auf dieser Erde
Holde Tugend! oft verkannt,
Kummer ist oft dein Gefährte,
Denn du nennst den Reichthum Tand;
Aber dort in jenem Lande,
Wo der wahre Reichthum wohnt,
Lösen sich des Elends Bande,
Und dein Kummer wird belohnt.

Dort in jenen lichten Fernen
Hält dir die Unsterblichkeit
Eine Kron' von gold'nen Sternen,
Einen Lorbeerkranz bereit.
Seligkeit und Wonne thürmen
Einen Perlenthron dir auf,
Diesen werden Engel schirmen
Durch der Ewigkeiten Lauf.

Tugend, Göttin edler Herzen,
Adel, den kein König gab,
Quell des Trostes, Heil der Schmerzen!
Leite mich bis an das Grab.
Ewig feste Treue schwöre
Ich, o Himmelsengel! dir,
Wenn ich Alles auch verlöre,
Fliehe du doch nie von mir!

Der Fuchs und der Igel.

Fabel 22.

Es ist besser, eine Kunst recht erlernt zu haben, als wenn man von hundert Dingen Etwas, von keinem aber etwas Hinreichendes versteht.

Ein stolzer Fuchs unterhielt sich mit einem Igel, und fragte ihn: Wie er es anginge, wenn ihn Hunde verfolgten? — Ich brauche nur einen einzigen Kunstgriff, antwortete der Igel ganz bescheiden. Nur einen? fragte der Fuchs, dann bedaure ich dich; ich habe deren mehr als hundert. Indem der Fuchs so redete, hörte man Hunde bellen, und beide sahen, ehe sie noch entfliehen konnten, Jäger herbei eilen. Da rollte sich der Igel wie eine Kugel zusammen, und war über und über stachlicht, so, daß sich

die Hunde an ihm blutig bissen und dadurch abgeschreckt, auf den Fuchs losgiengen. Der Fuchs nahm zur List und zu Seitensprüngen seine Zuflucht, und machte freilich den Hunden ihren Sieg dadurch schwer, wurde aber doch endlich erhascht und todt gebissen.

Der Affe und die Nuß.

Fabel 36.

Der Anfang einer jeden Wissenschaft ist schwer; laß dich aber auch die größten Anstrengungen nicht verdrießen, denn deine Mühe wird dir zuletzt gewiß reichlich belohnt, wenn du ein Mal die süße Frucht genießest, die dir die Wissenschaft darreicht.

Ein Affe fand eine welsche Nuß auf der Straße, die noch mit der grünen Schaale bedeckt war. Als er sich viele Mühe gab, diese wegzubringen, und die innere Nußschale aufzubrechen, sah ihm von der Ferne ein anderer Affe zu, und lachte ihn aus. „Lach' du nur," sprach der Finder, „du schreckst mich nicht ab, in meinem Bestreben fortzufahren; denn ich kenne die süße Frucht. Die Schale ist zwar hart, aber desto süßer wird der Kern seyn.

Die gute Christine.

(Fortsetzung.)

„O, sieh doch, liebe Mutter", rief sie, sobald sie in das niedere, reinliche Stübchen trat — „sieh doch, was ich da gefunden habe! Sieh, ein wunderschönes Schäfchen! O, wie glücklich bin ich! Wie will ich es pflegen! Es soll meine ganze Freude seyn!"

„Kind," sagte die kranke Mutter, indem sie sich in dem Bette aufrichtete und den Kopf auf die Hand stützte, „du vergissest in deiner Freude, daß dieses Lämmchen schon seinen Herrn haben muß. Es ist blos verloren; und da müssen wir es wieder zurückstellen. Gewiß gehört es dem reichen Bauer auf dem Eichhofe. Fremdes Gut sollen wir nicht einmal über Nacht im Hause behalten. Trag' es also heute noch hin.

„Ihr seyd nicht gescheit!" rief jetzt eine rohe Stimme zum offenen Fenster herein; „man muß nicht Alles so genau nehmen!" Der Mann, der dieses sagte, war ein Maurer, der draußen an der Mauer des kleinen Hauses etwas ausbesserte, und ihr Gespräch angehört hatte. Mutter und Tochter blickten ihn erschrocken an. Er aber sprach weiter: „Macht keine so seltsame Gesichter! Ich meine es gut. Wir wollen das Thierchen schlachten und es mit einander theilen. Das Fleisch giebt gerade ein Paar kleine Braten, und das Fellchen ist auch noch einige Silbergroschen werth. Der

reiche Bauer hat über hundert schöne, große Schafe; ob er das winzig kleine Ding da noch hat oder nicht, daran ist nichts gelegen. Ich will es also geschwind metzeln. Ihr dürft euch dabei nicht fürchten. Es sieht's ja Niemand, und mir dürft ihr schon trauen. Ich kann schweigen," — sagte er, und warf eine Kelle voll Mörtel an die Wand, — „wie eine Mauer."

Christine entsetzte sich über die Reden des Mannes. Der Gedanke, das Lämmchen zu behalten, kam ihr jetzt abscheulich vor. „Ihr habt Unrecht," sagte sie zu dem Maurer. „Was kein Mensch sieht, sieht doch Gott! Sie aber, liebe Mutter, hat Recht, und mich wundert nur, daß mir das, was Sie sagte, nicht von selbst einfiel. Ich hätte das Schäfchen" — fuhr sie fort, und Thränen traten in ihre blauen Augen, — „freilich so gern, o, so gern behalten! allein dem lieben Gott müssen wir willig gehorchen." — Sie wickelte das Lämmchen in ihre Schürze, und wanderte damit dem Eichhofe zu, obwohl es noch nicht ganz aufhörte zu regnen und die Sonne bereits untergieng.

Als Christine auf dem Eichhofe ankam, stand die Bäuerin, mit ihrem kleinsten Kinde auf dem Arm, eben vor der Hausthür, und die größeren Kinder standen um sie her. Sie betrachteten andächtig den schönen Regenbogen, der jetzt nach dem Gewitter in der ganzen Pracht seiner sieben Farben im schwarzgrauen Gewölke zu sehen war. „Seht den Regenbogen an," sprach die Mutter, indem sie mit ausgestreckten Armen darauf hinzeigte, „und preiset Denjenigen, Der ihn gemacht hat. In dem flammenden Blitze und dem furchtbaren Donner zeigt uns Gott seine große Macht und Herrlichkeit, in den schönen Farben des Regenbogens aber seine Güte und Freundlichkeit."

Christine ergötzte sich bald an den lieblichen Farben des Regenbogens, bald an den lächelnden Gesichtchen der Kinder, und schwieg, bis der Regenbogen verschwunden war. Nun nahm sie das Lämmchen aus ihrer Schürze hervor, stellte es auf die Füße, und erzählte, wie sie es gefunden.

„Das ist ja recht schön und brav," sagte die Bäuerin freundlich, „daß du noch so spät am Abend, und noch dazu im Regen, da herausgehest; du bist ein sehr gutes, grundehrliches Mädchen."

„Ja, wahrhaftig, das ist sie!" sprach der Bauer, der jetzt auch zur Hausthür herauskam. „So ehrlich und rechtschaffen, wie dieses arme Mädchen, müßt ihr auch seyn und bleiben, meine Kinder! Besser ist's, nicht einmal ein einziges Schäfchen im Vermögen haben, und dabei ehrlich und redlich seyn, als hundert Schafe besitzen, und dabei ehrlos und unredlich seyn. Die Ehrlichkeit, mit der das arme Kind hier das Lamm zurückgab, ist ein Schatz im Herzen, der reicher macht, als eine ganze Schaafheerde, und diesen Schatz kann uns kein Wolf und kein Feind rauben."

Franz, der Knabe des Bauers, lief jetzt zum Schafstalle hin, und führte das alte Schaf heraus. Wie da das junge darauf zusprang und sich freute! Christine sah das so mit an, und sagte: „Schon um dieser Freude willen, die das arme Thierchen jetzt hat, reuet es mich nicht, daß ich es zurückgab, so lieb es mir auch war, und so gern ich es behalten hätte!"

„Weißt du was," sprach der Bauer, „da du so ehrlich bist, und an dem Thierchen eine so große Freude hast, so will ich es dir schenken. Jetzt würde es dir aber nichts helfen. Es kann noch nicht ohne Milch leben, und würde elend umkommen; allein in vierzehn Tagen wird es stark genug seyn, sich von Gras und Kräutern zu ernähren, und dann soll mein Franz es dir bringen."

„Gieb aber dann wohl darauf Acht!“ sagte die Bäuerin. „Es kostet dir nicht viel, es aufzuziehen. Während du Erdbeeren sammelst oder strickest, kannst du es leicht hüten, und so viel Gras kannst du leicht sammeln und zu Heu auftrocknen, als es für den Winter nöthig hat. Wenn es einst groß wird, wird die Milch dir und deiner Mutter in eurer kleinen Haushaltung wohl bekommen, und die Wolle giebt euch jährlich einige Paar Strümpfe.“

„Und wenn ihr glücklich damit seyd,“ sprach der kleine Bauernknabe, „so könnt ihr wohl noch gar eine ganze Schafheerde bekommen.“

Christine mußte nun noch mit Brod eingebrockte Milch und ein Butterbrod miteſſen, und die gute Bäuerin gab ihr überdieß noch ein schönes Stück goldgelbe Butter, die sie in grüne Rebenblätter einmachte, und ein Dutzend Eier mit nach Hause. „Bringe das deiner Mutter,“ sagte sie, indem sie ihr die Eier vorsichtig in die Schürze that: „ich lasse sie freundlich grüßen, und Gott wolle sie bald gesund werden lassen!“

Christine eilte voll Freude durch das blumige Thälchen ihrer Hütte zu.

Der Himmel hatte sich indeß aufgehellt, und der Abendstern und ein zartes Streifchen des Mondes, der heute das erste Mal wieder sichtbar war, glänzten freundlich in das Thal. Alle Blumen und Kräuter tröpfelten noch von Regen und dufteten von Wohlgeruch. Es war Christinen unbeschreiblich wohl um das Herz. „Nach einem Gewitter,“ dachte sie, „sind Himmel und Erde zwar immer schöner; allein so schön und freundlich, wie diesen Abend, sind sie mir noch nie vorgekommen.“

Sie erzählte dieses, als sie nach Hause kam, ihrer Mutter. „Siehst du,“ sprach die Mutter, „das ist's eben, was ich dir immer sage. Es ist die Freude des guten Gewissens. Wenn wir Recht thun, so erfüllt süßer Friede unser Herz. Gott giebt uns durch das Gewissen zu erkennen, daß Er mit uns zufrieden sey. O, Christine, gieb daher der Stimme deines Gewissens immer Gehör, und thue nie etwas anderes, als was vor Gott recht und gut ist. Du weißt wohl, wir sind arm und haben wenig in der Welt. Aber laß uns nur ein gutes Gewissen bewahren, so sind wir reich genug, und es fehlt uns nie an Freude; ja, die edelste und süßeste aller Freuden ist dann unser.“ —

Christine zählte nun alle Tage, bis sie ihr Lämmchen bekommen würde. Sie hätte auch alle Tage in den Kalender gesehen, wenn sie einen im Hause gehabt hätte. Nun sah sie aber alle Abende nach dem Monde, und gieng dann vergnügt zu Bette. „Denn,“ sagte sie, „wenn er voll ist, bekomme ich mein Lämmchen.“

Endlich ward es Vollmond, und der Mond nahm wieder merklich ab; allein das Lämmchen wollte nicht kommen. Christine wartete — und wartete. — „Ich werde von meinem Schäfchen wohl nichts mehr sehen!“ sagte sie eines Abends, als sie eben traurig neben dem Bette ihrer Mutter saß. „Habe Geduld,“ sagte die Mutter; „Geduld bringt Rosen.“ — Und sieh, da gieng auf einmal die Stubenthür auf, und der muntere Bauernknabe trat mit dem Lamme und einem Korbe voll frischen, grünen Futters herein. Christine sprang vor Freude auf, knieete zu dem Lämmchen hin, streichelte es freundlich, und sagte: „O, wie groß und schön es indeß geworden ist! Ich kenne es ja fast nicht mehr! Und wie die Wolle so schön weiß und zart geringelt ist! O, jetzt ist meine Freude erst vollkommen!“

(Schluß folgt.)

Die Katze und die Fledermaus.

Fabel 34.

Man muß aus der Noth eine Tugend machen.

Eine Fledermaus fiel auf die Erde und wurde von einer Katze ergriffen. Als sie diese zerreißen wollte, bat sie flehentlich, daß sie ihr das Leben schenken möchte. Als aber die Katze hiezu keine Lust hatte, indem sie ein Todfeind aller Vögel sey; so sagte die Fledermaus: sie sey kein Vogel, sondern eine Maus, und wurde entlassen. Bald nachher wurde sie von einer andern Katze gefangen. Auch diese bat sie, sie möchte sie beim Leben lassen. Dieß sey für sie sehr schwer, sagte die Katze, indem sie mit allen Mäusen Krieg führe. Die Fledermaus aber behauptete, sie sey keine Maus, sondern ein Vogel. Und so entging sie wieder der Gefahr, und rettete durch veränderten Namen zwei Mal ihr Leben.

Vertrauen und Hoffnung.

Gedicht 7.

Der Wogen Spielzeug, dämmert uns
Der Hoffnung Strahl vom Himmel nur.
Dorthin erhebt sich sehnsuchtsvoll
Mit unsern Seufzern unser Blick.

Doch kommst du, Vater, uns zuvor,
Mild reichend deine Hand voll Macht.
Durch sie gestützt, fühlt unser Herz
In seiner Ohnmacht Siegeskraft.

Sey noch so schwer der Uebel Druck;
Weit überwiegt ihn deine Macht!
Du siehst die Knechtschaft unsers Geist's
Und streifst von ihm die Fesseln ab.

Heil, Heil dem Tugendkampf, den Du
Mit Siegstriumph einst herrlich krönst;
Was wir in Thränen flüchtig sä'en,
Frohlockend ernten wir's bei dir.

Der Hund und der Panther.

Fabel 25.

Kluge Leute nehmen sich vor der Gefahr in Acht, aus der sie schon einmal gerettet worden sind.

Ein Hund schlief vor einem Maierhofe; da überfiel ihn der Panther, und wollte ihn fressen. Zerreiß mich nicht, bat er nun, ich bin ohnehin jetzt noch mager, warte noch ein wenig, bis mein Herr Hochzeit macht, dann werde ich erst recht gefüttert und fetter, und eine desto herrlichere Speise für dich. Der Panther ließ sich bereden und ging davon. Nach einiger Zeit kam er wieder und fand den Hund oben auf dem Dache schlafend. Er blieb stehen, rief ihm herunter und erinnerte ihn an sein Versprechen. Aber der Hund sprach: Du guter Panther! wenn ich einst wieder vor der Hütte schlafe, so warte nicht erst auf die Hochzeit.

Die Sclaven, oder die Macht der Wohlthätigkeit.

Erzählung 20.

Seelgrave, ein englischer Schiffskapitän, reiste lange in Afrika, wo er den Negerhandel trieb; das heißt, er kaufte dort viele Sclaven. Ein entsetzlicher Handel, der die Natur beleidigt und den man nur mit der größten Gefahr unternehmen kann: denn Ungerechtigkeit und Tyrannei erzeugen beinahe immer Verzweiflung und Empörung. Auch sind die Europäer genöthigt, die unglücklichen Neger, die sie kaufen, während der Nacht und dem größten Theile des Tages, auf ihren Schiffen anzuketten; und troß ihrer Vorsicht finden die Sclaven immer Mittel, sich zu vereinigen und Anschläge zu bilden, die ihren Gebietern oft das Leben kosten.

An den Ufern des Flusses Kallabar kaufte Seelgrave eine große Anzahl Neger. Unter diesen Unglücklichen fiel ihm besonders ein junges Weib auf, das unter der Last ihres Kummers zu erliegen schien. Von Mitleid gerührt, ließ Seelgrave sie durch seinen Dollmetscher um die Ursache ihrer Thränen fragen, und vernahm, daß sie ein einziges Kind beweine, das sie am Vorabend dieses Tages verloren habe. Man brachte sie auf das Schiff des Kapitäns, den der Fürst des Bezirkes so eben zu sich entbieten ließ. Seelgrave nahm die Einladung an; da er aber die Grausamkeit dieses Volkes kannte, ließ er sich von zehn wohlbewaffneten Matrosen und seinem Feuerwerker begleiten. Er wurde, eine Strecke vom Ufer ab, auf eine Wiese geführt, wo er den König auf

einem erhöhten Sitze, unter dem Schatten mehrerer Bäume, fand. Die Versammlung war zahlreich. Die Oberhäupter der Neger umgaben den König; und seine Leibwache, die aus fünfzig, mit Bogen, Pfeil und Wurfspieß bewaffneten, Männern bestand, hielt sich in einiger Entfernung hinter ihm. Die Engländer, das Gewehr auf der Schulter, nahmen ihre Stellung dem Könige gegenüber.

Seelgrave machte dem Könige einige europäische Kleinigkeiten zum Geschenke; noch sprach er, als ein dumpfes Stöhnen in sein Ohr drang. Er wandte sich um, und erblickte einen kleinen Neger, der mit den Füßen an einen Pfahl gebunden war. An dem Rande eines Grabens schienen zwei mit Beilen bewaffnete Neger, von scheußlichem Ansehen und seltsamer Kleidung, dieses Kind zu bewachen, das sie weinend betrachtete, und seine kleinen Händchen flehend zu ihnen erhob. Der König, welchem Seelgrave's Bewegung bei diesem Anblicke nicht entging, glaubte den Kapitän zu beruhigen, indem er ihn versicherte, daß er nichts von den beiden Negern, die er mit so großem Erstaunen betrachtete, zu befürchten habe. Dann erklärte er erst, daß das Kind ein Opfer sey, das man dem Gott Ego zum Wohl des Reiches bringen wolle..... Bei diesen Worten schauderte Seelgrave vor Entsetzen..... Sein ganzes Gefolge bestand aus eilf Männern. Der Hof und die Leibwache des afrikanischen Fürsten bildeten einen Haufen von mehr als hundert Negern; aber Mitleid und Menschlichkeit erlaubten Seelgrave nicht, Alles zu bedenken, was er von der Anzahl und Grausamkeit der Barbaren, die ihn umgaben, zu befürchten habe. O, meine Freunde! rief er, sich zu seinen Leuten wendend, laßt nus dieses unglückliche Kind retten! kommt! mir nach!.... Und mit fliegenden Schritten eilten sie auf das gefesselte Kind zu. Die Neger erheben ein fürchterliches Geschrei und stürzen sich brüllend auf die Engländer. Seelgrave zieht eine Pistole aus dem Gürtel; der König erschrickt. Seelgrave verlangt, gehört zu werden. Der König dämpft mit einem einzigen Worte die Wuth der Neger; sie bleiben unbeweglich stehen. Jetzt läßt Seelgrave durch seinen Dollmetscher die Gründe seiner Handlung erklären, und den König bitten, ihm das Opfer zu verkaufen. Dieser Vorschlag wurde angenommen. Seelgrave war entschlossen, nicht um den Preis zu streiten. Aber glücklicher Weise bedurfte der Negerkönig weder Gold noch Silber. Er kannte weder Diamanten noch Perlen, und glaubte viel zu verlangen, indem er ein Halsgehänge von blauem Glas forderte. das ihm auf der Stelle gegeben wurde. Dann flog Seelgrave zu dem unschuldigen kleinen Geschöpfe, das er so eben dem Tode entrissen; er zieht seinen Säbel, um die Stricke zu zerschneiden, mit welchen es an den Pfahl gebunden ist. Das zitternde Kind glaubte, Seelgrave wolle es tödten, und erhebt ein schmerzliches Geschrei. Seelgrave nimmt es in seine Arme und drückt es mit Entzücken an sein Herz. Das beruhigte Kind lächelte und überhäufte seinen Befreier mit Liebkosungen. Tief bewegt und von Rührung durchdrungen, nimmt Seelgrave Abschied von dem Negerkönige, und kehrt zu seinem Schiffe zurück. Am Ufer traf er die Negerin, die er des Morgens gekauft. Sie hatte sich übel befunden; in Thränen zerfließend, saß sie an der Seite des Schiffsarztes, welcher, da er sie nicht dazu bringen konnte, Nahrung zu sich zu nehmen, sie wenigstens an der frischen Luft bleiben ließ, aus Furcht, sie möchte von neuem ohnmächtig werden. In dem Augenblicke, als Seelgrave mit seinen Leuten hinter ihr vorbeiging, wandte sie den Kopf und,

den kleinen Neger erblickend, den ein Matrose trug, springt sie auf, erhebt ein durchdringendes Geschrei und stürzt auf das Kind zu, das sie erkennt, ihr freudig zuruft und die Arme entgegenstreckt. Man legt es an ihre Brust, sie hält ihren Liebling umschlungen..... Der verzweifelte Entschluß, den sie gefaßt, der Verlust ihrer Freiheit, der unnennbare Schmerz, den sie empfunden, Alles ist vergessen..... Sie ist Mutter.... sie hat ihren Sohn wiedergefunden!.... Indessen vernimmt sie von dem Dollmetscher alle Umstände der Handlung Seelgrave's. Da eilt sie, immer noch das geliebte Kind auf den Armen, zu ihrem Wohlthäter, und wirft sich ihm zu Füßen. Jetzt, ruft sie, bin ich deine Sclavin! Ohne dieses Kind würde der Tod mich diese Nacht aus dem Sclavenstande befreit haben: du warst für mich nichts als ein Tyrann; du hast mir meinen Sohn wieder gegeben, und in ihm mehr als das Leben; du wirst mein Vater: ja, dieses theure Kind ist das Pfand meines Gehorsams, auf den du von nun an unbedingt zählen kannst... Während dieses Weib mit dem Feuer und dem Ausdrucke der lebhaftesten Erkenntlichkeit sprach, erklärte der Dollmetscher dem Kapitän ihre Worte. Seelgrave konnte keinen süßeren Lohn für seine Menschlichkeit empfangen; aber sie brachte ihm noch neue Früchte. Er hatte mehr als dreihundert Sclaven auf seinem Schiffe. Die junge Negerin erzählte ihnen ihre Begebenheit. Nachdem die Neger diese rührende Erzählung vernommen, umringten sie Seelgrave mit Bewunderung, und gelobten ihm unbegränzte Ergebenheit. Und in der That bezeigten sie Seelgrave während seiner ganzen Reise die kindlichste Verehrung und den pünktlichsten Gehorsam.

Die gute Christine.

(Schluß.)

„Ich wollte dir das Lämmchen schon vor einigen Tagen bringen," sagte der Knabe, „allein mein Vater sagte: Laß es noch eine Zeit da; es gedeiht dann besser, und wird noch größer und stärker."

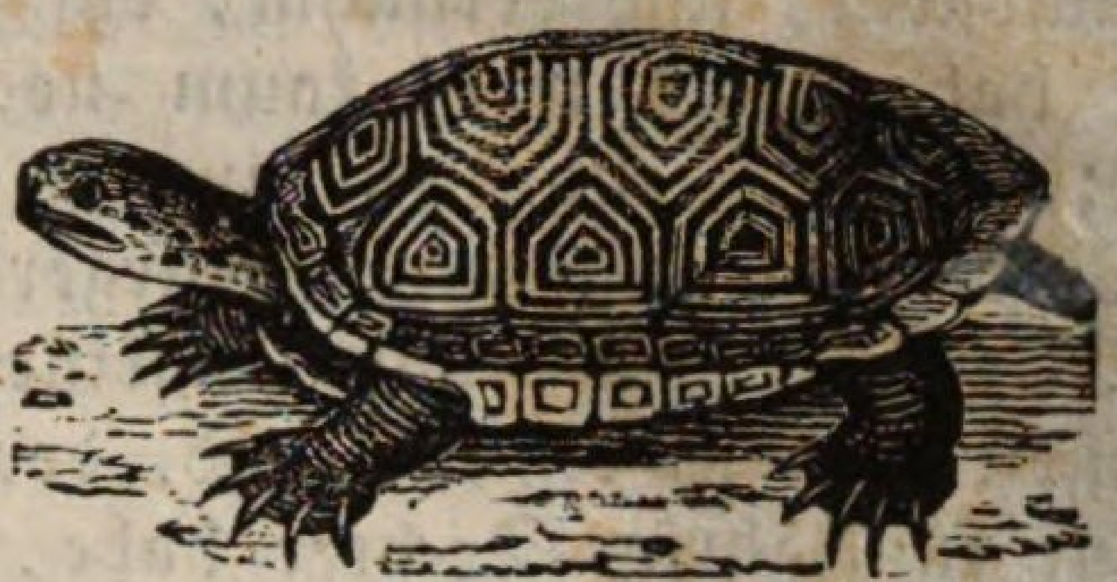
„Du, und deine Eltern sind doch recht gut!" sprach Christine. Wenn ich nur nicht so arm wäre, und dir auch etwas schenken könnte! Allein von der ersten Wolle, die ich von dem Schäfchen bekomme, stricke ich dir ein schönes Paar Strümpfe. Du sollst gewiß sehen, daß ich die Wahrheit rede."

Der Knabe gieng, und Christine führte das Lamm in den kleinen Stall, der sich im Hause befand, und streute ihm Futter vor. Das Lamm gewöhnte sich bald an sie, und wurde so zahm, daß es das Brod aus ihrer Hand aß, aus ihrem Schälchen Milch trank, und ihr wie ein Hündchen nachlief. Christine durfte nur rufen, so kam das Lamm sogleich daher gesprungen. Wenn nun die Mutter es so mit ansah, was für eine große Freude Christine mit dem Lämmchen hatte, so sagte die Mutter öfter: „Nicht wahr, jetzt reut es dich doch nicht, daß du mir gefolgt, und das Lämmchen zurückgegeben hast?" — „O Mutter!" antwortete Christine, „wie mein Lämmchen mir auf den Ruf folgt, so will ich dir immer folgen. Denn ich weiß es ja, du liebst mich doch noch unendlich mehr, als ich mein Lämmchen."

Der Adler und die Schildkröte.

Fabel 26.

Oft ist gefährlich, berühmt zu seyn und von andern gesehen zu werden.



Eine Schildkröte beschwerte sich über den Himmel. Warum, sagte sie, muß ich mein schweres Haus überall mit mir herumschleppen? Ich krieche den ganzen Tag und komme doch fast nicht von der Stelle. Ich weiß nicht, was in der Welt vorgeht, und vielleicht weiß auch die Welt nicht einmal, daß es Schildkröten gibt. Wie gut haben es dagegen die Vögel, die sich in einem Augenblicke bis in die Wolken erheben, über große Meere fliegen, und ihren Ruhm in die fernsten Länder tragen. O du, der du die Adler und Störche schufest, solltest du wohl auch Vater der Schildkröten seyn? — Plötzlich geschah ein Schuß, und ein mächtiger Adler stürzte schwer getroffen aus der Luft und färbte die Erde mit seinem Blute. — O Himmel, rief die Schildkröte aus, nun erkenne ich deine Güte! Wie gefährlich ist es nicht, berühmt zu seyn, und von Andern gesehen zu werden! Erhalte mir, gütiger Himmel! mein schweres Dach, ich habe jetzt keine Flügel nöthig.

Pamela oder die Waise.

Erzählung 21.

Felizie, die Wittwe des Herrn von N., lebte in stiller Zurückgezogenheit nur der Erziehung ihrer einzigen Tochter Natalie. Sie legte keinen Werth auf Reichthum und Ueberfluß. Sie liebte die Beschäftigung und das Lesen; ihre Seele war sanft und gefühlvoll, und die Freundschaft durfte jedes Opfer von ihr erwarten. So erfreute sie sich lange eines ungetrübten Glückes im Schooße ihrer liebenswürdigen Familie, als plötzlich ihre geliebte Natalie gefährlich krank wurde. In schmerzlicher Angst durchwachte Felizie die Nächte am Krankenlager ihres einzigen Kindes, und vergönnte auch am Tage den müden Augen keinen Schlummer. Endlich erholte sich Natalie unter ihrer treuen Pflege, und bald war sie ganz genesen; aber die rastlose

Anstrengung hatte Felizìens eigene Gesundheit erschüttert. Da das Uebel sich auf ihre Brust zu werfen schien, verordneten ihr die Aerzte den Gebrauch der Heilquelle von Bristol, und so reiste sie unverzüglich mit der dreizehnjährigen Natalie nach England ab. Felizie hatte die Vorsicht nicht beachtet, sich eines Hauses zu versichern, und konnte daher bei ihrer Ankunft in Bristol nur eine sehr beschränkte Wohnung finden, deren schönstes Zimmer nur durch eine dünne Bretterwand von dem Zimmer einer kranken Engländerin geschieden war, die seit zwei Monaten das Bette nicht verlassen konnte. Felizie, die der englichen Sprache mächtig war, befragte ihre Wirthin über ihre Nachbarin, und vernahm, daß diese unglückliche Engländerin die Auszehrung habe, und wohl kaum noch einige Tage leben werde. Sie sey Wittwe; ihr Gemahl, ein junger Mann von hoher Abkunft, sey wegen dieser Verbindung mit einer Bürgerlichen, von seinen Eltern enterbt worden. Bei seinem Tode habe er seiner Gattin nur eine sehr geringe Pension hinterlassen können, ein Umstand, der um so betrübter sey, da diese Unglückliche eine fünfjährige Tochter habe, die mit ihrer Mutter jedes Mittel zu ihrem Lebensunterhalte verliere. Die Wirthin schloß mit dem Lobe der kleinen Pamela (so hieß das Kind), und versicherte, noch nie ein so engelgutes Geschöpf gesehen zu haben. Diese Geschichte erregte Felizìens innigste Theilnahme, und den ganzen Abend unterhielt sie sich mit Natalien von der unglücklichen Engländerin und ihrer hilflosen Tochter.

Felizie und Natalie bewohnten dasselbe Zimmer. Sie mochten sich seit ungefähr zwei Stunden zur Ruhe begeben haben; Natalie schlief fest, und ihre Mutter genoß eben eines leichten Schlummers, als eine ungewöhnliche Bewegung in dem Zimmer der kranken Engländerin sie plötzlich wieder erweckte. Jetzt erinnert sich Felizie, daß die Kranke nur eine Kammerfrau und eine Wärterin zur Bedienung habe. Sie erhebt sich, nimmt die Nachtlampe, und geht leise auf den Gang. Aus der halbgeöffneten Thüre der Kranken dringen ihr einige schwache Laute, von leisen Seufzern unterbrochen, entgegen; sie naht sich zitternd. — Da stürzte eine weinende Kammerfrau mit dem Klagerufe: „Es ist vorbei! sie hat vollendet!“ aus dem Zimmer. O Himmel, sagte Felizie, und ich kam ihnen meinen Beistand anzubieten!.... „Sie hat ausgelitten,“ erwiderte die Kammerfrau; „o Gott! was soll aus ihrer unglücklichen Tochter werden? Ich habe selbst vier Kinder....“ Wo ist dieses Kind? unterbrach sie Felizie lebhaft... „Ach, Madame, die Bedauerungswürdige ist noch zu jung, ihr Unglück zu kennen. Sie weiß noch nichts vom Tode. Mit welcher Liebe hing sie an ihrer armen Mutter... denn es gibt kein gefühlvolleres Kind... Aber sie schlummert friedlich in demselben Zimmer, wo ihre Mutter so eben den letzten Seufzer ausgehaucht!....“ Gerechter Gott! rief Felizie, ach! kommen Sie, lassen Sie uns dieses Kind einem so traurigen Aufenthalte entreißen! Bei diesen Worten eilt Felizie gegen das Zimmer, sie tritt hinein.... Um zu der Wiege zu gelangen, mußte man an dem Bette der unglücklichen Engländerin vorbei. Hier blieb Felizie erschüttert stehen, und heftete die thränenschweren Blicke auf die starre Leiche; dann sank sie auf die Kniee; o unglückliche Mutter, rief sie seufzend, wie schrecklich müssen deine letzten Augenblicke gewesen seyn!.... Du ließest dein Kind ohne Stütze, ohne Beistand zurück!.... Ach, laß mir den süßen Glauben, daß du im Schooße der Ewigkeit vernimmst, was ich gelobe.... „Ich nehme deine Tochter zu mir, sie soll die Meinige seyn, und immer werde ich das

Andenken an Diejenige, die ihr das Leben gab, in ihr erhalten." Jetzt erhob sich Felizie und nahte sich tief bewegt der Wiege. Ein Vorhang verbarg das Kind; mit zitternder Hand schob sie ihn zurück. — Da lag die kleine Waise, ein Bild sorgenloser Unschuld! Ach, sagte Felizie, wie ruhig sie schlummert! in welchem Augenblicke, an welcher Stelle!... Liebenswürdiges, unglückliches Kind! vergebens wirst du beim Erwachen nach deiner Mutter fragen.... Aber die Menschlichkeit gibt dir eine Andere; ja, du sollst meine Tochter seyn; ja, du sollst in meinem Herzen die Liebe, die Zärtlichkeit einer Mutter wieder finden. Wohlan, fuhr sie, an die Kammerfrau sich wendend, fort, helfen Sie mir die Wiege in mein Zimmer tragen. Die Kammerfrau gehorchte voll Freude, und das Kind wurde sanft, ohne wach zu werden, in seinem Bettchen auf Feliziens Zimmer gebracht. Natalie war aufgestanden, unruhig und besorgt eilte sie ihrer Mutter entgegen, die ihr beim Eintreten leise zurief: Komm, Natalie, ich bringe dir eine Schwester; komm, versprich mir, sie zu lieben. Natalie fliegt an die Wiege, entzückt betrachtet sie das schöne schlafende Kind. Felizie erzählt ihr mit wenig Worten das Vorgefallene. Thränen entströmen Natiliens Augen, zärtlich nennt sie die kleine Pamela ihre Schwester, und wünscht ungeduldig den Morgen herbei, um sie tausendmal umarmen zu können. Endlich mußte man sich wieder zu Bette begeben. Felizie konnte kein Auge schließen; aber kann man zu schlafen wünschen, wenn das Bewußtseyn einer guten Handlung uns wach erhält?

Um sieben Uhr Morgens erwachte Pamela. Felizie eilte an ihre Wiege. Das Kind schien bei ihrem Anblicke erstaunt und seine großen schwarzen Augen hingen einige Minuten fest an ihr, dann streckte es ihr lächelnd die Arme entgegen und Felizie schloß entzückt den kleinen Engel an ihre Brust. Aber bald fragte Pamela nach ihrer Mutter. Kaum Herr ihrer Bewegung, sagte Felizie mit leiser zärtlicher Stimme: „deine Mutter ist nicht mehr hier...." Bei diesen Worten zerfloß Pamela in Thränen. Natalie wollte sie trösten; „ach, laß ihr diesen rührenden Schmerz," sagte Felizie, „es war mir Bedürfniß, ihre Thränen fließen zu sehen; stelle dich in ihre Lage, Natalie, und du wirst, wie sie, empfinden."

Als Pamela angekleidet war, warf sie sich auf die Kniee und betete laut: O guter Gott, gib meiner Mutter die Gesundheit wieder! „Deine Mutter leidet nicht mehr," sagte Felizie erschüttert... Sie leidet nicht mehr, rief Pamela, o mein Gott ich danke dir! Diese Worte durchschnitten Feliziens Herz. „O mein Kind," sagte sie, „dein Gebet sey: Mein Gott, deiner Vaterliebe empfehle ich meine Mutter; segne, beglücke sie immerdar!" Pamela wiederholte dieses Gebet mit Inbrunst, und die gefalteten Händchen erhebend, fügte sie flehend hinzu: „Und vereine mich bald wieder mit ihr!" Dann erhob sie sich und warf sich weinend in die Arme der schluchzenden Natalie. In diesem Augenblicke meldete man, daß angespannt sey. Felizie bestieg mit Pamela und Natalie den Wagen, und reiste mit ihnen nach Bath. *) Erst nach vierzig Tagen kehrte sie nach Bristol zurück, nachdem sie eine andere Wohnung daselbst gemiethet hatte.

Mit jedem Tage liebte Felizie die sanfte, gefühlvolle, erkenntliche Pamela inniger. Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte in Bristol, ver-

*) Ein berühmter Badeort in England.

ließ sie England und kehrte nach Frankreich zurück; ihre ganze Familie nahm die kleine liebenswürdige Pamela mit Freuden auf. Es war eben so unmöglich sie zu sehen, ohne innigen Antheil an ihr zu nehmen, als sie zu kennen ohne sie zu lieben. Als sie ihr achtes Jahr erreichte, unterrichtete Felizie sie von ihrem Schicksale und erzählte ihr die Geschichte der unglücklichen Engländerin, die ihr das Daseyn gegeben. Pamela vergoß einen Strom von Thränen und als Felizie aufgehört zu sprechen, warf sie sich ihr zu Füßen und sagte ihr Alles, was Dankbarkeit und innige Zärtlichkeit Rührendes eingeben können. So war Pamela; ihre Seele hob sie immer über ihr Alter hinaus. Sprach sie von ihren Empfindungen, so hatte sie nicht mehr die Sprache, noch die Ausdrücke der Kindheit. Dieses lebhafte und tiefe Gefühl goß einen unbeschreiblichen Zauber über alle Handlungen Pamela's, wie über ihr ganzes Wesen. Man sah Pamela tausendmal, ohne darauf zu achten, ob ihre Züge regelmäßig seyen. Man bemerkte nur den himmlischen Ausdruck derselben. Man konnte sie weder prüfen noch loben, wie eine Andere. Man sprach nicht von ihrer Gestalt, nur von ihrem Blicke. Sie war lernbegierig, großmüthig, gefällig, aufrichtig und eben so fröhlich als gefühlvoll, eben so lebhaft als sanft und bescheiden. Der einzige Fehler, den sich Pamela, und zwar in hohem Grade vorzuwerfen hatte, war Unbesonnenheit; und zu dieser verleitete ihre außerordentliche Lebhaftigkeit sie immer auf's Neue. Folgender Zug beweist ihre Sanftmuth, so wie ihre Achtung und Zärtlichkeit für Felizien. Weniger aus Nachlässigkeit als aus Unbesonnenheit, verlor Pamela Alles, was man ihr gab. Hatte sie den ganzen Tag über fleißig gelernt und gearbeitet, so war die Lust zu spielen am Abende desto größer, und erlaubte ihr nicht, erst Fingerhut, Scheere und Nadeln zu sammeln und an ihren gehörigen Platz zu legen; Pamela erhob sich plötzlich, der offene Arbeitsbeutel fiel zur Erde, sie hüpfte darübet weg und war in einem Augenblicke verschwunden. Gerne ließ man sie im Garten und auf der Wiese umherspringen, nur im Hause war ihr dieß verboten. Mit dem besten Willen zu gehorchen, vergaß Pamela, gleichwohl beständig dieses Verbot; sie fiel regelmäßig alle Tage drei- bis viermal, und ließ an jeder Thüre ein Müsterchen ihres Kleides oder ihrer Schürze hangen. Durch Bitten, Ermahnungen und Strafen war es Felizien nach und nach gelungen, die ungestümme Lebhaftigkeit des Kindes zu mäßigen, auch mußte ihr Pamela jeden Tag Rechenschaft ablegen, ob sich alles Nöthige in ihrem Arbeitsbeutel befinde. (Forts. folgt.)

Denksprüche.

17.

Dein Hauptgeschäft auf Erden,
Sey weiser und stets besser werden.

18.

Wer Gottes Dienst sein Leben weiht;
Dem strahlt schon hier des Himmels Seligkeit.

19.

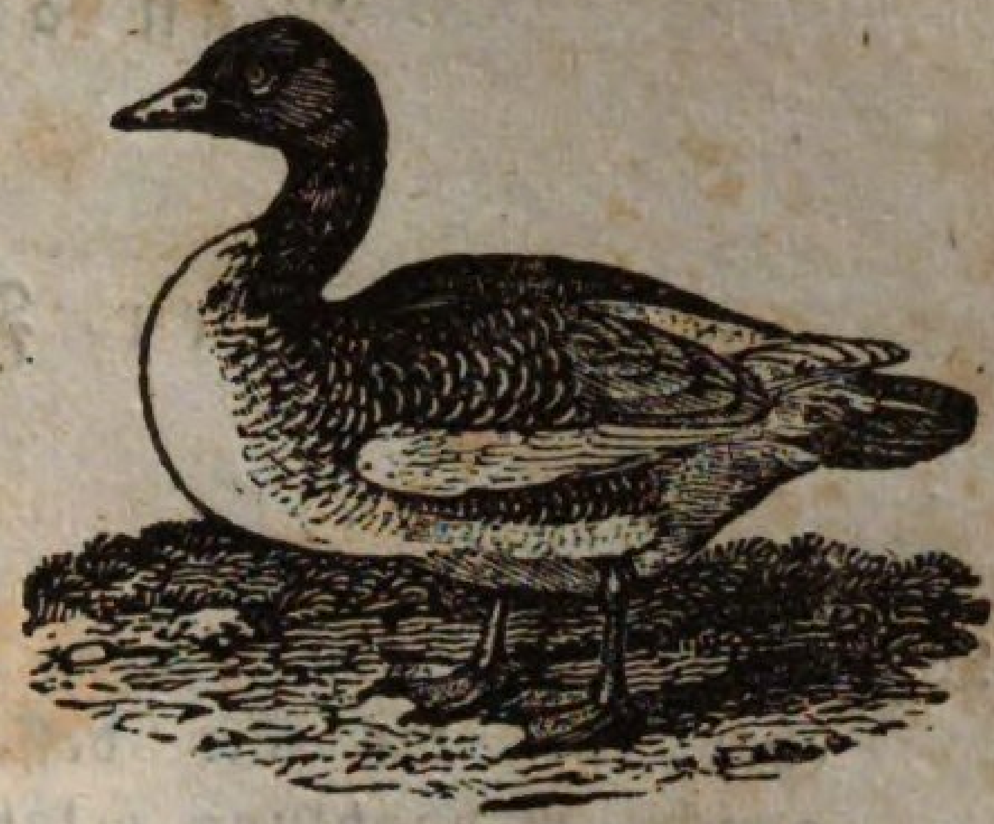
Guter Name, Kunst und froher Muth,
Ist besser noch als Geld und Gut.

20.

Fang an mit Gott, mit Gott hör auf,
Dieß ist der schönste Lebenslauf.

Der Hahn und die Gans.

Fabel 27.



Auf einem Edelhof' befand
Ein junger Hahn sich, sehr verwegen
Trat jedem neckend er entgegen,
Sobald er keinen Widerstand
Befürchtete, und hämisch pickte
Sein Schnabel nach dem Schwächern dann.
So fiel er eine Gans fast täglich,
Sobald er sie gewahr ward, an,
Und freute sich, wenn sie dann kläglich
Aufschreiend, flatternd ihm entrann.
Die Gans, dem Necken zu entgehen,
Ihm sorglich, wo sie konnte, wich,
Und naht' er dennoch pickend sich,
Ließ sie geduldig es geschehen.
„Es ändert sich vielleicht," sie sprach,
„Ich will ihm keinen Anlaß geben,
„Den Schnabel wider mich zu heben."
Umsonst! der Zänker ließ nicht nach,
Nur gift'ger noch er auf sie hackte!
Zuletzt ihr die Geduld verging, —
Mit ihrem breiten Schnabel flink
Den Hahn, den Störenfried, sie packte. —
Ob er gleich mit den Flügeln schlug,
Die Krallen zur Vertheid'gung brauchte,
Sie nach des Hofes Teich ihn trug,
Und dort so lang' ihn untertauchte,
Bis er, für seinen Unverstand,
Den frühen Tod im Wasser fand.

Ihr, die ihr stets Gespielen neckt,
Weil ihr die Stärkeren euch glaubet,
Der Muthwill', den ihr euch erlaubet,
Selbst des Geduld'gen Zorn erweckt.
Und wenn ihr lang' ihm auch entgangen,
Ihr werdet doch, früh oder spät,
Die wohlverdiente Straf' empfangen; —
Man ärntet, was man ausgesä't.

Der Fuchs und die Hyäne.

Fabel 28.

Wir überblicken den ganzen Umfang unseres eigenen, schlechten Benehmens selten eher, als bis wir dessen Wirkungen fühlen, indem wir von Andern eine gleiche Behandlung erfahren.

Ein Fuchs hatte das Unglück unter die Krallen einer Hyäne zu fallen. Er begann in kläglichem Tone um Gnade zu flehen, bat die Hyäne um des Himmels willen, sie möge ihn loslassen, pries die Tugend der Barmherzigkeit und führte als letzten Grund, seiner zu schonen, an, daß er ja nur aus Haut und Knochen bestehe, die gar nicht der Mühe verlohnten, gegessen zu werden. Auf Alles das gab die Hyäne die kurze Antwort: „So barmherzig gegen dich, wie du gestern gegen die Küchlein.“

Pamela oder die Waise.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens, als Felizie ihrer Gewohnheit nach, Pamela's Beutel durchsuchte, fand sie ihre Scheere nicht darin. „Wo ist deine Scheere?“ fragte sie verweisend. Liebe Mutter, erwiderte Pamela, sie liegt auf dem Boden in dem Kabinet meiner Schwester.... „Wie, auf dem Boden? Und warum hast du sie da gelassen?“ — Ich war in diesem Kabinet; als ich mein Sacktuch aus der Tasche nahm, zog ich die Scheere mit heraus, und sie fiel auf den Boden; in diesem Augenblicke ließen Sie mich rufen, und ich eilte sogleich auf ihr Zimmer.... — „Wie, ohne dir vorher die Zeit zu nehmen, die Scheere aufzuheben?“.... — Ja, liebe Mutter, um Sie

früher zu sehen.... — „Aber du wußtest doch, daß ich dich nach der Scheere fragen, daß ich dir einen Verweis geben würde, wenn ich sie nicht fände!".... — Liebe Mutter.... daran habe ich nicht gedacht, ich dachte nur an Sie, an das Vergnügen, Sie zu sehen. Als Pamela diese Worte sprach, füllten sich ihre Augen mit Thränen und sie erröthete. Felizia betrachtete sie mit einem ernsten strengen Blicke und sie erröthete noch mehr. Dieses Erröthen und das Unwahrscheinliche in des Kindes Erzählung, schienen Felizien zu beweisen, daß die kleine Pamela eine Lüge gesagt. „Geh mir aus den Augen," rief sie, „ich weiß gewiß, es ist keine Sylbe wahr von Allem, was du mir erzähltest; entferne dich ohne Widerrede." Bei diesen fürchterlichen Worten faltete Pamela in Thränen zerfließend die Hände und sank schweigend zu Feliziens Füßen. Felizie sah in dieser flehenden Handlung nur das Geständniß ihres Fehlers. Sie stieß sie mit Unwillen zurück und überhäufte sie mit Vorwürfen. Dem erhaltenen Befehle gemäß beharrte Pamela in ihrem Schweigen, aber ihre Seufzer und ihr Schluchzen verriethen ihren Schmerz. Felizie war auf dem Lande; sie ging in die Messe, und statt Pamela wie gewöhnlich mitzunehmen, gab sie der Kammerfrau den Auftrag, sie nachzubringen, und verließ sie unverzüglich. Aber in der Kapelle war Felizie wider Willen zerstreut; sie blickte oft nach der Thüre. Endlich sah sie Pamele mit roth geweinten Augen hineintreten, und sich demüthig auf die Stufen der Treppe knieen. Die Kammerfrau bat sie weiter vor zu treten, und nicht bei der Dienerschaft zu bleiben. Die trauernde Pamela erwiderte mit leiser Stimme: Dieser Platz ist noch zu gut für mich. Diese Demuth rührte Felizien, sie winkte Pamela zu sich, die vor Freude weinend den Platz an Feliziens Seite wieder einnahm. Nach der Messe trat die Kammerfrau zu Felizien. „Pamela," sagte sie, „hatte nicht gelogen...." Wie, unterbrach sie Felizie? Nein, Madame, erwiderte die Kammerfrau; sie bat mich mit ihr in das Kabinet zu gehen, und wir fanden die Scheere am Boden, wie sie gesagt. „O meine gute Pamela!" rief Felizie, indem sie das geliebte Kind in ihre Arme schloß; „und du ließest dich anklagen, ohne ein einziges Wort zu deiner Vertheidigung zu sagen?" — Liebe Mutter, Sie hatten mir verboten zu sprechen. — „Und du fielst mir zu Füßen, und schienst mich um Verzeihung zu bitten!" — Es geziemt mir immer, um Verzeihung zu bitten, wenn meine Mutter zürnt. Wenn sie mir ihre Unzufriedenheit bezeigt, habe ich gewiß unrecht. — „Aber ich war ungerecht." — Nein, meine Wohlthäterin, meine zärtliche Mutter, kann nie ungerecht gegen mich sein. — Wie hätte Felizie dieses Kind mit seiner rührenden Ergebenheit, seiner bezaubernden Sanftmuth nicht inniger lieben sollen! Ueberzeugt, daß Gott sie in jedem Augenblicke ihres Lebens sehe und höre, bat ihn Pamela wegen jedes begangenen Fehlers mit den rührenden Thränen der Reue um Verzeihung. Erst aber klagte sie sich bei Felizien an: Könnte Gott mir verzeihen, sagte sie bei sich selbst, wenn es mir an Zutrauen gegen die Mutter gebräche? Ueberdieß liegt mir jeder Fehler so schwer auf der Seele, so lange ihn die Mutter nicht weiß; auch ist es so süß, denjenigen, die man liebt, sein Herz zu öffnen!.... Mama wird mir vielleicht eine kleine Strafe auferlegen; aber sie wird mit mir sprechen, sie wird Pamela's Aufrichtigkeit loben, sie tausendmal umarmen, und wenn ich diesen Abend beim Schlafengehen um ihren Segen bitte, wird sie mir ihn mit noch größerer Zärtlichkeit, als gewöhnlich, ertheilen.... wenn das möglich ist. Nach diesen Betrachtungen flog Pamela

in die Arme ihrer Mutter, in welchen sie den Lohn ihrer Offenherzigkeit und kindlichen Liebe fand. Den ganzen Tag brachte sie in dem Zimmer ihrer geliebten Mutter zu, von welcher sie sich nicht trennen konnte, und deren Gesellschaft sie jedem andern Vergnügen vorzog. Während Felizie sich mit Lesen, Schreiben und Musik beschäftigte, spielte oder arbeitete Pamela still vor sich, ohne das geringste Geräusch zu machen, aus Furcht, Felizien zu stören. Von Zeit zu Zeit erhob sie sich indessen leise, nahte sich auf den Spitzen der Füße Felizien, umarmte sie und begab sich dann wieder auf ihren Platz. Oft verließ sie plötzlich ihr Spielzeug und warf sich weinend in Feliziens Arme; statt zu spielen, sagte sie, dachte ich an Sie, o meine Mutter, an Ihre Wohlthaten.... Bei diesen Worten sank Pamela vor ihrer Wohlthäterin nieder, umfaßte ihre Kniee, benetzte sie mit ihren Thränen, und erinnerte sich in dem leidenschaftlichen Ausdrucke und der ganzen Gewalt des Gefühls an Alles, was sie ihr zu danken hatte. (Forts. folgt.)

Gute Kinder sind der Eltern Trost und Freude.

Erzählung 22.

Vater Liliensfeld's süßestes Vergnügen war es, nach beendigten Geschäften an Sommertagen mit seinen Kindern in einer Gartenlaube unter traulichen Gesprächen über Religion und Tugend manchen Abend zuzubringen. Wie ergötzte es den gefühlvollen Vater, die Kleinen an seiner Seite horchend auf seine Worte zu erblicken, zu sehen, wie seine Lehren tiefen Eindruck auf ihre unverdorbenen Herzen machten, wie Fröhlichkeit und dankbare Liebe aus ihren Blicken strahlten und die Fülle der Gesundheit ihre vollen Wangen schmückte! O, wie froh war er nach solch einem Tage! —

Früh kamen einst Robert und Lieschen, so hießen seine Kleinen, in den Garten, um die Blumen zu begießen, die der Vater ihrer Pflege anvertraut hatte. Schon hatten sie kühlen, erquickenden Regen über die Blumen verbreitet, als Robert seine Schwester Liese traulich bei der Hand nahm, zufrieden hinlächelte auf das Blumenbeet, und sprach: „Sieh, Lieschen, diese Blumen hier, wie herrlich sie prangen! Wie werden sie wieder unserm Vater Freude und Vergnügen gewähren! O, möchten wir ihm doch auch einst eine Freude machen und seine Mühe belohnen können! Er hat mehr Mühe und Sorge, uns zu guten Menschen zu bilden, als wir uns mit allen Blumen des Gartens nur immer geben können.

Sahst du ihn, Lieschen! wie er uns gestern so freundlich in der Laube zurief: Kinder, bald wird euer alter Vater nicht mehr sein! Dieser Mund wird schweigen, dieses Auge wird euch nicht mehr anblicken, dieser Arm euch nicht mehr umfangen: dieses für euer zeitliches und ewiges Wohl besorgte Herz wird aufhören zu schlagen! O, Kinder, wenn dieses geschieht, so lasset meine Augen sich schließen mit dem tröstlichen Gedanken, euch zu guten Menschen gebildet zu haben. Wie soll sich dann meine Seele über euch freuen in jenen seligen Gefilden, und wenn sich dann auch eure irdische Laufbahn schließt, und ihr nachkommet in jene bessere Welt, so will ich euch vor dem Vergelter das Zeugniß geben: Vater! hier sind die Kinder, die Du mir anvertraut hast. Keines ging von ihnen verloren. (Schluß folgt.)

Die Spinne und die Fliege.

Fabel 29.

Auf ihre Beute schlau bedacht
Gab eine raubbegier'ge Spinne
Mit scharfem Blick auf Fliegen Acht; —
Doch eine kluge ward es inne.
„Gefehlt!" rief sie, „Leichtsinn'ge zwar
„Kannst du wohl in dein Netz verstricken;
„Doch ich — bekannt mit der Gefahr —
„Weich' aus, und lass' mich nicht berücken."

Pamela oder die Waise.

(Fortsetzung.)

Ein Kind von so außerordentlichen Anlagen konnte in der Folge kein mittelmäßiges Wesen werden. Auch rechtfertigte Pamela in ihrem siebenzehnten Jahre alle Hoffnungen, die ihre Kindheit hatte hegen lassen. Sie besaß Kenntnisse und angenehme Talente. Es gab keine weibliche Arbeit, die sie nicht gelernt und mit dem besten Erfolge geübt. Sie konnte der Stickerin, Näherin und Putzmacherin entbehren. Sie zeichnete und mahlte sehr gut und spielte vortrefflich die Harfe, ein Talent, das ihr um so theurer war, da sie es Felizien zu danken hatte, die ihre einzige Lehrerin im Harfenspiele war. Pamela laß sehr gerne, schrieb eine feste, schöne Hand, und es hatte keine Mühe gekostet, ihre Schreibart zu bilden. Konnte es ihr bei einer so zarten, gefühlvollen Seele an Geschmack, Stärke und Einbildungskraft fehlen? Sie hatte die ganze Anmuth und Unschuld, den reinen Frohsinn und die zutrauliche Offenheit beibehalten, so wie jene bezaubernde Sanftmuth, die ihr alle Herzen gewannen. Mit diesen vortrefflichen Eigenschaften vereinte sie eine Herzensgüte, die sich nie verläugnete. Wie Felizie arbeitete sie oft in's Geheim für die Armen: sie verdiente das schöne Lob, welches ein berühmter Dichter einer unglücklichen Königin und dem weiblichen Geschlecht im Allemeinen ertheilt; man konnte von Pamela sagen: *sie besitze jene anften und wohlthätigen Tugenden, welche die Weisheit em Manne lehrt, und die Natur in das Herz des Weibes elegt.*

Natalie (sieben Jahre älter als Pamela) war seit einigen Jahren vermählt; ihre Mutter fühlte sich glücklich durch die kindliche Zärtlichkeit, das Betragen und den Ruf dieser guten Tochter. Kurz, diese geliebten und liebenswürdigen Wesen, Natalie und Pamela, machten Felizien zur glücklichsten Mutter. Dieses reine Glück wurde aber durch ein Ereigniß getrübt, welches Feliziens Herz mit gerechter Trauer erfüllte. Sie hatte eine junge Schwägerin, Namens Alexandrine, die durch ihre Anmuth, ihre Tugenden und Talente der Liebling ihrer Familie war. Da Alexandrine seit mehreren Monaten an einer Abspannung ihrer Kräfte litt, die immer mehr zunahm, entschloß sie sich, ein Jahr in den südlichen Provinzen zuzubringen. Felizie empfand den doppelten Schmerz, mit der Schwägerin auch ihre Mutter abreisen zu sehen. Diese eben so tugendhafte als zärtliche Mutter faßte den Entschluß, sich von ihrer Tochter zu trennen, die Mühseligkeiten einer traurigen Reise und den Kummer einer langen Abwesenheit zu ertragen, um einer Schwiegertochter zu folgen, die ihrer Pflege bedurfte. Sie nahm wenigstens tröstliche Hoffnungen mit; aber bald verlor sie Alle, ach, ohne Wiederkehr! Die Reise hatte Alexandrinens Uebel vermehrt. . . . . Kurz die traurigsten Vorboten raubten ihr den letzten Strahl von Hoffnung, den sie noch genährt. . . . . Noch suchte Felizie sich über die schmerzlichen Nachrichten zu täuschen, die ihre Mutter ihr von Zeit zu Zeit mittheilte, als sie folgenden Brief von derselben erhielt:

„Noch lebt sie! . . . . aber ach! wenn Du diesen Brief erhältst, hat „vielleicht schon . . . . O meine Tochter! Was wird Dein armer Bruder „beginnen? . . . . Wie soll ich seinen Schmerz und den Meinigen er„tragen? . . . . und ich bin zweihundert Meilen von Dir entfernt! . . . . „Nur unvollkommen kannten wir dieses himmlische Geschöpf, das wir nun „bald verlieren werden: Du hast keinen Begriff von ihrem Muthe, ihrer „Frömmigkeit, ihrer Geduld und vollkommnen Ergebung. Ich schrieb Dir, „sie täusche sich über ihren Zustand; ich irrte. Sie kannte ihn schon bei „ihrer Abreise von Paris. Sie gestand es damals insgeheim ihrer Kam„merfrau, die es mir vor Kurzem wiedererzählte. . . . . Um das Schreck„liche unsrer Lage zu mildern, wollte die Unglückliche uns wenigstens „glauben machen, sie bewahre die Täuschung, die wir verloren: aber „gestern verrieth sie sich gegen mich. Wir waren allein; sie sagte mir. „sie wünsche übermorgen das heilige Abendmahl zu empfangen, und be„schwor mich, es ihrem Gemahl mit der nöthigen Vorsicht und Schonung „zu verkündigen, damit er sich nicht darüber beunruhige. Dann versank „sie in tiefe Träumerei. Um sie ihren Betrachtungen zu entreißen, sagte „ich ihr, ich sey gesonnen, Dir diesen Morgen zu schreiben. Bei diesen „Worten schien sie mir Etwas mittheilen zu wollen, und ich bemerkte, daß „sie unschlüßig war. Ich drückte ihre Hand, indem ich sie fragte, ob sie „mir einen Auftrag für Dich zu geben wünsche. „Ja, erwiderte sie, ich „„habe eine Sorge, die mich beunruhigt. Sie wissen, fuhr sie fort, daß „„ich in meinem dreizehnten Jahre das Unglück hatte, meine Mutter zu „„verlieren; man brachte mich damals ins Kloster; wenige Tage darauf „„ließ eine arme Frau mich in das Sprachzimmer rufen: sie war lahm, „„und berichtete mir, daß meine Mutter sie in den zwei letzten Jahren „„ihres Lebens erhalten habe. Weinend umarmte ich diese unglückliche „„Frau; seit dieser Zeit sorge ich für sie. Haben Sie die Güte, liebe

„„„Mutter, fuhr sie bewegt fort, haben Sie die Güte, meiner Schwester „„„diese Frau zu empfehlen, und ihr zu sagen, daß meine Freundschaft „„„ihr diese Sorge übertrage. Meine Kammerfrau wird Ihnen ihre Adresse „„„geben, und ich bitte Sie innig, sie morgen meiner Schwester zu senden.“ „„Ich konnte diese Rede nur mit Thränen beantworten. Sie küßte mir die „„Hand mit einem schmerzlichen Lächeln. . . . . In diesem Augenblick „„wollte Zemir, ihr Lieblingshündchen, auf ihr Bett springen; ich nahm „„ihn auf meinen Schoos. Deine Schwester neigte sich, ihn zu küssen. „„Armer Zemir, sagte sie; Mutter, Sie lieben die Hunde, ich gebe ihn „„Ihnen . . . . versprechen Sie mir, ihn immer zu behalten. . . . . Du „„wirst solche Züge zu schätzen wissen, meine Tochter. In dem Augenblick, „„wo sie Alles verlassen muß, was ihr theuer ist auf dieser Welt, in „„diesem Augenblick denkt sie noch an Alles! vergießt auch nicht das „„Kleinste! . . . . Mit vier und zwanzig Jahren auf dem Punkte, auf „„ewig alle ihre Angehörigen und eine Schwägerin zu verlassen, die ihr „„die zärtlichste Freundin war! . . . . Auf dem Punkte, das schmerzlichste „„Opfer zu bringen, bewahrt sie dennoch eine so rührende Menschlichkeit! „„Indem sie sich mit der edlen Sorge beschäftigt, das Loos einer Unglück- „„lichen zu sichern, deren einzige Stütze sie gewesen, liegen ihr dennoch die „„kleinsten Angelegenheiten am Herzen, und sie vergießt nichts, nicht „„einmal ihren Hund! . . . . . Ach, wie sollte man eine solche Güte, „„einen solchen Heldenmuth nicht bewundern! . . . . Lebe wohl, meine „„Tochter! ich sende Dir den einzigen Trost, den ich Dir in diesem Augen- „„blicke anbieten kann: die Adresse der armen Frau, deren Pflege Deine „„liebste Sorge seyn wird.“

(Fortsetzung folgt.)

Gute Kinder sind der Eltern Trost und Freude.

(Schluß.)

„So sprach unser Vater, und, Lieschen, was fühlten wir da? — Wir wollen in jene Laube hingehen, wo er so viel über Tugend mit uns redete und uns auch lehrte, welch inniges Wohlgefallen der liebe Gott an dem Gebete der Kleinen habe; dort wollen wir unsere Hände falten, und für unsern besten Vater beten, daß er noch lange leben und viele Freude an uns haben möge.“

Lieschen und Robert gingen nun hin auf das Plätzchen, wo sie oft im Schooße ihres guten Vaters ruhten, knieeten nieder und falteten ihre Händchen, hefteten voll Vertrauen ihre Augen gegen Himmel, und ihren Herzen entquollen die Worte:

„Sieh, Vater im Himmel, Deine schwachen Kinder! Wir sind nicht im Stande, für uns selbst zu sorgen. Dir ist es bekannt, wie zärtlich unser guter Vater auf Erden für uns sorget und uns liebet. Ach, wie unglücklich wären wir, wenn er uns durch den Tod entrissen würde! — O, erhalte ihn uns noch lange, diesen guten Vater! Und wenn er viele Freude

an uns erlebt hat, und uns dann durch den Tod entrissen wird, o, so lohne Du ihm in dem Himmel dort oben, was er uns auf Erden Gutes gethan hat!"

Indeß die Kleinen so dem Unendlichen ihre Gedanken stammelten, war der Vater in den Garten und bis zu der Laube hin gekommen. Herzlich ergötzte er sich an ihrem Gebete, das sie für ihn zu Gott sandten. Die Kinder wollten sich eben von ihren Plätzen erheben, als der Vater mit ausgebreiteten Armen in die Laube trat, seine guten Kinder umfing, und mit zum Himmel gewandten Augen sprach: „Allvater! wie reichlich hast Du mir die Mühe der Erziehung belohnt! Ich danke Dir und bitte Dich zugleich, erhalte mir diese Kleinen hier in Unschuld des Herzens lebenslang! Wie froh will ich nun von dieser Welt scheiden! Lasse ich doch Tugend in meiner ländlichen Hütte zurück!" —

Auf ähnliche Weise unterhielt sich oft noch Vater Lilienfeld mit seinen guten Kindern, und pflanzte immer fromme Gesinnungen in die Herzen derselben.

Als Robert und Lieschen größer wurden, dachten sie auch in der Ferne stets an die Lehren ihres braven Vaters, und suchten ihm durch Ausübung edler Handlungen viele Freude zu machen. — Ihr Vater hatte im letzten Kriege viel gelitten, kam fast um all' seine Habe und Gut, und gerieth in drückende Noth und Armuth.

Den guten Kindern ging das Elend ihres Vaters sehr zu Herzen, und sie suchten ihn nach Kräften zu unterstützen. Lieschen war im Dienste bei einer Herrschaft, arbeitete fleißig, und man gewann sie lieb. Wenn ihr auch manchmal der Dienst schwer vorkam, so erfüllte sie doch ihre Pflichten mit Unverdrossenheit und Pünktlichkeit; denn sie dachte an ihren Vater, dem sie jederzeit ihre ersparten Groschen zusandte. Auch Robert suchte durch seiner Hände Arbeit recht viel zu verdienen, um dem Vater eine Stütze im Alter zu sein. Er nahm ihn zu sich und versüßte ihm durch Liebe und Dank die letzten Tage seines Lebens.

So wurden beide Kinder der Trost und die Stütze ihres alten Vaters. Ohne sie wäre der fromme Greis im Elende leicht umgekommen; denn die Noth war damals allgemein, und nur Wenige konnten Hülfe erlangen.

Als Robert und Liese an seinem Sterbebette jammerten, da hob er seine Hände gegen Himmel und bat Gott, daß Er sie segnen möchte. Den Kindern aber dankte er mit inniger Rührung für die Freuden, die sie ihm durch ihre kindliche Dankbarkeit im Alter gemacht hatten, und setzte noch die Worte bei: „Wen Gott vorzüglich segnen will, dem gibt er fromme und dankbare Kinder. Dieß habe ich in meinen letzten Lebenstagen gefühlt." — So schied er dankend von ihnen, und die Herzen der Kinder zerflossen in sprachlose Empfindung. — So dankbare Kinderseelen aber ließ Gott nicht unbelohnt. Schon hienieden theilte Er ihnen den Segen in Fülle mit, den Er guten Kindern versprochen hat.

Der Wolf und der Kranich.

Fabel 30.

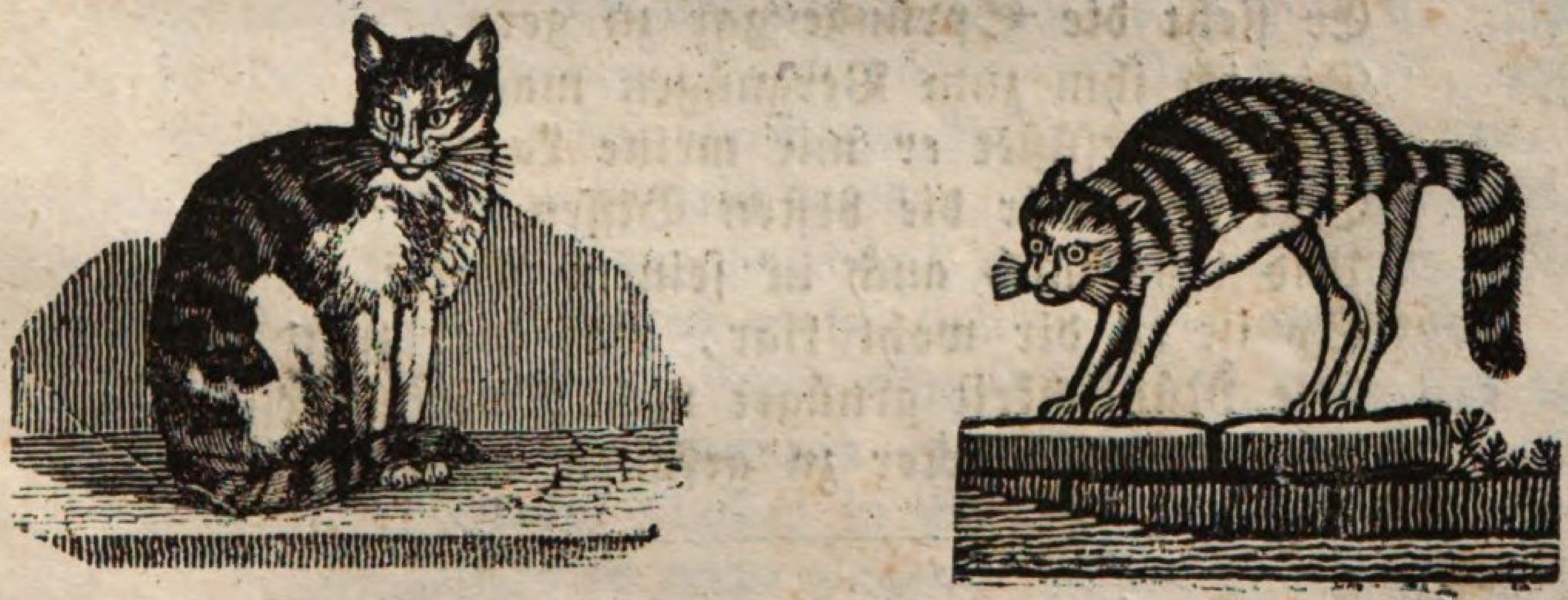
Es rechnen sich auch schlechte Menschen zuweilen noch als Verdienst an, wenn sie andern nicht so viel Böses gethan haben, als sie dazu Gelegenheit hatten.

Es blieb einst dem Wolf tief im Halse ein Knochen stecken, der ihm nicht wenige Schmerzen verursachte. Er versprach daher demjenigen eine große Belohnung, der ihn davon befreien würde. Nach langer Mühe ließ sich endlich der Kranich bewegen, durch Hülfe seines langen Halses den Knochen wieder heraus zu schaffen.

Glücklich wurde dieses Geschäft beendigt und der Sumpfvogel forderte den versprochenen Lohn. „Undankbarer!" rief der Wolf ihm zu, „ist es nicht genug Belohnung, daß ich deinen kahlen Scheitel so tief in meinen Hals stecken ließ, ohne ihn dir abzubeißen?"

Die beiden Katzen.

Fabel 31.



Zwei Katzen wohnten einst in einem Hause,
An Wohlbeleibtheit sehr verschieden;
Die eine war den ganzen Tag beim Schmause,
Und lebte sehr zufrieden;
Nichts störte ihre Ruh',
Drum nahm sie immer zu

An Fett, und ward sehr träge;
Sie scheute alle Wege,
Und selten nur erhob sie sich vom Lager.
Die andere (noch jung) war äußerst mager;
Die Knochen standen überall hervor,
Der dürre Rückgrat ragte hoch empor.
Die Katze war ein Jammerbild,
Vor lauter Elend sanft und mild.
Vor Hunger eilt sie hin und her,
Vom Morgen bis zur tiefen Nacht,
Vom Speicher in den Keller:
Doch findet sie die Schüssel leer,
Und leer sind alle Teller.
Drum spricht sie endlich aufgebracht
Zur wohlgenährten Schwester:
„Wo lebt für mich ein Tröster
In dieser herben Noth,
Wo mir der bitt're Tod
Den Untergang stets droht?
Wie kommt es doch, daß du
Bei deiner steten Ruh',
Bei deinem Müßiggange
So köstlich wirst genährt,
Indeß (mir ist schon bange)
Der Hunger mich verzehrt?“ —
„Die Sache ist mir wohl sehr klar,“ —
Erwidert jene drauf; —
„Du läufst den ganzen Tag, nicht wahr?
Herum im weiten Haus
Nach einer dürren Maus?“ —
„Ist dieß nicht meine Pflicht?“ —
„Dem widerstreit' ich nicht;
Doch ich — ich bleibe bei dem Herrn,
Er sieht die Sprünge gar zu gern,
Die ich ihm zum Vergnügen mache.
Dafür versüßet er mir meine Lage,
Er reichet mir die besten Bissen,
Und läßt mich auch in seinem Bette ruhn.
So ist es dir wohl klar, was hier zu thun?
Die Nützlichkeit genüget nicht; wir müssen
Auch dem Gebieter zu gefallen wissen!“

Pamela oder die Waise.

(Fortsetzung.)

Sobald Felizie diesen Brief gelesen, ließ sie anspannen, und fuhr mit Pamela in die St. Jakobsstraße, wo Madame Büska, die arme Frau, wohnte, welche man nur die heilige Frau nannte. Das Erstaunen Feliziens und Pamela's, als sie sie sahen und hörten, kam der Bewunde-

rung gleich, die sie ihnen einflößte. Die Hände und Füße dieser unglücklichen lahmen Frau waren ganz vertrocknet, und die fürchterlich ausgedehnten Finger schienen verrenkt, und hatten alle menschliche Form verloren. Ihr Gesicht war auffallend blaß und mager, doch hatte es nichts Abschreckendes. Sie konnte den Kopf weder wenden, noch erheben, sie trug ihn auf die Brust geneigt; und seit siebzehn Jahren in diesem entsetzlichen Zustande, war ihr dennoch ihre volle Vernunft und Besinnung geblieben. Sie lag in einem großen, reinlich geordneten Zimmer; ein Geistlicher von ehrwürdiger Gestalt saß an der Seite ihres Bettes. Felizie kündigte sich bei ihrem Eintritt als Alexandrinens Schwägerin an. Bei diesen Worten erhob die arme Frau die Augen gen Himmel, und in diesem Augenblick war ihr Angesicht mit Thränen überschwemmt. Ach, Madame, rief sie, welch einen Engel haben Sie zur Schwester;.... Sie ist noch sehr jung, und läßt mich gleichwohl schon seit eilf Jahren die Pflege der zärtlichsten Tochter nicht vermissen.... „Sie besuchte Sie zuweilen?"... Als sie sich noch im Kloster befand, ließ ich mich jede Woche dreimal in das Sprachzimmer tragen: dann bat sie um Erlaubniß, durch die Gitterthür gehen zu dürfen, um in demselben Zimmer mit mir zu sein; sie brachte mir mein Frühstück, das sie selbst bereitete. Da ich mich meiner Hände nicht bedienen kann, reichte sie mir jeden Bissen in den Mund, und mit welcher Freundlichkeit, mit welcher Güte!.... Ihre Lehrerin konnte sie nicht härter strafen, als wenn sie sagte: Morgen dürfen Sie Frau Büska nicht zu essen geben, ich werde sie ganz allein bedienen. Dann wurde sie folgsam, wie ein Lamm. Sie erzeigte mir immer die Ehre, mich Mutter zu nennen, und verlangte, daß ich sie Tochter nenne; nur wenn ich bemerkte, daß ihre Lehrerin nicht ganz mit ihr zufrieden war, nannte ich sie Fräulein. Dieß konnte das gute Kind nicht ertragen; sie bat sogleich ihre Lehrerin mit Thränen um Verzeihung..... Sie weinen, meine Damen, fuhr die gute Frau fort, aber hören Sie erst, was sie seit ihrer Vermählung für mich gethan. Die junge, edle Alexandrine besuchte mich alle zwei bis drei Tage, und blieb immer einige Stunden bei mir! Sie brachte mir weiße Wäsche, Obst, eingemachte Früchte, und las mir jedesmal ein Kapitel aus der heiligen Schrift vor... Sie wissen, Madame, welch eine himmlische Stimme sie hat. Ich bat sie eines Tages zu singen. Ich weiß nur weltliche Lieder, die meiner Mutter nicht gefallen würden, erwiderte sie; aber ich werde einige schöne geistliche Gesänge für sie lernen. Vier oder fünf Tage später besuchte sie mich wieder, und sang mir wirklich einige fromme Lieder, die so schön waren, so schön!.... In der That, Madame, ich glaubte einen Engel zu sehen und zu hören!... Ein anderesmal brachte sie ihre Harfe und spielte mir mehrere Stunden.... Aber das ist nicht Alles, Madame; sie sehen den Zustand, in welchem ich bin, ich leide schmerzlich, und es vergeht keine Woche! in welcher nicht entsetzliche Krämpfe mich befallen.... Ich würde es nicht wagen, Ihnen eine so umständliche Erzählung zu machen, Madame, wäre es nicht, um Sie Ihre würdige Schwester kennen zu lehren.... „Ach, sprechen Sie, unterbrach sie Felizie mit strömenden Thränen, sprechen Sie"... Wohlan, Madame, fuhr die Frau fort, die sanfte Menschenliebe dieses theuren Engels war so groß, daß es keine Dienstleistung gibt, die sie mich nicht nöthigte, von ihr anzunehmen.... so wuschen ihre zarten weißen Hände mir schwachen Kranken jede Woche die Füße!.... Bei diesen Worten hielt die Frau inne, und ihre

Thränen flossen aufs neue. Felizie und Pamela waren unvermögend zu sprechen. Alles schwieg. Nach einigen Minuten trat ein junges Mädchen in das Zimmer und fragte die arme Frau, ob sie nichts bedürfe. Die Frau dankte ihr, und das junge Mädchen entfernte sich. Jetzt nahm der Geistliche das Wort, und sich an Felizien wendend: „Madame, sagte er, Sie vernehmen vielleicht nicht ohne Theilnahme, daß das Mädchen, welches Frau Büska ihre Dienste anbot, die Tochter einer ihrer Nachbarinen ist, und daß alle andern Nachbarinen dieser Kranken eben so dienstfertig sind. Die Eine kommt mit ihrer Arbeit zu ihr, die Andere ordnet ihr Zimmer, eine Dritte versorgt sie mit Licht und unterhält ihr Feuer; kurz, Madame, der Geist der Christenliebe Ihrer achtungswürdigen Schwester scheint alle Bewohner dieses Hauses zu beleben. Es ist wahr, daß das Beispiel dieser jungen tugendhaften Dame nicht wenig dazu beigetragen, die Thätigkeit eines so löblichen Eifers zu verdoppeln."... „Ach, sagte Felizie, mein Herz ist voll Bewunderung.... Ich scheide, arme Leidende, doch nur um recht bald wiederzukehren; jetzt aber bedarf ich der Fassung.... O meine Alexandrine!" Nach diesen Worten verbeugten sich Felizie und Pamela gegen den ehrwürdigen Geistlichen, grüßten noch einmal die Kranke und entfernten sich.

Wenige Tage darauf erhielt Felizie die niederschlagende Nachricht von dem Tode ihrer Schwägerin, die sie immer so zärtlich geliebt, und die ihr durch die Erzählung der heiligen Frau noch theurer geworden. Felizie trauerte tief um ihren Verlust. Sie suchte die Kranke auf, und genoß den schmerzlichsüßen Trost, mit ihr zu weinen und Alexandrinens Namen segnend preisen zu hören.

Pamela wollte die Stelle der tugendhaften Alexandrine bei der armen Frau ersetzen. Sie pflegte sie mit derselben Sorgfalt, und besuchte sie regelmäßig jede Woche dreimal. Schon hatte sie beinahe ein Jahr diese rührende Pflicht, die sie sich auferlegt, erfüllt. Eines Morgens, als sie gerade vor dem Armstuhl der Kranken kniete, deren Füße sie wusch, öffnete sich plötzlich die Thüre des Zimmers, und ein Fremder, von ohngefähr fünfzig Jahren und edler, Ehrfurcht einflößender Gestalt, trat herein; aber kaum hatte er einige Schritte gethan, so blieb er stehen und weidete sich an dem Schauspiel, das sich seinen Blicken bot...... Mit vorgeneigtem Haupte kniete Pamela da, ihre langen Locken verbargen einen Theil ihres Gesichtes; sie trocknete sorgfältig die Füße der armen Frau.... Ein Geräusch des Unbekannten verrieth seine Anwesenheit: Pamela erhob das Auge. Bei dem Anblick des Fremden machte sie eine Bewegung des Erstaunens; eine tugendhafte Röthe überflog ihre Wangen und lieh ihrer Handlung einen noch zartern Reitz. Sie wandte sich an eine Kammerfrau, die sie begleitet, und verwies ihr auf englisch, die Thüre nicht verschlossen zu haben. Kaum hatte Pamela ausgeredet, als der Unbekannte entzückt in englischer Sprache ausrief: Dem Himmel sey Dank, dieser Engel ist eine Landsmännin!.... Erstaunt und verwirrt eilte Pamela, die Füße der guten Frau zu verhüllen, um sich zu entfernen; aber der Unbekannte begann aufs neue mit gerührter Stimme: „Wer diesen Auftritt nicht gesehen, hat nur einen unvollkommnen Begriffe von dem Bilde der Unschuld und Tugend!" Nach diesem Ausruf weilte sein Auge sinnend auf Pamelas Zügen. Diese erhob sich nun, wünschte der Kranken eine gute Nacht, verbeugte sich tief vor dem Fremden, und entfernte sich mit schnellen Schritten. (Schluß folgt.)

Die Stadt- und die Feldmaus.

Fabel 32.

Der Arme lebt oft sicherer, als der Reiche.

Eine Stadtmaus wurde einst von einer Feldmaus bewirthet, und speiste schlechte Eicheln. Die Stadtmaus bat nun auch die Feldmaus zu Gast in ihren, mit den besten Speisen angefüllten Keller. Diese erschien. Indem sie nun hier Verschiedenes aßen, knarrte die Thüre und der Kellner trat herein. Erschrocken flohen die Mäuse. Die Stadtmaus, mit den Höhlen bekannt, verbarg sich leicht, aber die arme Feldmaus, im Hause unbekannt, zitterte vor dem Tode und sprang an den Wänden hin und her. Als der Kellner genommen hatte, was er wollte, und die Thüre wieder zuschloß, redete die Stadtmaus der Feldmaus heftig zu, sich doch die Speisen recht schmecken zu lassen. Aber ganz bestürzt sprach diese: ich kann vor Furcht die Speise kaum fassen. Der Kellner wird doch nicht wieder kommen? Was fürchtest du dich aber auch gar so sehr, versetzte die Stadtmaus; wohlan, wir wollen Speisen genießen, die du auf dem Felde vergebens suchen wirst. Die Feldmaus sagte hierauf: genieße du, wenn du dich nicht fürchtest, alles dieses, mich aber füttert eine Eichel ruhig und sicher.

Pamela oder die Waise.

(Schluß.)

Einige Tage nach dieser Begebenheit besuchte Pamela die gute Frau wieder; diese erzählte ihr, der Unbekannte habe sich noch eine ganze Stunde bei ihr aufgehalten, und tausend Fragen über Pamela an sie gethan; auch habe er nach dem Namen der Dame, die ihre junge Wohlthäterin erzogen, geforscht. Denselben Abend erhielt Felizie einen Brief, den sie Pamela zeigte, und der folgende Worte enthielt:

„Madame, auf dem Punkte, nach England zurückzukehren, kann ich „mich nicht entschließen, abzureisen, ohne vorher um die Befehle der großmüthigen Dame zu bitten, die eine englische Waise an Kindesstatt an„nahm. Die edle Pamela macht ihrem Vaterlande und der Erziehung, „die sie ihnen, Madame, zu danken hat, zu viel Ehre, als daß sie einem „Engländer, der des Glückes, die Tugend in der Nähe zu bewundern, nicht „unwürdig ist, nicht die lebhafteste Theilnahme einflößen sollte. Meine „fünfzig Jahre geben mir das Recht, Ihnen zu gestehen, daß das Schau-

„spiel, dessen Zeuge ich vor einigen Tagen gewesen, einen tiefen Eindruck „auf mich gemacht. Das Bild der sanften Pamela, wie sie knieend die „Füße der unglücklichen, hülflosen Frau wäscht, wird immer vor meiner „Seele schweben. Ich habe gehört, sie habe Verwandte in England, „die sich weigerten, sie anzuerkennen: haben sie die Gewogenheit, mir „das Geheimniß ihrer Geburt anzuvertrauen, ich biete ihnen die Bereitwilligkeit und den Eifer des zärtlichsten Vaters für sie an.

Ich bin mit Hochachtnng ꝛc.

Karl Aresby."

O Mutter, rief Pamela, nachdem sie diesen Brief gelesen, nehmen Sie den Besuch dieses Engländers nicht an! Sie sind mir Alles: suchen Sie meine Verwandten, die mich verlassen haben, nicht zu bewegen, mich anzuerkennen: ich gehöre Ihnen an, was fehlt meinem Glück?!... „Aber, liebes Kind, erwiderte Felizie, wenn Deine Verwandten Dich anerkennen würden, so erhieltest Du einen Namen, einen Stand.... —" Sie geben mir den süßen Tochternamen, Sie erlauben mir, Ihnen mein Leben zu weihen, was bliebe mir zu wünschen übrig? „Laß mich diesen Engländer empfangen; ich gestehe, daß seine Bewunderung für meine Pamela mir den Wunsch einflößt, ihn kennen zu lernen. Aber ich verspreche Dir, ihm Deinen Namen nicht ohne Deine Zustimmung zu vertrauen. Unter dieser Bedingung willigte Pamela in den Empfang des Engländers, und den nächsten Morgen nahm Felize Herrn Aresby's Besuch an. Nach den ersten Komplimenten erneuerte Herr Aresby das Anerbieten seiner Dienste, und beschwor Felizien, ihm Pamela's Familiennamen zu vertrauen. Felizie gestand ihm offen, daß Pamela selbst sich der Mittheilung ihres Namens widersetze. „Ich verliere mit Schmerz die Hoffnung, ihr nützlich seyn zu können," sagte Herr Aresby seufzend. „Zweifeln Sie wenigstens nicht an meiner Erkenntlichkeit, mein Herr," erwiderte Pamela; „ich kann nicht ohne Beben an die geringste Veränderung meines Schicksals denken, da ich in der Zärtlichkeit meiner großmüthigen Wohlthäterin ein Glück finde, das alle Wünsche meines Herzens erfüllt; doch bin ich Ihnen innig für Ihre Güte verbunden." Gerührt betrachtete Herr Aresby Pamela bei diesen Worten, und sich zu Felizien wendend: Ich verreise, sagte er, gegen das Ende dieser Woche; dürfte ich hoffen, Madame, daß Sie mir erlauben würden, mich zuweilen in Ihr Andenken zurückzurufen? .... Felizie unterbrach Herr Aresby mit dem Versprechen, ihm zu schreiben, und bat um seine Adresse. — Ich wohne nicht mehr in London, sagte Herr Aresby, und bin häufig auf Reisen: wenn Sie aber die Gewogenheit haben wollen, Madame, Ihre Briefe in einem Umschlag an Frau von Selwin in London zu adressiren, so werden sie mir sicher zukommen. Bei dem Namen Selwin konnte Felizie ihre Bewegung nicht verbergen, und Pamela wurde unruhig. Herr Aresby, der Feliziens Erstaunen bemerkt, fragte, ob Frau von Selwin das Glück habe, ihr bekannt zu seyn. „Ich kenne ihren Namen," antwortete Felizie. Dieser Name, erwiderte Aresby, ist auch der Meinige... — „Wie?" ... — Ja, Madame, ich legte ihn ab, als ich mich mit einer Erbin vermählte, deren Hand ich nur erhalten konnte, indem ich ihren Familiennamen annahm. Seit sechs Jahren bin ich Wittwer und habe keine Kinder.... „Hatten Sie einen Bruder?" fragte Felizie heftig bewegt. Ich hatte zwei theure Brüder, erwiderte

Herr Aresby, und habe beide verloren! Frau von Selwin ist die Wittwe des Aelteren, und der Jüngere ..... — „Nun, und der Jüngere?“ ... — Ach! Madame, dieser Unglückliche, von Leidenschaft irre geführt, kannte die väterliche Gewalt nicht ... er wurde enterbt. ... Reue und Kummer verkürzten seine Tage. ... Unser unglücklicher Vater folgte ihm bald in die Gruft. .... Ich war damals abwesend ..... eine neue Verkettung des Unglucks nöthigte mich, meine Reisen zu verlängern. Erst nach vier Jahren kam ich nach England zurück. Ich vernahm den Tod der Wittwe meines Bruders...... Sie hatte eine Tochter hinterlassen; ich faßte den Entschluß, die kleine Waise an Kindesstatt anzunehmen. Die Frau, die sie zu sich genommen, war gestorben; aber ihr Gatte sagte, seine Frau habe ihm erzählt, meine kleine unglückliche Nichte habe ihre Mutter nur wenige Monate überlebt; dieser Mann fügte hinzu, daß er seine Frau erst sechs Monate nach dem Tode meiner Schwägerin wiedergesehen, und daß damals auch das Kind schon nicht mehr am Leben gewesen.... Jetzt bemerkte Herr Aresby, daß Pamela vergebens die Thränen zu verbergen suchte, die unaufhaltsam aus ihren Augen drangen. Erstaunt über ihre Unruhe, ihre Blässe, betrachtet er sie mit Theilnahme. Felizie faßt Pamela's zitternde Hand, und drückt sie zärtlich in der ihrigen..... Plötzlich erhebt sich Pamela, und sich mit wankendem Schritt Herrn Aresby nähernd: Ja, sagt sie bebend, es ist meine Pflicht, mich dem Bruder meines Vaters zu erkennen zu geben..... Gerechter Gott! ruft Herr Aresby, indem er auf sie zueilt...... Von einem unbesiegbaren Entsetzen ergriffen, weicht Pamela zurück, und wirft sich in Feliziens Arme. O meine Mutter! ruft sie schluchzend, meine Wohlthäterin! Ihnen allein gehöre ich an! Behalten Sie Ihr Kind! verlassen Sie es nicht!..... Wenn Sie Ihren Rechten über mich entsagen, so geben Sie mir den Tod..... Nach diesen Worten wird Pamela immer bleicher, ihre Augen schließen sich, ohnmächtig liegt sie an Feliziens Brust.... Doch bald ruft Feliziens tröstende Stimme sie wieder in's Bewußtsein zurück! sie schlägt die Augen auf. Herr Aresby ergreift ihre Hand: O Pamela! sagt er ernst, verbannen Sie diese ungegründete Furcht, die mich beleidigt! Ich habe weder das Recht, noch den gefühllosen Wunsch, Sie den Armen ihrer Wohlthäterin zu entreißen; mögen Sie ihr jeden Augenblick ihres Lebens weihen.... Ach! wenn es wahr ist, daß Sie dieses Kind, diese unglückliche Selwin sind, deren Verlust ich so lange betrauert, so werden Sie in mir nur einen Freund, einen zärtlichen Vater finden, der unvermögend ist, das kleinste Opfer von Ihnen zu verlangen..... Bei dieser Rede umarmte Pamela Felizien mit Entzücken, und bezeigte Herrn Aresby ihre Freude mit der ihr eignen Anmuth und Heftigkeit des Gefühls. Felizie hatte ein Kästchen, das die Beweise von Pamela's Abkunft enthielt. Herr Aresby las die Briefe und verschiedene Papiere, welche die Kammerfrau der Frau von Selwin, Felizien vormals übergeben. Da diese Frau damals einige Geschenke von Felizien erhalten, errieth man leicht, daß, um sie nicht mit ihrem Mann theilen zu müssen, sie den Tod der jungen Selwin ausgestreut, überzeigt, daß dieses Kind nie wieder in England erscheinen würde.

Herr Aresby fühlte sich glücklich, seine Nichte in dem geliebten Wesen wieder zu finden, deren Tugenden einen so tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht; sie mußte von diesem Tage an seinen Namen führen; und, um immer in ihrer Nähe zu seyn, ließ er sich in Frankreich nieder.

Pamela wußte durch ihre kindliche Liebe und Erkenntlichkeit die Güte, mit welcher er sie überhäufte, zu verdienen. Sie trennte sich nie von Felizien, und ihre zärtlichste Sorge blieb immer, sie glücklich zu machen.

Ein Augenblick übler Laune.

Erzählung 23.

Der kleine Moritz, welcher die Ferien bei seinem Vater zubrachte, wünschte einen Tag in dem benachbarten Choisi (lies Schoasi) zuzubringen, welches wegen seiner herrlichen Spaziergänge berühmt war. Er vertraute diesen Wunsch seinem Vater, wußte aber, wie alle wohlgezogene Kinder, eine Gefälligkeit besser zu verdienen, als zu verlangen. „Nun wohl, mein Sohn, sagte sein Vater, heute ist Montag, wenn Du mir, wie ich das Recht habe, von Dir zu erwarten, die ganze Woche hindurch, Ursache gibst, mit Dir zufrieden zu sein, so gehen wir künftigen Sontag nach Choisi."

Und siehe da: Moritz war von nun an gleich nach Sonnenaufgang schon hinter seinen Büchern, von denen man ihn, wenn die Stunde zum Mittagsessen schlug, gleichsam hinwegreissen mußte. So fleißig hatte er auf der Schule nie gearbeitet.

Der Samstag kam. Alle seine Arbeiten wurden von seinem Vater untersucht und Moriz für würdig erklärt, an dem Vergnügen Theil zu nehmen, welches man des andern Tags sich zu machen beschlossen hatte. Moritz war ausser sich vor Freude. In welchen süßen Hoffnungen schlief er des Nachts ein, und welche schmeichelhafte Träume begleiteten seinen Schlaf!

Man wollte sehr frühe sich auf den Weg machen und sogar in Choisi frühstücken. Um sechs Uhr trat Moritz ganz reisefertig in das Kabinet seines Vaters. Dieser hatte eben einige Briefe gelesen, die während der Nacht eingelaufen, und schien düster und verstimmt. Moritz verkündigte ihm freudig die Ursache seines Besuchs. „Eine Lustparthie! ein Fest! erwiderte sein Vater, der den großen Fehler besaß, seine üble Laune alle Diejenigen empfinden zu lassen, die ihn umgaben; Du weißt Deine Zeit trefflich zu wählen." — „Aber Papa! Sie haben mir den Montag versprochen, mich, wenn Sie im Laufe dieser Woche zufrieden mit mir wären, heute nach Choisi zu führen, wo es so schön sein soll, und worauf ich ausserordentlich neugierig bin." — „Wenn ich zufrieden mit Dir wäre! Und gabst Du mir Ursache dazu?" — „Papa! Sie haben gestern Abend meine Arbeit geprüft und erklärt, daß Sie zufrieden — sehr zufrieden damit seien." — „Ich habe wahrscheinlich meine Untersuchung ein wenig zu sehr übereilt." — „Wollen Sie dieselbe noch einmal vornehmen? ich will Sie nicht hintergehen, nicht übereilen." — Lass' mich doch diese Arbeit noch einmal sehen, mit der ich so zufrieden, so sehr zufrieden gewesen sein soll."

Die Arbeit wird zu Zweitenmal untersucht und mit eben so viel Bitterkeit als Ungerechtigkeit getadelt. Moritz erlaubt sich indessen nicht die mindeste Gegenrede; er wird verurtheilt, zwei Aufgaben noch einmal zu machen und begibt sich ohne Murren an die Arbeit. Bald erscheint er wieder mit dem Papier in der Hand. Man tadelt auf's Neue, was er gemacht hat, und erklärt ihm, daß die Lustparthie nicht Statt finde. Er erhält Befehl, sich umzukleiden und diejenigen Kleider anzuziehen, die er täglich zu tragen pflege. Moritz gehorcht auch jetzt, ohne sich im Mindesten zu beklagen. (Schluß folgt.)

Der Hengst und die Wespe.

Fabel 33.

Eine kühne Wespe stach
Einen Hengst, — Er schlug darnach;
Doch die kleine Wespe sprach:
„Liebes Hengstchen nur gemach!
„Denn ich sitz' am sichern Orte;
„Glaube mir, du triff'st mich nicht.“ —
Endlich gibt er gute Worte,
Und die kleine Wespe spricht:
„Sanftmuth findet stets Gehör!
„Sieh, nun stech' ich dich nicht mehr.“

Der Esel und die Dohle.

Fabel 34.

Ein Narr trifft allemal noch einen größern an,
Der ihn nicht g'nug bewundern kann.

Ein Esel mochte muthig sein,
Und wollt' auf öffentlichen Gassen
Sein lieblich Stimmchen hören lassen;
Er fing abscheulich an zu schrei'n.

Die Leute, die vorüber gingen,
Verwünschten, schimpften ihn dafür.
„Pfui!" — riefen sie, — „das garst'ge Thier!
Es schreit, daß uns die Ohren klingen!" —
Doch eine Dohle flog herbei,
Die dieses häßliche Geschrei,
Das Jedermann, mit Recht, verfluchte,
Allein bewunderte — und nachzuahmen suchte! —

Ein Augenblick übler Laune.

(Schluß.)

Um sich von seinem Gehorsam zu überzeugen, befiehlt ihm sein Vater, sogleich wieder vor ihm zu erscheinen, so wie er seine Kleider gewechselt; und Moritz säumt nicht, sich einzufinden. „Ah! Ah! Du bist's, sagte sein Vater, welchen so viel Sanftmuth, Geduld und Unterwerfung noch nicht zu entwaffnen vermochten. Ich habe über Dein heutiges Betragen nachgedacht und bin mit demselben sehr unzufrieden. Ich liebe die Art nicht, mit der Du heute auf den Spaziergang bestanden, den ich Dir zu versprechen die Unklugheit hatte. Du wirst die noch übrige Vakanz nicht bei mir zubringen. Gehe hinauf und packe Deinen Koffer; ich werde Dich auf die Schule zurückschicken. Gehe; ich will, daß man mir auf der Stelle gehorche." — „Sie wissen, mein Vater, daß ich Ihre Befehle stets auf das Schnellste befolgte. Mein wahrer Kummer ist in diesem Augenblicke nur, Ihre Unzufriedenheit erregt zu haben und mich verurtheilt zu sehen, mich vor dem gewöhnlichen Termine von Ihnen zu entfernen."

Und Moritz ging zum Zweitenmale auf sein Zimmer zurück, wo er traurig seinen Koffer packte. Nach Verlauf einer halben Stunde erschien er wieder vor seinem Vater, von einem Bedienten begleitet, der seinen Koffer trug. „O mein Vater! sagte er beim Eintritt in sein Zimmer: Ehe Ihr Sohn Sie verläßt, versichern Sie ihn wenigstens, daß er Ihre *Freundschaft* nicht für immer verloren, und daß er hoffen dürfe, sich durch Sorgfalt, Fleiß und Anstrengung diesen Schatz einst wieder zu erwerben, der für ihn der kostbarste von Allen ist." Bei diesen Worten warf er sich vor seinem Vater nieder, ergriff seine Hand, benetzte sie mit seinen Thränen und drückte sie an sein Herz. — „O! O! das ist zu viel, rief jetzt sein Vater, der durch diesen letzten Beweis von kindlicher Liebe wieder zu sich selbst kam; mein armer Moritz! seit einigen Stunden bin ich sehr ungerecht gegen Dich; glücklicherweise aber ist es noch Zeit, Alles wieder gut zu machen. Lasse Deinen Koffer nur auf Dein Zimmer zurücktragen und nimm Deine Kleider daraus hervor, die Du diesen Morgen trugst, als Du das Erstemal vor mir erschienst. Ja wir wollen den heutigen Tag zu Choisi zubringen. Dieser kleine Ausflug und besonders die Erinnerung an den Gehorsam und die kindliche Zärtlichkeit, die Du meiner Ungerechtigkeit und seltsamen Uebereilung entgegensetztest, werden die üble Laune zerstören, die mir die Unge-

schicklichkeit eines meiner Korrespondenten verursachte. Welche Quelle der Freude für einen Vater ist so ein guter Sohn, wie Du bist!" — Und, fügen wir Andern hinzu: welche Tugend ist die Sanftmuth! Welch ein mächtiges Mittel, auch die erbittertesten Gemüther wieder zu beruhigen! Hüten wir uns besonders, es an derselben gegen die Urheber unserer Tage fehlen zu lassen. Gegen diese ist Sanftmuth uns eine heilige Pflicht. Ihnen verdanken wir unser Leben; möge es nie eine Last, eine Strafe für sie werden. Und sollten sie einen Augenblick ungerecht gegen uns sein; so wollen wir der Zeit und unserm guten Betragen vertrauen, die sie gewiß vermögen werden, das an uns begangene Unrecht wieder gut zu machen.

Der Wohlthätige.

Erzählung 24.

In Frankreich lebte vor ungefähr zwei hundert Jahren ein Mann, dem das Wohlthun zur andern Natur geworden war. Er suchte selbst die Unglücklichen mit eben dem Eifer auf, mit dem man heut zu Tage gewöhnlich nur Glücklichen entgegen eilt, und das Wenige, das er besaß, war zugleich das Eigenthum der Dürftigen.

Oft reisete dieser wohlthätige Mann bloß in der edlen Absicht umher, Menschen zu suchen, die seiner Hülfe bedürftig wären. Einst fand er im Hafen zu Marseille unter den Galeerensklaven einen jungen Mann, der sich durch seine sanfte Gesichtsbildung von allen übrigen sehr unterschied.

Mein Freund, fragte er ihn in einem freundlichen milden Tone, wie bist du zu diesem Elende gekommen?

„Ach," erwiderte der junge Mann mit einem tief geholten Seufzer, „nicht so sehr mein jammervoller Zustand, als das Unglück meiner Familie, liegt mir schwer auf dem Herzen."

Wie so? sprach der edle Menschenfreund, der den innigsten Antheil an dem Kummer dieses Unglücklichen nahm. Sprich aufrichtig mit mir! vielleicht finde ich Mittel, dein Elend zu lindern. — Diese herzliche Theilnahme flößte dem armen Unglücklichen Muth ein, sich ihm zu entdecken.

„Ich bin," sagte er, „der Sohn eines Pachters, eines braven, rechtschaffenen Mannes. Einst ließ ich mich durch das Beispiel einiger Freunde verleiten, in dem Gebiete einer benachbarten Herrschaft zu jagen. Wir hatten, als wir entdeckt wurden, das Unglück, einen Jäger des Grafen, der sich unserem Vorhaben widersetzte, beinahe zu tödten. Kurz die Obrigkeit bemächtigte sich meiner; man warf mich in's Gefängniß und verurtheilte mich endlich zu sechsjähriger Galeeren-Arbeit. Meinen armen Vater tödtete der Schmerz, als er diese Nachricht erhielt, und mein weniges Vermögen ging über den Prozeß zu Grunde; denn man wandte alle Mittel an, um mich dieser schimpflichen Strafe zu entziehen, allein vergebens. Um meine Verzweiflung auf's höchste zu treiben, mußte ich vor Kurzem erst erfahren, daß mein Weib und meine Kinder noch vor Gram und Elend umkommen

werden, weil meine Arme ihnen fehlen, um sie zu ernähren. Wie wollte ich so gern arbeiten, wenn ich bei ihnen wäre! Nun müssen sie vielleicht Hungers sterben."

Ein Strom von Thränen stürzte bei diesen Worten über seine Wangen herab, und sein Schluchzen erstickte seine Stimme.

Du bist wahrhaft unglücklich, sprach der sehr gerührte, mitleidige Mann. Zwar hast du gefehlt; aber jetzt ist die Zeit nicht, dir deinen Fehler vorzuhalten. Ich sehe ein, daß du dein Vergehen bereuest, und für die Zukunft noch ein nützlicher Mensch werden kannst. Laß uns also darauf denken, wie deine Lage gebessert werden kann; denn sie geht mir sehr zu Herzen. Sage mir also, wenn sich jemand fände, der für dich bei der Galeere arbeiten würde, könntest du dann deine Freiheit erhalten?

„Ganz sicher, mein Herr," antwortete der Sträfling; „aber wo auf der Erde fände sich der Mensch, der ohne Schuld dem namenlosen Elende sich freiwillig Preis geben möchte? Gewiß nirgends! — Noch habe ich drei Jahre in dieser Qual zu verbleiben; wie werde ich es aushalten können? Und doch habe ich keine Erlösung früher zu hoffen!"

Der gefühlvolle Reisende ließ ihn nicht ausreden. Er eilte zu dem Befehlshaber, welchem die Aufsicht über die Galeerensklaven anvertraut war. — „Mein Herr!" sagte er, „lassen sie diesen unglücklichen jungen Mann frei; lassen sie ihm seine Ketten abnehmen; hier sind meine Hände, ich will sie tragen, ich will für ihn die noch übrige Zeit der Strafe aushalten."

Der Befehlshaber erstaunte über diesen edelmüthigen Antrag, und machte ihm Anfangs einige Einwendungen.

„Ich weiß Alles," entgegnete der Fremde, „weiß, daß ich mich in den Augen der Menschen entehre; aber Gott allein bestimmt die wahre Ehre; Sein Urtheil wird für mich sprechen. Dieser junge Mann hier ist seinem Weibe und seinen Kindern nöthig. Ich will für ihn die Ketten tragen." — Was heut zu Tage schwerlich bewilligt werden würde, das ging damals, als noch wenige strenger Ordnung in den öffentlichen Anstalten herrschte, an. Kurz, der Sklave wurde freigelassen, und der bewunderungswürdige Menschenfreund, wie es wenige seiner Art geben wird, ward in Ketten gelegt, die für ihn eine leichte Bürde waren, weil er dadurch einer Familie ihren Vater wiederschenkte.

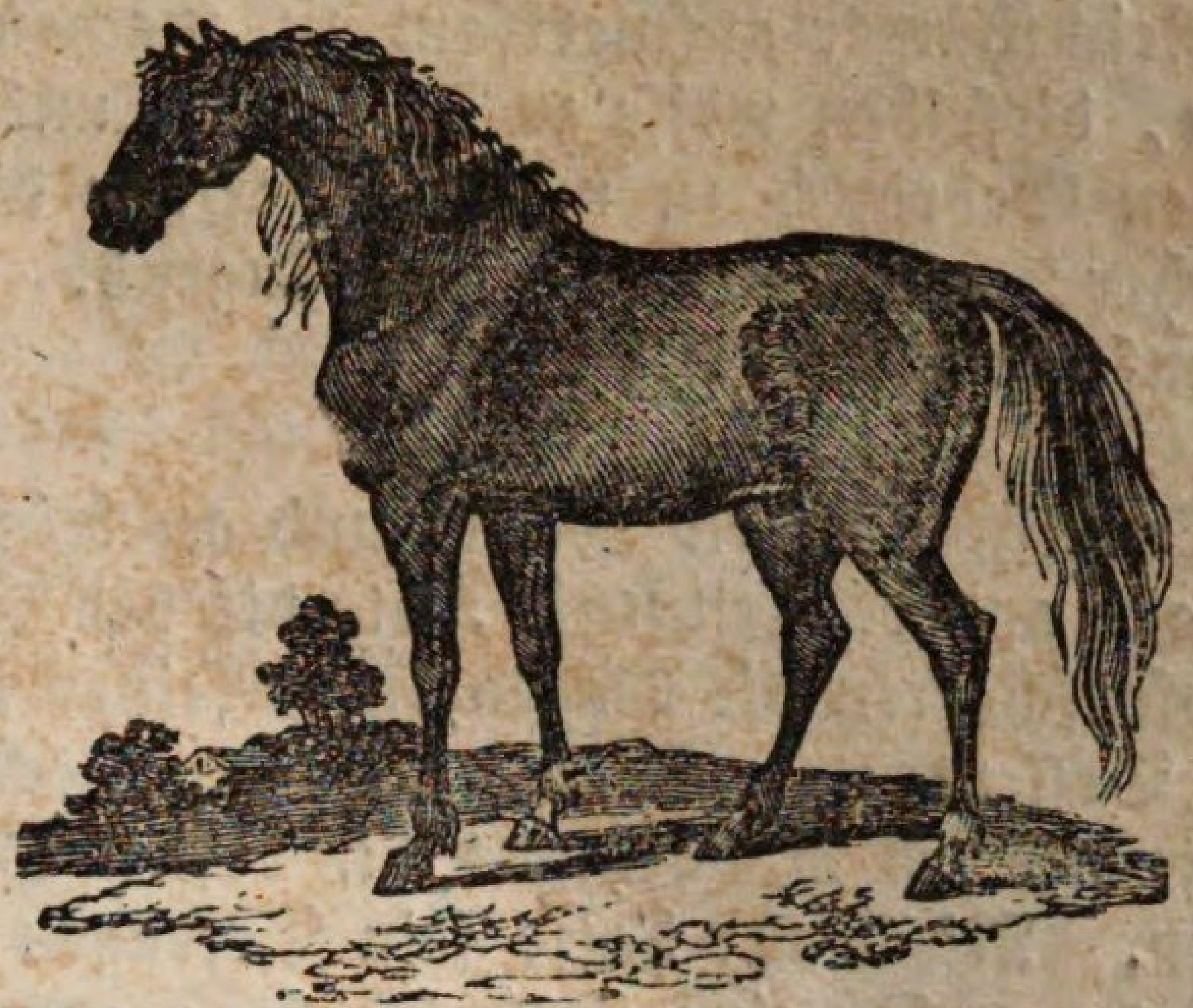
Anfangs schien selbst dem Befreiten diese großmüthige Bedingung seiner Freilassung ein bloßer Traum, und er wollte es kaum zugeben; nur der Gedanke: du kannst dadurch Weib und Kinder vom Hungertode retten, konnte ihn bewegen, einzuwilligen.

Jener seltene Mann blieb die ganze Zeit über auf den Galeeren, suchte auch Andern durch Trostgründe der Religion ihre schwere Bürde zu erleichtern, war gleichsam der Vater der übrigen Galeerensklaven, und brachte deren viele zur Reue und zur Tugend zurück. In der Folge suchte dieser große Menschenfreund durch mehrere wohlthätige Anstalten die Menschen zu beglücken. Ihm verdanken viele Tausende eine schöne Stiftung für unglückliche Waisen und für arme Kranke.

Das Pferd und die Ziege.

Fabel 35.

Wer der Ziege gleichet, mag vom Pferde lernen.



Ein Pferd und eine Ziege standem in einem Stalle beisammen. Das Pferd ließ sich sein Futter noch immer sehr wohl schmecken und war vergnügt, indeß die Ziege betrübt neben ihm stand und ein Mal über das andere seufzte. — Das Pferd, das seinen kleinen, sonst so muntern Stallgesellen sehr lieb hatte, fragte: „Was seufzest du?“ — „Ach, ich bin hungrig!“ antwortete die Ziege, und die Thränen brachen ihr aus den Augen. „Ich habe keinen Bissen Futter mehr. Sage mir doch, wie du es anfängst, daß du noch immer Vorrath hast, wenn meine Raufe schon längst leer ist und ich da stehe und hungere?“ — „Das will ich dir gerne sagen,“ — antwortete das Pferd. „Du Leckermaul zupfest nur diejenigen Kräutlein aus, welche süß schmecken; die übrigen aber, welche wohl auch gut, aber nicht so süß sind, trittst du unter die Füße. Ich aber frage bei meinem Futter nie: „Was schmeckt am süßesten?“ — sondern: „Was ist gesund und nahrhaft, und was kann ich haben?“ — „So geht es zu, daß ich immer genug habe, mich täglich wohl sättige und zufrieden bin, — du aber Hunger leiden mußt und betrübt da stehst.“

„Du hast wohl Recht,“ antwortete die Ziege. „Ich will mich ändern, wenn ich es noch kann!“ —

Die junge Almosensammlerin.

Erzählung 25.

Es gibt heut zu Tage eine große Menge junger Leute, an deren ganzen Thun und Lassen man, selbst noch in ihrem reifern Jünglingsalter, zu deutlich nur die Früchte einer verwahrlosten Erziehung erkennt. Sie leben, ohne sich viel um das Wie und Warum zu bekümmern, in den Tag hinein und kennen keinen andern Lebenszweck, als sich so viel und gut, als möglich, zu unterhalten, am liebsten aber auf Kosten anderer, vorzüglich vernünftigerer und besserer Menschen.

Zu der Zahl jener Unbesonnenen gehörte auch Amelon, der einzige Sohn sehr reicher Aeltern, der bei seiner Erziehung weniger zum Zwecke zu haben schienen, durch Ausbildung seines Verstandes und Herzens, der Gesellschaft in ihm einst einen guten Menschen und dem Staate einen nützlichen Bürger zu liefern, als vielmehr ihn so früh wie möglich auf die Größe seiner Reichthümer aufmerksam zu machen, ohne ihm zugleich die Kunst zu lehren, dieselben weise zu genießen, und von seinem Ueberflusse einen wohlthätigen Gebrauch zu machen. Denn die Vorzüge des Reichthums schätzten sie höher, als Kenntniß und Tugend. Und diese Gesinnung vererbten sie auch auf ihren Sohn.

Leichtsinnig von Natur und an kein ernstes Denken gewöhnt, beinahe ohne alle andere Kenntniß, als die des Spiels und der Moden, welche beide in Gesellschaften die Gegenstände seiner Unterhaltung ausmachten, und für Alles Bessere und Edlere wenig geweckt und empfänglich, folgte Amelon im Genusse des Reichthums, in dessen Schooße er geboren war, bloß seinen Launen. Nicht nur hatte sein Betragen keine bestimmte Richtung, sondern er würde es für eine Beschimpfung angesehen haben, wenn man ihn fähig gehalten hätte, planmäßig zu handeln. Sobald er des Morgens aufgestanden, lief er allenthalben umher, wo er Zerstreuung finden zu können glaubte. Denn für ernste Beschäftigungen hatte er weder Geist noch Sinn und selbst das Lesen sittenloser Bücher, unter Allen ihm die Liebsten, machte ihm endlich ebenfalls lange Weile. Verschwendung und Unbesonnenheit schienen ihm ein Verdienst, und nicht selten spottete er öffentlich Desjenigen, dessen Benehmen Vernunft und Nachdenken verrieth. Dieses Vergnügen war vielleicht das Einzige, dem er vorzugsweise nachging; den Uebrigen überließ er sich zufällig, ohne Absicht und ohne Beharrlichkeit. Doch kühlte er auch sein Müthchen noch besonders gerne an Denjenigen, die er für Frömmler hielt, und dafür hielt er Jeden, der die Vorschriften und äußeren Gebräuche der Religion beobachtete. Er glaubte sich von dem Zufalle, den er den blinden Herrscher nannte, auf diese Welt versetzt und erkannte als Urheber seiner Tage nur seine Aeltern, denen er sich übrigens auf keinerlei Weise verpflichtet hielt.

Unser junger Aufgeklärter — denn dafür hielt sich Amelon — befand sich seit einiger Zeit auf dem Lande, wo er mit der Jagdflinte in der Hand über die Thiere des Waldes eine unumschränkte Obergewalt ausübte; eine Obergewalt indessen, die als die Macht des Stärkern zugleich sehr geeignet war, seinen Wahn von persönlicher Unabhängigkeit zu zerstören. Eines Morgens fiel es ihm ein, sich in das nächste, nur zwei Stunden entfernte Städtchen zu begeben. Er kommt dahin und tritt in das erste Kaffeehaus, das auf seinem Wege liegt. Er frühstückt, aber bald stellt sich bei ihm die lange Weile ein. — „Madame, spricht er etwas ungeduldig zu der Wirthin, Ihre Stadt hat ein trauriges Ansehen." — „„Sie sehen sie heute zum Erstenmale, mein Herr?"" — „Zum Erstenmal.... Sie haben hier weder Spiel- noch Lesegesellschaften? Wie unterhält man sich denn hier?" — „„Beschäftigung hindert uns, an dergleichen Dinge zu denken. Einige Bürger bekommen die Zeitung und leihen sich solche unter einander. Dieß sind all unsere Lesegesellschaften. Spielhäuser zu halten, ist strenge verboten; man sagt, sie seyen der Sammelplatz schlechter Menschen. Wir machen

zuweilen bei unsern Zusammenkünften eine kleine Kartenparthie; aber nur des Abends unter Freunden oder Nachbarn."" — „Das muß sehr unterhaltend sein." — „„Wirklich, mein Herr, wir verlassen uns fast immer unter lautem Lachen. Auch wird nicht um Geld, sondern nur um Kastanien oder Nüsse gespielt."" — „Ich sehe, Ihr seyd gute Leute.... Aber was bedeutet diese Menge von Menschen, die seit einer Viertelstunde hier vorübergehen?" — „„Mein Herr! sie gehen in die Kirche, wohin ich ihnen bald folgen werde."" — „In die Kirche?... Geht man hier in die Kirche?" — „„Ja, mein Herr, vielleicht nicht so oft, als man sollte; aber es ist heute Sonntag."" — „Ach es ist wahr, um der Seltenheit willen muß ich mich auch dahin begeben; das wird mir die lange Weile vertreiben." — „„Wie, mein Herr! Sie wollen in die Kirche gehen, um sich die lange Weile zu vertreiben?"" — „Sagen Sie mir, gute Frau! Trifft man viele Andächtige in Ihrer Kirche?" — „„Gewiß, mein Herr; mehr als Solche, die dahin gehen, um sich die lange Weile zu vertreiben."" — „Ich meine, Leute, über die man sich ein wenig lustig machen kann." — „„Sich lustig machen in einer Kirche über Diejenigen, die sich da versammeln, um zu beten!"" — „O! das ist so arg nicht. Glauben Sie nicht, daß diese Leute sich hinter ihren Büchern auch auf unsere Kosten lustig machen? Um meine lange Weile zu verscheuchen, möchte ich nur die kleinen Gespräche mit anhören, die da gehalten werden, die kleinen Verläumdungen, die sich da verbreiten, oder die kleinen Bosheiten, die man für die Abendgesellschaft oder das morgende Frühstück hier bereitet." — „„Ich weiß in der That nicht, was Sie berechtigt, so übel von uns zu denken, mein Herr!"" — „O! Ihre Frommen sind doch wohl wie alle Andere. Ich höre z. B. nie von einer Andächtigen sprechen, ohne mir sogleich eine kleine gewandte und listige Person vorzustellen, die, indem sie Gott zu lieben scheint, nur sich selbst liebt, und die, während in ihrer Gegenwart Demuth und Christenliebe gepredigt wird, irgend einen neuen Putz oder Schelmenstreich ersinnt." — „„Ein sauberes Gemälde; wehe Denjenigen, auf die es paßt. Glücklicherweise ist ein solcher Leichtsinn, eine solche Verdorbenheit des Herzens uns fremd."" — „Nun was thun denn Ihre Andächtigen in der Kirche?" — „„Sie beten, mein Herr!"" — „Mit über die Brust gekreuzten Armen und zur Erde gesenkten Blicken?" — „„Nein, so beten nur die Heuchler."" — „Ihre Frommen haben also in der Kirche...." — „„Ein anständiges, aufmerksames und zurückhaltendes Betragen. Kurz, sie benehmen sich, wie man sich vor dem Höchsten, den man verehrt, liebt und fürchtet, benehmen muß."" — „Das läßt sich hören; aber um was bitten denn Ihre Andächtigen den Höchsten, den sie verehren, lieben und fürchten?" — „„Um Kraft und Muth, überall ihre Pflicht zu erfüllen und leichtsinnige Frevler durch Wort und Betragen zur Vernunft zu bringen."" — „In der That? Es macht mir immer viel Vergnügen, diese Frömmler — denn mehr sind ja doch auch Ihre Andächtigen kaum — in Verwirrung zu bringen." — „„Wie?"" — „Geben sie sich nur den Schein von Andacht, welches, wie ich glaube, fast bei Allen der Fall ist, so gerathen sie durch meinen Blick in Verwirrung, und trifft derselbe ja einmal auf einen wirklich Andächtigen, so röthet sich seine Wange, ich weiß nicht mit welcher Scham über seine Frömmigkeit, welches einem Aufgeklärten, wie ich bin, immer ein ganz eigenes Vergnügen gewährt." — „„Das ist gottlos, mein Herr! aber ich zweifle sehr, daß Derjenige, der

Gott aufrichtig liebt, erröthen kann, es zu beweisen. Doch die Stunde naht; ich verlasse Sie, wenn Sie noch etwas bedürfen, so wird meine Kellnerin Sie bedienen. Ich möchte sonst zu spät kommen, um mein kleines Geldstück in den Beutel unserer jungen Almosensammlerin zu werfen."" — „Eine Almosensammlerin? Was sprechen Sie von einer jungen Almosensammlerin? Wer ist sie, und für wen sammelt sie denn?" — „„Sie ist die Tochter sehr braver Aeltern, die sie von ihrer Kindheit an zur Tugend und Frömmigkeit erzogen, wodurch sie die Zierde unserer Jugend geworden. Von Allen geliebt, wurde sie zur Almosensammlerin für den heutigen Tag erwählt, weil der Ertrag für die Bewohner des nächsten Dorfes bestimmt ist, die durch den letzten fürchterlichen Sturm Häuser und Erndte verloren, und weil man zum voraus weiß, daß in ihrer Hand der Beutel sich zwei bis dreimal füllen wird."" — „O! dann muß ich um so eher zur Kirche, sey es auch nur, um dieses Muster der Frömmigkeit oder Frömmelei von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und die kleine Heuchlerin über ihre Verstellungskunst schamroth zu machen." — „„Wir halten Sie beim Wort, mein Herr!"" — „Ist dieß vielleicht die wahrhaft Fromme, deren Anblick es bedürfte, mich von meinem Irrthume zurückzubringen?" — „„Das wäre wohl möglich, mein Herr! mir ahnet es sogar."" — „O! Triumphiren Sie nicht zu früh; Ihre Ahnung möchte Sie betrügen. Ich bin meiner Sache zu gewiß und werde darum eben so geschwind, als Sie, in Ihrer Kirche eintreffen und — dann werden wir sehen."

Wirklich hatte Amelon in wenig Augenblicken den Raum durchschritten, der ihn von der heiligen Stätte trennte, und war noch vor der Almosensammlerin daselbst eingetroffen. Bald aber verkündigte ein freundliches Geflüster ihre Ankunft. Von ihrer Mutter begleitet, trat Fanny (so hieß die Erwartete), in die Kirche. Jetzt schlug sie den Schleier zurück, und Amelon, der unfern von der Thüre boshaft nach diesem Augenblicke gespäht, wurde von dem Ausdrucke der Unschuld, der über ihre Züge verbreitet war, auf das Lebhafteste überrascht. Ein Gefühl unwillkührlicher Achtung bemächtigte sich seiner, und er trat nicht ohne innere Bewegung zurück. Dieser Eindruck war jedoch noch nicht dauerhaft genug. Er hatte sich zum voraus eines Platzes in der Nähe desjenigen versichert, der für Fanny bestimmt war, und nahm ihn nun ein. Sie näherte sich dem ihrigen und wurde von der ganzen Versammlung begrüßt. Amelon dachte in diesem Augenblicke wenigstens eine Bewegung des Stolzes in ihren Zügen wahrzunehmen; aber, er irrte. Freundlich und bescheiden dankte sie Allen und nahm in frommer Demuth neben ihrer Mutter Platz. Kein von Amelon absichtlich gemachtes Geräusch vermochte Fanny in ihrer Andacht zu stören; ihre Blicke waren stets auf den Altar oder in ihr Buch gerichtet.

Dieß verdroß Amelon. „Die Zeit des Sammelns wird kommen, sprach er bei sich selbst, und mit ihr die der Rache. Ich will wenigstens das Vergnügen haben, diese kleine Heilige einen Augenblick in Verlegenheit zu setzen."

(Schluß folgt.)

Der Löwe und das Eichhörnchen.

Fabel 36.

Ein Eichhorn, das in einer Buche Zweigen
Mit Hüpfen, Auf- und Abwärts-Steigen
Sich lustig machte, fehlte seinen Ast
Und fiel hinab auf einen alten Leuen,
Der drunten hielt jetzt seine Mittagsrast.
Das Thierchen fing gar kläglich an zu schreien,
Als der aus seinem Schlafe fuhr,
Und warf vor Angst sich ihm zu Füssen.
Er aber lächelte und sprach: „Still nur!
Ganz leicht sollst du mir diesen Frevel büßen;
Sollst mir nur sagen, wie's geschieht,
Daß man dich stets so lustig sieht,
Da mir, dem mächt'gen Herrn der Erde,
Die finstre Laune macht Beschwerde."
„Ew. Gnaden," sprach das Eichhorn, „ich will euch
Zu schuld'gem Dank' die Wahrheit treu erzählen:
Doch möcht' ich wohl dort jenen hohen Zweig,
Mit Eurer Gunst, mir zum Katheder wählen."
Der Löwe lächelte und sprach: „Es sey!"
Husch — war das Eichhorn auf des Baumes Spitze
Und lehrte so herab von seinem Wolkensitze:
„Mein allergnädigster Herr Leu,
Jetzt will ich mein Geständniß Euch verkünden!
Ich halte mein Gewissen rein von Sünden: —
Das ist die ganze Kunst der Heiterkeit.
Ihr kennt die Wonne nicht, in Ruh zu schlafen.
Ihr raubt und frevelt ungescheut;
Und dafür treffen Euch nun diese Strafen.
Glaubt mir! käm' aus der Tugend Euer Glück,
Fürwahr, es trüb'te nie sich Euer Blick!"

Die junge Almosensammlerin.

(Schluß.)

Endlich erhob sich Fanny, ging, begleitet von einem angesehenen Beamten, sammelnd mit dem Almosenbeutel in der Hand, von Einem zum Andern, und kam bald an Amelon. Er hatte ein Goldstück aus der Tasche gezogen, in der Absicht, der Sammlerin zuzumuthen, ihm solches zu wech-

seln. Dieser unzeitige Muthwille schien ihm sehr geeignet, sie außer Fassung zu bringen. Fanny naht; mit vorgebeugtem Körper hält Amelon mit zwei Fingern sein Goldstück ihr entgegen und will eben seine Ungereimtheit anbringen, als Fanny ihn mit dem rührendsten Ausdrucke anblickt und mit milder Stimme die Worte an ihn richtet: „Mein Herr! Theilen Sie Ihren Ueberfluß mit den armen Unglücklichen, die an dem Nothwendigsten Mangel leiden.“ Bei diesen Worten begegnet sein Auge dem Blicke der jungen Almosensammlerin. Amelon verliert die Fassung selbst; die Worte, die er hört, lassen ihn ganz das Häßliche derjenigen empfinden, die er eben aussprechen wollte, und erinnern ihn zugleich an eine Pflicht der Menschlichkeit, die er troß seiner Verdorbenheit, dennoch zuweilen auszuüben pflegte. Die Reue erpreßt ihm einen halb erstickten Schrei; er läßt sein Goldstück in den Beutel fallen, wirft noch drei bis vier andere hinein, verliert die Besonnenheit und entfernt sich in hastiger Eile.

Nahe bei der Kirchthüre begegnete er der Wirthin, bei der er gefrühstückt. „Ich fliehe, rief er ihr zu; ich bin überwunden. O nein! die Tugend ist kein eitler Wahn; und wenn sie in ihrer wahren Gestalt erscheint, gebietet sie Achtung. Madame! Bleiben Sie Ihrer Denkungsart treu und versichern Sie Ihre jungen Mitbürgerinnen, die ich vorhin in meinem Gespräche so unwürdig beleidigt, daß der Ruchlose jederzeit bei ihrem Anblicke erbeben wird, wenn sie der Religion aufrichtig zugethan, nicht die Schwäche haben, selbst vor ihm zu zittern.“

Gott sieht dich, wenn schon die Menschen dich nicht sehen.

Erzählung 26.

Herr von Ferriere erging sich eines Tages im Freien mit Fabian, seinem jüngsten Sohne. Es war ein schöner, sehr milder Herbsttag. Vater, sagte Fabian, indem er in einen Garten blickte, an welchem sie vorübergingen, ich bin sehr durstig. Ich auch, antwortete Herr von Ferriere, aber wir müssen uns gedulden, bis wir nach Hause kommen.

Fabian. Hier ist ein schöner Birnbaum voll schöner Birnen. Ach! mit welchem Vergnügen würde ich welche derselben essen!

Herr von Ferriere. Das glaube ich gerne. Aber dieser Baum befindet sich in einem von allen Seiten verschlossenen Garten.

Fabian. Die Hecke ist nicht zu dicht, und hier ist ein Loch, durch welches ich schlüpfen könnte.

Herr von Ferriere. Und was würde der Herr des Gartens sagen, wenn er da wäre?

Fabian. O, er ist gewiß nicht im Garten, und es ist niemand hier, der uns sehen könnte.

Herr von Ferriere. Du irrst, mein Kind. Es ist jemand hier, der uns sieht und mit Recht bestrafen würde, weil es übel gethan wäre, Deinen Vorschlag auszuführen.

Fabian. Und wer wäre es denn, mein Vater?

Herr von Ferriere. Derjenige, der überall gegenwärtig ist, der uns keinen Augenblick aus dem Gesichte verliert, und der unsere geheimsten Gedanken sieht: Gott.

Fabian. Ach! Sie haben Recht. Ich dachte nicht mehr daran.

In diesem Augenblick erhob sich hinter der Hecke ein Mann, den sie nicht hatten sehen können, weil er auf einer Rasenbank gelegen. Es war ein Greis, welchem dieser Garten gehörte. „Danke Gott, mein Kind, sagte er zu Fabian, daß Dein Vater Dich abgehalten, in meinen Garten zu schlüpfen und Dir etwas in demselben zuzueignen, was Dir nicht gehörte. Wisse, daß man am Fuß dieser Bäume Schlingen gelegt, um die Diebe zu fangen; Du würdest Dir die Beine in denselben zerbrochen haben, und Dein ganzes Leben lang ein Krüppel geblieben sein. Weil Du aber bei dem ersten Wort der vernünftigen Ermahnung Deines Vaters Gottesfurcht bezeigt, und nicht länger auf dem vorgehabten Raube bestanden, so will ich Dir mit Vergnügen von den Früchten geben, die Du wünschest."

Bei diesen Worten ging er auf den schönsten Birnbaum zu, schüttelte ihn, und brachte Fabian seinen ganzen Hut voll Birnen. Herr von Ferriere wollte Geld aus seinen Beutel nehmen, um diesen redlichen Greis zu belohnen, aber er konnte ihn nicht dahin bringen, es anzunehmen. Es macht mir Vergnügen, mein Herr, Ihrem Kinde eine Gefälligkeit zu erzeigen, und dieß würde verschwinden, wenn ich mich dafür bezahlen ließe.

Herr von Ferriere reichte ihm die Hand über die Hecke. Auch Fabian dankte ihm durch eine Verbeugung, aber noch lebhafter bezeigte er ihm seine Erkenntlichkeit durch den Appetit, mit welchem er in die saftigen Birnen biß. Ein braver Mann, sagte Fabian zu seinem Vater, als sie den Greis wieder verlassen hatten.

Herr von Ferriere. Ja, mein Freund; er wurde es ohne Zweifel, weil er seinem Herzen die große Wahrheit eingeprägt, daß Gott das Gute nie unbelohnt, das Böse nie unbestraft läßt.

Fabian. Gott würde mich also bestraft haben, wenn ich die Birnen genommen hätte?

Herr von Ferriere. Der gute Greis sagte Dir, was Dir begegnet sein würde.

Fabian. Meine armen Beine sind diesem Unfall glücklich entgangen. Aber Gott hat diese Schlingen doch nicht selbst gelegt?

Herr von Ferriere. Nein, gewiß nicht. Aber die Schlingen wurden nicht ohne sein Wissen und Zulassen gelegt. Gott, mein liebes Kind, ordnet Alles, was auf der Erde vorgeht, und immer leitet er die Begebenheiten auf eine Weise, daß die Guten für ihre guten Handlungen belohnt, die Bösen aber für ihre Verbrechen bestraft werden. Ich will Dir über diesen Gegenstand ein Ereigniß erzählen, das mich in meiner Jugend zu sehr erschütterte, als daß ich es je vergessen könnte.

Fabian. Wie glücklich bin ich heute, lieber Vater! Einen Spaziergang, Birnen und nun auch noch eine Geschichte.

Herr von Ferriere. Als ich noch so klein war, wie Du, und bei meinem Vater lebte, hatten wir zwei Nachbarn, einen zur Rechten, den andern zur Linken unsres Hauses. Der erste nannte sich Dúbois, der zweite Verneuil.

Herr Dúbois hatte einen Sohn Namens Silvester, und Herr Verneuil war gleichfalls Vater eines Sohnes, Namens Kaspar.

Hinter unserm Hause und den Häusern unsrer Nachbarn waren kleine, durch lebendige Hecken getrennte Gärten. Befand Silvester sich allein in dem Garten seines Vaters, so unterhielt er sich damit, Steine in die an-

grenzenden Gärten zu werfen, ohne zu überlegen, daß er Jemand verwunden könnte. Herr Dûbois hatte es bemerkt und ihm einen scharfen Verweis gegeben, indem er ihm drohte, ihn nachdrücklich zu bestrafen, sobald er es noch ein einziges Mal thue. Aber unglücklicher Weise konnte dieses Kind sich nicht überzeugen, daß man, selbst wenn man allein ist, nichts Uebles thun darf, weil Gott überall gegenwärtig ist, und Alles sieht, was wir thun. Eines Tages, als Herr Dûbois ausgegangen war, füllte Silvester, der sich unbeachtet glaubte und also keine Strafe befürchtete, seine Taschen im Garten mit Kieselsteinen, die er wie gewöhnlich nach allen Seiten schleuderte. Zu derselben Zeit befand Herr Verneuil sich mit Kaspar, seinem Sohne, in seinem eigenen Garten. Wie Silvester, hatte Kaspar den Fehler zu glauben, wenn man allein sey, dürfe man thun was man wolle. Mit einem geladenen Gewehre stellte sich sein Vater unter einen Baum, um nach den Sperlingen zu schießen, denen nach seinen Kirschen gelüstete. In diesem Augenblick meldete ein Bedienter, daß ein Fremder im Saale auf ihn warte. Er ließ das Gewehr unter dem Baume stehen und verbot Kaspar ausdrücklich, es anzurühren. Als Kaspar sich allein sah, sagte er zu sich selbst: Was kann denn Uebles daran sein, einen Augenblick mit dieser Flinte zu spielen. Bei diesen Worten nahm er sie, und fing an zu exercieren wie ein Soldat. Er schulterte das Gewehr, stützte sich auf dasselbe, und wollte versuchen, ob er auch anlegen und zielen könne.

Die Mündung seines Gewehres war zufällig gegen Herrn Dûbois Garten gerichtet. In dem Momente, wo er, um zu zielen, das linke Auge zudrücken wollte, flog ein Kieselstein, von Silvester geschleudert, ihm gerade in dieses Auge. Vor Schrecken und Schmerz ließ Kaspar sein Gewehr fallen. Der Schuß ging los, und wehe! wehe! man hörte in beiden Gärten ein Geschrei.

Der Stein hatte Kaspars Auge getroffen; die volle Ladung des Gewehrs ein Bein Silvesters. Der Eine wurde einäugig, des Andern Fuß war gelähmt, und in diesem Zustande blieben sie Zeit Lebens.

Fabian. Ach, der arme Silvester, der arme Kaspar, wie bedaure ich sie!

Herr von Ferriere. Sie waren in der That sehr zu bedauern. Aber größer noch scheint mir das Unglück ihrer Aeltern, so unfolgsame, ungeradene Kinder gehabt zu haben. Im Grunde war diese unglückliche Begebenheit ein wahres Glück für die beiden kleinen Taugenichtse.

Fabian. Wie das, mein Vater?

Herr von Ferriere. Das will ich Dir sagen. Wenn Gott diese Kinder nicht frühzeitig bestraft hätte, so würden sie, wenn sie allein gewesen wären, immer fortgefahren haben, Böses zu thun; statt daß sie durch diese Erfahrung lernten, daß jede böse Handlung, die die Menschen nicht sehen, doch von Gott gesehen und bestraft wird.

Nach dieser Lehre besserten sich Beide, sie wurden verständige und fromme Menschen, und vermieden selbst in der größten Einsamkeit Uebels zu thun, als seyen die Augen der ganzen Welt auf sie gerichtet.

Und dieß war wohl auch die Absicht Gottes, indem er sie auf diese Weise züchtigte, denn dieser gute Vater straft uns nur, um uns zu bessern.

Fabian. Sieh da! ein Auge und ein Fuß, die mich weiser machen werden! Ich will das Böse vermeiden und das Gute üben, selbst wenn ich niemand um mich sehe. Und bei diesen Worten erreichten sie die Thüre ihres Hauses.

Der Fuchs und die Nachtigall.

Fabel 37.

„Es ist wahr" sprach ein Fuchs zur Nachtigall, „ihr seid geistvolle Sänger; nur Schade, daß es euch ganz an Weltkenntniß und Lebensklugheit fehlt! Erst gestern sah ich eine deines Geschlechtes recht plump in eine Falle gehen, die ihr der Mensch gestellt hatte. Wer einen Fuchs fangen will, der muß es listiger angreifen. „Natürlich!" antwortete die Nachtigall; „ihr verstehet euch selbst zu gut auf das Fallenstellen. Würden die Nachtigallen euch erst betrügen lernen, so würden sie wahrscheinlich nicht mehr so leicht betrogen werden. Aber freilich würden sie dann auch aufhören, Nachtigallen zu sein, deren süßester Beruf es ist, Andern Freude in's Herz zu singen"'

Erneska, oder Strafe für die Verhöhnung des Unglücks.

Erzählung 37.

Die Fürstin von J****, deren Gemahl als russischer General-Offizier auf dem Felde der Ehre geblieben, mochte von nun an nicht länger in einem Lande verweilen, das ihr so viele traurige Erinnerungen darbot, und beschloß daher, in ihr ursprüngliches Vaterland, nach Frankreich, und zwar nach Paris, zurückzukehren, und sich hier ausschließlich der Erziehung ihrer einzigen Tochter Erneska zu widmen. Diese ein Kind von sechs bis sieben Jahren und, wie leicht begreiflich, der Gegenstand der zärtlichsten Liebe und Sorgfalt ihrer Mutter, verrieth bei einem, übrigens nicht bösem Herzen, sehr frühe schon Anlagen zu einem Leichtsinne und einer Unbesonnenheit, die ihrer Mutter oft trübe Stunden verursachten und diese bewogen, sie so wenig als möglich aus den Augen zu lassen und über ihr Benehmen, wie über ihre Neigungen entweder selbst strenge zu wachen oder durch eine sehr achtungswürdige Dame, die sie ihr zur Erzieherin gegeben, wachen zu lassen.

Beide begleiteten Erneska abwechselnd auf ihren Spaziergängen, deren Ziel gewöhnlich der Garten der Tuillerien (des königlichen Schlosses zu Paris) war. Am Eingange in denselben fanden sie jedesmal einen armen, blinden Greis, welcher die Vorübergehenden um Mitleid anflehte. Dieser Unglückliche schien alle Mißgunst des Schicksals in sich zu vereinigen. Sein häßliches Gesicht, seine verunstaltete Figur und seine widerwärtige, kreischende Stimme waren in der That eher geeignet, Diejenigen, deren Mildthätigkeit er anrief, von sich zu entfernen, als ihr Mitleid zu erregen. Erneska konnte es kaum über sich gewinnen, ihn anzusehen, und wenn er ihr die schallenden Worte in die Ohren schrie: „Vergeßt des armen Blinden nicht, wenn es Euch gefällig ist!" so konnte sie sich nie enthalten zu sagen: „O

der Häßliche! wie sehr ist er mir zuwider!" — „Gerade darum, versetzte die Fürstin, weil dieser Unglückliche von der Natur so ganz vernachläßigt scheint, muß man das Mitleid mit ihm verdoppeln. Einen schönen Greis, eine junge von hübschen Kindern umgebene Frau unterstützen, heißt eigentlich kein gutes Werk verrichten, sondern mehr sich ein Vergnügen machen. Aber dem in Lumpen gehüllten Elende steuern, sich nicht fürchten, dem kranken Armen sich zu nähern, mit einem Worte, Nichts als den Schrei des Unglücks hören und ihm beispringen, in welcher Gestalt es sich auch zeigen mag, dieß, mein Kind, nenne ich wohlthun; dieß ist die Pflicht, welche der Himmel den Glücklichen der Erde gegen Diejenigen in's Herz geschrieben, die nichts als die Härte des Schicksals erfahren." Bei diesen Worten gab die Fürstin ihrer Tochter ein Stück Geld, welches diese in die kleine Tasse des Blinden legen mußte, der ihr jetzt noch häßlicher schien, so das sie auf's Neue ausrief; O der Häßliche! Wie sehr ist er mir zuwider!" — So oft indessen Erneska mit ihrer Mutter im Garten der Tuillerien spazieren ging, mußte sie jedesmal diese Pflicht der Mildthätigkeit ausüben, wodurch sie gegen diesen Unglücklichen eine unbesiegbare Abneigung faßte.

Eines Tages, als sie hier mit ihrer Erzieherin lustwandelte und die Fürstin vergessen hatte, ihrer Tochter das gewöhnliche Almosen für ihn einzuhändigen, beschloß diese, sich auf Kosten des blinden Greises lustig zu machen und für den Widerwillen zu rächen, den er ihr eingeflößte. Während sie mit ihrer Erzieherin plauderte und sich in den Baumgängen spielend mit ihr herumtrieb, hob Erneska vom Boden einen kleinen Kiesel auf, den sie in ihrer Hand verbarg und im Vorübergehen dem armen Blinden statt des Geldstücks, das sie ihm gewöhnlich geben mußte, in die Tasse warf. Der Unglückliche, welcher nach dem Gewichte des Kiesels und dem Klange seiner Tasse, von der Hand der Wohlthätigkeit ein Fünffrankenstück empfangen zu haben wähnte, ergoß sich alsbald in den heißesten Dankgebeten, während die kleine Unbesonnene ihren Wagen bestieg und sich innig freute, dem Blinden einen Possen gespielt zu haben. Dieser entdeckte auch bald genug den Betrug und fühlte sich tief gekränkt, daß man seine Schwäche in einem solchen Grade mißbrauchen konnte, um sein Unglück zu verhöhnen.

Erneska, die in dieser Verspottung der Armuth Nichts als einen bloßen Spaß sah' und über die wichtigsten Handlungen nicht nachzudenken pflegte, machte sich insgeheim selbst Lobsprüche über ihre List und konnte sich des Lachens nicht enthalten, wenn sie sich das abscheuliche Gesicht vorstellte, welches der Blinde bei Wahrnehmung des ihm gespielten Betrugs gemacht haben mußte. Diese Vorstellung gefiel ihrer Einbildungskraft so sehr, daß sie, ohne an die Grausamkeit einer solchen Handlung zu denken, sie drei Mal nach einander und immer mit dem nämlichen Erfolge wiederholte. Unglücklicher Weise für sie aber hatte der Blinde, dessen List seinem Unmuthe glich, bemerkt, daß ihm dieser Betrug immer ungefähr um die nämliche Stunde gespielt wurde; er war daher auf seiner Hut, und in dem Augenblicke, als die Unbesonnene in seine Tasse einen vierten Kiesel warf, den er sogleich am Klange und Gewichte erkannte, streckte er schnell seine Hand aus, ergriff Erneska beim Rocke und machte ihr öffentlich die erniedrigendsten, aber wohl verdienten Vorwürfe. Jeder Vorübergehende blieb stehen und erstaunte, daß ein junges Mädchen, dessen Aeußeres eine höhere Abkunft verrieth, sich so weit vergessen konnte, einen schwachen

Unglücklichen zu beleidigen, welchen die unterste Klasse des Volkes achtet und zu unterstützen sich beeiferte. „Dieß ist das Viertemal, daß sie mich auf diese Weise hintergeht,“.... rief der Blinde mit seiner durchdringenden Stimme, indem er Erneska immer am Rocke festhielt; „ich will ihren Namen wissen und Genugthuung haben.“

O! Wer vermag die Verwirrung, die Gewissensbisse Erneska's zu beschreiben? Stumm vor plötzlichem Schrecken, wagt sie es nicht, ihre Augen aufzuschlagen, denen bittere Thränen entflossen. Ganz in der Gewalt des Blinden, der sich ihres Armes bemächtigt, wird sie aus dieser erniedrigenden Lage nur durch ihre Erzieherin befreit, welche dem armen Unglücklichen für die empfangene Beleidigung Genugthuung verspricht, und ihm für die Lehre dankt, die er einem leichtsinnigen sechsjährigen Kinde gegeben, dessen Unerfahrenheit allein den schweren Fehler, den sie begangen, zu entschuldigen vermöge. Der Blinde, welcher die Strafbare nicht in einem so zarten Alter vermuthet, ist nun der Erste, der sie entschuldigt. Seine Stimme ist nicht mehr widerwärtig und kreischend; es ist der Ausdruck der Nachsicht, der rührendsten Güte. Selbst in den Augen Erneska's scheinen die Züge dieses herrlichen Mannes weniger zurückstoßend zu sein, und als sie beim Einsteigen in ihren Wagen ihre Blicke noch einmal auf den Blinden warf, vermochte sie nicht mehr zu wiederholen: „O der Häßliche! wie sehr ist er mir zuwider!“

In Begleitung ihrer Erzieherin, die sie gebeten, ihrer Mutter nichts von dem Vorgefallenen zu entdecken, kam sie des andern Tages wieder in den Garten der Tuillerien, ging mit einem Fünffrankenstücke in der Hand, gerades Wegs zu dem Blinden und sagte zu ihm mit bewegter Stimme: „Guter Greis; das ist kein Kiesel, was ich in Eure Tasse lege, sondern ein großer Thaler, den ich Euch so oft zu erneuern verspreche, als ich das Unglück hatte, Euere Schwäche zu mißbrauchen.“

In der That, so oft Erneska das ihr, zu ihren kleinen Vergnügungen von ihrer Mutter ausgesetzte Wochengeld empfing, eilte sie, solches als eine gerechte Wiedervergeltung für die ihm zugefügte Beleidigung, dem Blinden zu überbringen. Ihr Fehler schien ihr dadurch gewissermaßen wieder gut gemacht, und was sie am Meisten tröstete, war: daß sie, von der Verschwiegenheit ihrer Erzieherin überzeugt, sich mit der Hoffnung schmeicheln zu dürfen glaubte, daß ihre Mutter von ihrem sträflichen Leichtsinne keine Kunde erhalten. Allein der Auftritt war zu öffentlich, als daß er der Fürstin nicht hätte zu Ohren kommen sollen. Diese glaubte mit der Genugthuung, welche ihre Tochter dem Blinden gegeben, sich nicht begnügen zu dürfen, und behielt ihr eine zweite Lektion vor, die sich für immer in ihre Seele einprägen sollte.

Sie führte bald darauf, absichtlich ohne Zweifel, ihre Tochter auf einem Spaziergange bei einem reichen Gewölbe von Kinder-Spielwaaren vorüber, in welchem Erneska unter Andern eine bewundernswürdige deutsche Puppe erblickte, die ihre ganze Aufmerksamkeit fesselte. Mittels einer, durch unmerklichen Druck mit dem Finger, in Gang gebrachten verborgenen Feder, wehete die Puppe sehr anmuthig mit dem Fächer, bewegte die Augen, öffnete den Mund und sprach sehr deutlich die Worte: Mama — Mama. Solchem Zauber vermochte Erneska nicht zu widerstehen, und äußerte demnach den sehnlichsten, aber sehr verzeihlichen Wunsch, die bewundernswürdige Puppe zu besitzen, die wegen der Worte, die sie

ausspreche, ihre Schwester werden sollte. Die Fürstin schien, ihrer Bitte entsprechen zu wollen, und handelte um das kostbare Spielzeug, welches aber der Kaufmann um keinen geringern Preis, als für zehn Louisd'or erlassen zu können versichert. Sie gab Erneska ihre Börse, um daraus die verlangten zehn Goldstücke zu bezahlen; aber — wie sehr war diese erstaunt, als sie in dem äußerlich so reich verzierten Beutel Nichts als Kieselsteine, ungefähr von der nämlichen Größe fand, als diejenigen waren, die sie in die Tasse des Blinden geworfen. Jetzt konnte sie nicht mehr zweifeln, daß ihre Mutter von Allem unterrichtet sey. — „Nun meine Tochter,“ fragte die Fürstin, die ihre Verwirrung nicht zu bemerken schien, „was hindert dich, den Herrn zu bezahlen?“ — „Kann ich dieß mit bloßen Kieselsteinen?“ — „Wie?“ versetzte die Fürstin; „sind diese denn keine gangbare Münze! Man hat mir doch hinterbracht, daß eine junge Prinzessin solche mehrmalen einem armen Kranken zum Almosen gegeben.“ — „Ach Mama!“ rief Erneska, zu ihren Füßen sinkend: „der Blinde hat mir vergeben; werden Sie minder nachsichtsvoll sein, als er?“ — „wenn ich nicht überzeugt wäre,“ erwiderte die Fürstin, „daß bloß deine Unbesonnenheit dich verhindert, darüber nachzudenken, wie abscheulich und grausam dein Benehmen war, ich würde dir nie in meinem Leben verzeihen.... Aber wenn du deinen Fehler ganz aus meinem Gedächtniße verwischen willst, so mußt du dich zu einer neuen Genugthuung entschließen.“ — „O, sprechen Sie, Mama; was soll ich thun?“ — „Mit mir kommen, und dem armen Unglücklichen, den du verhöhnt, den Preis dieser schönen Puppe einhändigen, die ich dir mit so großem Vergnügen gekauft hätte.“ — Ich verlange es nicht besser, Mama; ich kenne kein Opfer, zu welchem ich nicht bereit wäre, um Sie von meiner Reue zu überzeugen.“

Bei diesen Worten verließ sie das Kaufmannsgewölbe, in welchem sie noch einen letzten sehnsuchtsvollen Blick auf die sprechende Puppe warf, und begab sich mit ihrer Mutter in den Garten der Tuillerien, wo letztere selbst den Blinden nochmal um Verzeihung für ihre Tochter bat, die ihm die zehn Louisd'or einhändigte.

Indessen beschloß die Fürstin, sich noch durch eine letzte Probe zu überzeugen, ob ihre Tochter wieder ihrer ganzen Zärtlichkeit würdig sey. — Eines Morgens erblickte Erneska beim Erwachen, auf dem nämlichen Platze in ihrem Zimmer, den sie der herrlichen Puppe zugedacht, einen armen blinden Greis auf einem niedrigen Schemel sitzend, ehrerbietig seine kleine Tasse darreichend, in welcher ein kleiner Kiesel lag; die Bewegung seiner Lippen schien um ein Almosen zu bitten. Er hatte die nämlichen Züge, die nämlichen Kleidungsstücke, wie der Blinde der Tuillerien; zu seinen Füßen lag auch sein Hund, und die Täuschung war so vollkommen, daß Erneska einen durchdringenden Schrei ausstieß und vor Verwirrung erröthete. Bald aber ermannte sie sich, bemächtigte sich des treuen Bildes des Blinden, warf sich in die Arme ihrer Mutter und dankte ihr für ihr Geschenk, daß sie ihr ganzes Leben hindurch aufzubewahren versprach. „Erinnere dich geliebtes Kind,“ sagte hierauf die Fürstin, „daß, wenn man einen großen Fehler öffentlich begangen, man auch den Muth haben muß, ihn öffentlich wieder gut zu machen. So oft du dieses Bild des Unglücklichen betrachtest, den du so grausam hintergangen, so erinnere dich stets, daß so hoch auch unser Rang in der Welt sein mag, uns nichts so tief erniedrigt, als wenn wir das Vertrauen jenes dürftigen Kranken mißbrauchen und die Armuth verhöhnen.

Das Unglück mit der Bohne.

Gedicht 8.

Euch, lieben Kindern, thu' ich's kund,
Nehmt keine Bohne in den Mund!
Einst hat es Jettchen auch gethan,
Und rettunglos starb's Kind daran.

Als sie sich einstens niederbückt,
Die Bohn' im Munde, da erschrickt
Sie Herrmann, der sie rücklings schlägt.
Sie kreischt auf, wie sie's öfter pflegt.

Die Luftröhr' ist jetzt aufgethan,
Die Bohne schlüpft auf glatter Bahn
Hinab. Als Jettchen hustet, bricht,
Als es sie quält und brennt und sticht,
Da wird sie, als der Tod ihr droht,
Bald leichenblaß, bald feuerroth.

Ihr Vater ist ein Arzt, doch er
Weis keinen Rath, kein Mittel mehr,
Zu retten sein geliebtes Kind.

Wie schmerzvoll auch die Eltern sind,
Sie sehn in schweren Krämpfen
Ihr armes Jettchen kämpfen.
Und als ihr sterbend Auge bricht,
Da seufzt die Mutter laut und spricht:
„Du ruhst in Todesschlummer,
Nichts endet unsern Kummer!"

Der Hase und die Schildkröte.

Fabel 38.

Fleiß und Thätigkeit ersetzt, ja übersteigt oft die angebornen Geistesanlagen.

Einst spottete ein Hase über eine Schildkröte, weil sie so langsam schlich. Es ist wahr — sagte diese — die Natur hat mich eben nicht mit schnellen Füßen versehen, dessen ungeachtet aber wollte ich doch wohl mit dir um die Wette laufen. Der Hase lachte aus vollem Halse und gieng die Wette ein. Jetzt machten sich beide auf den Weg und die Schildkröte kroch unermüdet auf dem schnurgeraden Pfade fort. Ganz anders machte es der Hase. Um zu zeigen, daß er sich mit dem Mitbewerber einen Spaß mache, hüpfte er bald rechts bald links, und war

dessen ungeachtet weit früher auf der Mitte des Weges. Allein, er war durch das viele Kreuz= und Quer=Springen etwas ermüdet und legte sich daher nieder, um ein wenig zu schlummern. Ich kann ja, dachte er, die Schildkröte doch noch mit drei bis vier Springen wieder einholen. Er schlief sanft ein. Auf ein Mal hörte er das laute Lachen der Zuschauer. Jetzt wollte er hurtig auf und an das Ziel, doch — die Schildkröte war bereits dort glücklich angekommen.

Der kleine Aesop.

Erzählung 28.

Zwei Mütter, welche Schwestern waren, hatten zwei Söhne beinahe von gleichem Alter, die aber von der Natur sehr ungleich ausgestattet waren. Der Eine verkündete schon in seiner frühesten Kindheit, daß er einst von vollkommener Schönheit seyn werde; der Andere aber, gräßlich entstellt, hatte kaum eine menschliche Gestalt. Während die Mutter des Ersten, ihren Sohn mit der lebhaftesten Freude liebkoste, und stolz darauf war, ein so schönes Kind zu besitzen, wagte die des Zweiten, sich erniedrigt fühlend und beinahe verzweifelnd, kaum ihre Augen aufzuschlagen, und beklagte, in Thränen zerfließend, die Härte ihres Schicksals. Ihr Gatte, zwar ebenfalls betrübt, aber muthiger als sie, verwieß ihr mit sanften Worten ihre Klagen und suchte sie duch vernünftige Vorstellungen zu erheitern.

„Trösten wir uns," „sagte er zu ihr., und fassen festes Vertrauen auf Gott. Seine Güte beurkundet sich in allen seinen Werken, so wie seine Macht; und wenn es ihm gefallen, unser Kind hinsichtlich auf körperliche Gestalt so übel zu bedenken, so lass' uns hoffen, daß er es durch Eigenschaften des Geistes und der Seele dafür entschädigen wird. Es ist selten, daß man alle Vorzüge oder alle Unvollkommenheiten in einem Menschen vereinigt finde. Und gewiß, wenn unter allen Geschenken des Himmels unserm Sohne nur das der Schönheit fehlen wird, so werden wir weit mehr Ursache haben, uns über seine Geburt zu freuen, als uns über dieselbe zu betrüben."

Diese sinnigen Vorstellungen beruhigten in etwas den Kummer der armen Mutter; sie nahm ihn wieder in ihre Arme und gelobte ihm eine um so größere Zärtlichkeit, als er schon unglücklich von Geburt war, gewöhnte sich sogar allmählig so sehr an seine Häßlichkeit, daß sie in ihren Augen nicht einmal mehr etwas Außerordentliches zu haben schien; denn die Gewohnheit, welche uns mit allen Gegenständen vertraut macht, bewirkt endlich, daß wir, so ferne es wenigstens bloß äußere Dinge sind, gleichgültig gegen sie werden. Weit entfernt indessen, das Hauptbedürfniß ihres Kindes, eine gute Erziehung, aus den Augen zu verlieren, gaben sich vielmehr diese achtungswürdigen Aeltern alle erdenkliche Mühe, die seinige fortwährend mit kluger Sorgfalt zu leiten. Sie lehrten ihn frühzeitig sich selbst kennen, seine Häßlichkeit und Unförmlichkeiten ohne Verzweiflung betrachten, und sich von der Nothwendigkeit überzeugen, sich Tugenden zu erwerben, wodurch er sich die Achtung der Menschen ver=

schaffte, da er sich nicht schmeicheln durfte, ihnen durch sein Aeußeres zu gefallen.

„Mein Sohn, wiederholten sie ihm ohne Unterlaß, der Körper ist, in den Augen vernünftiger Menschen nichts weiter, als der Einband eines Buches. So glänzend derselbe auch seyn mag, so unterläßt man doch nie, ihn zu öffnen, um zu beurtheilen, was er enthalte; denn das ist es, was verdient studirt zu werden. Eben so ist es mit dir. Wenn sich in deinem übelgestalteten Körper ein gutes Herz, Sanftmuth, Gefälligkeit und Geist vereinigen, so wird man gerne deine natürliche Verunstaltung vergessen, und deinen Tugenden und deiner Liebenswürdigkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Das Kind, welches man seiner Aehnlichkeit mit dem berühmten Fabeldichter, Aesop genant hatte, zog aus diesen Lehren den größten Nutzen. In seinem achten Jahre übertraf es an Geist, Kenntniß und Höflichkeit alle Kinder seines Alters. Sein Gedächtniß und sein Verstand setzten alle Diejenigen, die darüber urtheilen konnten, in Erstaunen, und die Freunde seines Vaters, selbst ernste Greise mit weißen Haaren fanden an seiner Unterhaltung sehr viel Vergnügen. Zorn und Eigensinn, Fehler, welche bei andern Kindern so gewöhnlich sind, waren ihm fremd.

Sein Vetter Narziß hingegen, welcher täglich schöner und durch die ihm deswegen zu Theil gewordenen Schmeicheleien verdorben geworden, machte sich aller Welt unerträglich. Er lernte nichts und überredete sich, daß er nichts als der, von der Natur erhaltenen Vorzüge bedürfe, um überall Beifall zu finden. Freilich fand er, wo er zum Erstenmale erschien, immer eine günstige Aufnahme; kaum nahm man aber seine Fehler und seine Unwissenheit wahr, so erregte er Widerwillen. Seine Aeltern selbst, deren unkluge Liebe oft in Schwäche ausartete, fiengen an, über seine bösen Gewohnheiten unruhig zu werden, und beschlossen, ihn einer Erziehungsanstalt zu übergeben, um ihn von denselben heilen zu lassen. Er zeigte sich aber so ungelehrig, daß ihn der Lehrer wieder zu seinen Aeltern zurückschickte, mit der Versicherung, daß er mit Grund zweifeln müsse, ihm etwas beibringen zu könneu, indem er zum Lernen weder Kopf noch guten Willen zeige. Seine Mutter, über dieses Unglück sehr betrübt, bat ihre Schwester, die nicht in der nämlichen Stadt wohnte, ihr den kleinen Aesop zu schicken, von dem sie so vortheilhaft sprechen gehört, und schmeichelte sich, daß Narziß, beschämt, hinter seinem Vetter, der doch mit ihm von gleichem Alter war, so weit zurück zu seyn, sich einer heilsamen Nacheiferung befleißen werde. Narziß empfieng seinen Vetter nur mit beleidigenden Spöttereien und gieng mit schallendem Gelächter um ihn herum.

„Was denkt denn meine Mutter, rief er, mir einen solchen Affen zum Gesellschafter zu geben? Habe ich nicht schon einen ziemlich hübschen Hanswurst? Wie! du bist der kleine Vetter, von dem man so viel Wesens macht? Wahrlich, der Verstand der ganzen Welt würde mich nicht in Versuchung führen, wenn er nur in einem so häßlichen Thiere zu finden wäre. Kann man so schlecht gebaut seyn?"

Aesop hörte geduldig diese beleidigenden Bemerkungen an, indem er seinen Vetter mit dem kältesten Blute von der Welt betrachtete.

„Kannst du nicht sprechen?“ fragte ihn Narziß; „man behauptet doch, daß du viel Verstand habest. Warum betrachtest du mich denn so aufmerksam?“

Aesop. „Ich bewundere die Annehmlichkeiten deines Gesichts und deiner Gestalt, und denke eben, wie sehr es zu bedauern, daß ein so anmuthiges Aeußere nicht hält, was es verspricht, denn man hat mir gesagt, daß du große Fehler habest und in deinem Alter noch nicht einmal lesen und schreiben könntest.“

Narziß. „Was ist daran gelegen? Ein schöner Knabe, wie ich, ist immer gewiß, zu gefallen, und wenn ich spazieren gehe, so machen mir die Leute immer Komplimente über meine Figur, und erkundigen sich nicht nach dem, was ich weiß. Was aber dich betrifft, den sie ohne Scheu nicht ansehen können, so thust du freilich sehr wohl daran, einige Artigkeiten zu lernen, ohne die du nicht zu ertragen wärest.“

Aesop. „Die Leute, mit denen du sprichst, nehmen es nicht so genau mit dir, weil sie dich nicht kennen, und begnügen sich, dich nur im Vorübergehen zu betrachten, wie sie es etwa bei einem hübschen Gemälde zu machen pflegen. Aber dein Vater und deine Mutter, die dich zärtlicher lieben, als alle andere Menschen, sind nicht so leicht zu befriedigen und wünschten mit Recht, dich vernünftiger und unterrichteter zu sehen. Man hat mir im vorigen Jahre einen Pfauen geschenkt; dieß ist ein Vogel vom herrlichsten Gefieder. Anfänglich machte es mir großes Vergnügen, ihn zu bewundern und seinen, von den schönsten Farben glänzenden Schwanz in der Sonne entfalten zu sehen. Der Sohn unsers Gärtners hatte eine Elster; du hast deren vermuthlich schon mehrere gesehen.“

Narziß. „Ja; es sind große Vögel von weißer und schwarzer Farbe, die, wenn sie gehen, nicht einen Fuß vor den andern setzen, sondern hüpfen und nichts weniger als schön sind.“

Aesop. „Das ist wahr: aber dagegen sind sie sehr gelehrig und lernen sehr deutlich sprechen. Die Elster des kleinen Gärtners, welche allerlei sprechen und das Geschrei der Hunde und Katzen nachahmen konnte, schien mir so unterhaltend, daß ich sie gegen meinen Pfauen eintauschte, welcher nichts wußte — als schön zu seyn.“

Narziß. „Willst du dadurch einen Vergleich zwischen mir und dir anstellen, häßlicher Wurm? Wahrlich deine Verwegenheit wäre groß. Ich bin schöner, als der Pfau, und du bist häßlicher, als die Elster.“

Aesop. „Aesop, dessen Namen man mir gegeben, war nicht weniger verunstaltet, als ich; dieß hat ihn aber nicht gehindert, ein berühmter Mann zu werden.“

Narziß. „Wer war denn dieser Aesop?“

Aesop. „Ein armer Sklave aus Phrygien, der bei seiner Mißgestalt noch das Unglück hatte, zu stottern (stammeln). Man erzählt in seiner Geschichte, daß, nachdem er zwei Reisenden liebreich beigestanden, Gott ihm zur Belohnung den Gebrauch des Wortes (d. h. die Gabe, geläufiger zu sprechen) wieder gegeben. Er bediente sich derselben, seine Einsicht und die Feinheit seines Geistes zu erkennen zu geben. Er lehrte den Menschen die Weisheit durch sinnreiche Fabeln, von denen ich dir eine Sammlung zeigen kann, die dich auf das Angenehmste unterhalten würde, wenn du lesen könntest.“ (Schluß folgt.)

Das Gesicht.

Lied 7.

Das Licht zeigt mir des Himmels Pracht.
Wär' Alles um mich finst're Nacht,
Nicht Mond und Sterne könnt' ich sehn,
Und sicher nicht auf Erden gehn.

O, armer Mensch, ach, armes Kind,
Wenn du nicht siehest und bist blind!
Du schauest nicht die Blumenflur,
Und nicht das Schöne der Natur.

Den Morgenhimmel siehst du nicht,
Nicht deiner Freunde Angesicht!
Als ob die Welt ein Grab nur wär',
So dunkel ist es um dich her.

Ich seh' nach dem entfernten Ziel;
Ich seh' der Farben schönes Spiel.
Die Zahl der Thiere groß und klein
Zeigt mir des Lichtes heller Schein.

Und wenn, was mich so glücklich macht,
Der guten Eltern Miene lacht;
Und wenn ich's seh', sie sind beglückt,
Wie wird mein ganzes Herz entzückt!

Gott gab mir Augen, gab das Licht,
Sonst säh' ich Erd' und Himmel nicht.
O, laß, so lang' ich noch kann sehn,
Mich nur auf deinen Wegen gehn!

Die beiden Krebse.

Fabel 39.

Hüte dich, Fehler an andern zu tadeln, die du selbst an dir hast.

Gehe doch mehr vorwärts und nicht immer rückwärts, rief ein älterer Krebs einem jüngeren zu. Sehr gerne, erwiderte dieser, wenn ich sehe, daß du es zuerst thust.

Der kleine Aesop.

(Schluß.)

Narziß. „Ich mag mir die Mühe nicht geben, lesen zu lernen, es ist zu langweilig."

Aesop. „Die Unwissenheit ist doch eine schimpfliche Sache, schimpflicher gewiß, als buklig zu seyn, weil man sich selbst nicht so verunstaltet hat, die Belehrung aber von unserm Willen abhängt."

Narziß. „Ich wette dessenungeachtet, daß du deinen Verstand gerne gegen meine Gestalt austauschen möchtest."

Aesop. „Von meinem Verstande kann keine Rede seyn; abrr das, was ich durch meinen Fleiß erlernt habe, werde ich nicht so unklug seyn, gegen etwas so Vergängliches zu vertauschen. Die Schönheit, auf die du stolz bist, ist in meinen Augen keineswegs der größte Vorzug; man kann sie sehr leicht verlieren, und man hat mir Beispiele genug erzählt von Kindern, die durch die Blattern gräßlich entstellt worden."

Narziß. „Dieß habe ich nicht zu befürchten, denn sie wurden mir eingeimpft."

Aesop. „Gut; aber ich habe auch Soldaten gesehen, die im Kriege sehr entstellt worden sind. Kann dir ein ähnliches Unglück nicht ebenfalls begegnen?"

Narziß. „Es geschieht bloß aus Neid, daß du mir so traurige Dinge verkündigst."

Aesop. „Ich beneide dich keineswegs um deine Schönheit. Meine Aeltern haben mich gelehrt, daß dieses Gefühl (des Neids) ungerecht und erniedrigend ist. Du bist eben so wenig Ursache daran, daß du schön bist, als die Schuld an mir liegt, daß ich verunstaltet bin, und weit entfernt, deswegen gegen dich den mindesten Haß zu hegen, möchte ich dich bloß aneifern, zu jenem Geschenke der Natur noch etwas Schäzbareres zu fügen."

Der Ernst und Verstand des kleinen Aesop's machten nach und nach auf den Charakter Narciß's den Eindruck, den man sich davon versprochen hatte. Narziß fühlte sich allmählig zu seinem Vetter hingezogen, hörte ihm mit eben so viel Vergnügen als Vertrauen zu, und bekam endlich in seiner Gesellschaft Geschmack an dem Lernen, das er zuvor gehaßt hatte. Der Erfolg bewies, von welchem Nutzen ihm diese glückliche Aenderung war. In seinem fünfzehnten Jahre machte er einen so fürchterlichen Fall, daß er sich die Lenden zerbrach und ein Auge verlor. Dieser Zufall drückte ihn so schrecklich, als der Tod, da er für sein übriges Leben einäugig und hinkend wurde. Sein Kummer stieg auf's Höchste; er war ganz untröstlich, seine Schönheit verloren zu haben. Da eilte Aesop zu ihm und brachte ihm Trost und neuen Muth.

„Du siehst," sagte er zu ihm, „wie sehr ich Recht hatte, zu behaupten, daß die Schönheit ein vergänglicher Vorzug sey. Was würde jetzt aus dir werden, wenn du, in deinem Alter noch nicht lesen und schreiben könntest? Benütze das Unglück, das dir begegnet, um dich noch ernstlicher deinen Pflichten zu widmen; wache über deinen Geist, über deinen Charakter. Die Achtung, die du dir dadurch erwerben wirst,

ist über jeden Zufall erhaben und es hängt nur von dir ab, sie dir fortwährend zu erhalten und selbst noch stets zu vermehren."

Narziß erkannte die Wahrheit dieser Vorstellung und pflichtete ihr bei. Die Fähigkeiten, die er vom Himmel erhalten, waren zwar nicht mit denen seines Vetters Aesop zu vergleichen; aber seine Geduld und sein Muth ersetzten das Fehlende, und seine Aeltern, die Anfangs über diesen Zufall in die größte Bestürzung geriethen, mußten sich, als sie sahen, welchen Vortheil er aus seinem Unglück zog, am Ende selbst Glück zu demselben wünschen. Schönheit und Güte sind zwar nicht unvereinbarlich, und es ist etwas sehr wünschenswerthes, Beide in seinen Kindern vereinigt zu sehen; wo sie aber getrennt erscheinen, wird die Letztere immer den Vorzug erhalten.

Kindliche Liebe.

Erzählung 29.

Eine Wittwe in Japan, Mutter von drei Söhnen, lebte in großer Dürftigkeit. Die Handarbeit ihrer Kinder reichte nicht hin zur Erhaltung der Familie. Gerade in dieser Noth wurde eine Verordnung der Obrigkeit bekannt, welche jedem, der den Gerichten einen Dieb überlieferte, eine große Belohnung versprach. Die Söhne der armen Wittwe kamen überein, daß zur Erhaltung ihrer Mutter Einer von ihnen sich als Mißethäter aufopfern sollte. Die beiden übrigen wollten ihn alsdann angeben. Die Brüder looseten. Den Jüngsten traf das harte Schicksal und seine Brüder führten ihn zum Richter. Der Angeklagte gestand sogleich seine Verbrechen und wurde in ein Gefängniß geworfen. Die Ankläger erhielten die Geldsumme, welche die Obrigkeit versprochen hatte. Aber kaum hatten sie ihre Absicht erreicht, da erwachte in ihnen die Stimme des Mitleids, und durch Bitten und Bestechung verschafften sie sich die Erlaubniß, ihren Bruder zu besuchen. Als sie im Kerker waren, ließen sie ihren Empfindungen und ihren Thränen freien Lauf. Der Kerkermeister belauschte sie, und hörte mit Verwunderung dieses laute Jammern und Klagen. Als die beiden Brüder den Kerker verließen, schlich er ihnen in ihre Wohnung nach. Wie hoch stieg sein Erstaunen, als er sah, wie die unglückliche Mutter, welche mit Schrecken die Erzählung ihrer Söhne vernahm, das Geld von sich warf. Lieber will ich den Hungertod leiden, rief sie, als durch das unschuldige Blut meines Sohnes mein Leben erhalten.

Tief gerührt von diesem Vorfalle, eilte der Kerkermeister zu dem Richter, und erzählte ihm Alles, was er gesehen hatte. Der Richter, der von Bewunderung und Mitleid durchdrungen war, ließ den Gefangenen vor sich bringen, und verhörte ihn noch einmal. Der Jüngling blieb standhaft bei seiner ersten Aussage, daß er ein Dieb sey. Der Richter überzeugte ihn, daß er das ganze Geheimniß kannte. Die beiden ältern Brüder mußten erscheinen und die ganze Sache wurde in's Licht gesetzt. Der Richter meldete die edle That dem Kaiser. Dieser gab dem jüngsten Bruder ein Jahrgeld von 1500 Thalern, und setzte jedem der beiden andern 500 Thaler auf ihre Lebenszeit aus.

Der Hund als Dieb.

Erzählung 30.

In England giebt es böse Menschen, welche die Kunst zu stehlen, so weit treiben, daß sie sogar Hunde dazu abrichten. Einst erhielt ein Kaufmann einen solchen Hund, ohne von dessen Geschicklichkeit Etwas zu ahnen. Als der Hund eine Zeit lang in dem Hause seines neuen Herrn gewesen war und sich an ihn gewöhnt hatte, kam er eines Tages eilfertig in die Schreibstube gelaufen, wo der Kaufmann saß und legte ihm die Vorderbeine auf den Schooß. Der Kaufmann bemerkte, daß er ein Pack in der Schnauze hielt, nahm es ihm ab, und fand, daß es eine Rolle Geld war.

Er konnte nicht begreifen, wie der Hund dazu gekommen sey; indeß behielt er die Rolle, schrieb den Tag darauf, an welchem der Hund sie gebracht hatte, und legte sie bei Seite. In der Folge machte es der Hund noch verschiedene Male so, und sein Herr hob das Geld mit eben der Vorsicht auf. Endlich fiel diesem ein, der Hund müsse das Geld bei einem seiner Freunde stehlen, der ebenfalls ein Kaufmann war, und den er öfters besuchte, wobei er den Hund gewöhnlich mitnahm. Ehe er aber wieder zu seinem Freunde gehen und ihm seinen Argwohn mittheilen konnte, kam dieser selbst zu ihm und erzählte, er würde seit einiger Zeit oft bestohlen, und er wüßte nicht, wie es zuginge, da sein Geldkasten unbeschädigt bliebe und ausser ihm Niemand in das Zimmer käme. Der einzige, den er im Verdacht haben könnte, wäre der Hund, der dann und wann in seinem Hause sich aufhielte; aber es schien ihm unglaublich, daß ein Hund Geld wegnehmen sollte. —

„Nun nun!" sagte der Andere, „man kann nicht wissen! Mancher Hund ist sehr geschickt. — Geben sie doch einmal genauer Acht, wenn mein Hund wieder bei Ihnen ist!" — Weiter sagte er zu seinem Freunde jetzt Nichts.

Der Hund fand sich bald wieder bei dem anderen Kaufmanne ein, wartete vor der Thüre der Schreibstube, bis diese aufgieng und legte sich dann, wie er immer zu thun pflegte, unter den Ofen. Der Kaufmann öffnete bald nachher seinen Geldkasten, nahm einige Rollen Geld heraus und legte sie auf einen Tisch; dann setzte er sich wieder an seinen Schreibtisch und arbeitete, doch so, daß er in einem vor ihm hangenden Spiegel genau bemerkte, was der Hund vornahm.

Dieser lag noch eine Weile ruhig unter dem Ofen; dann aber schlich er sich ganz leise nach dem Tisch hin, nahm eine Rolle weg und legte sich still wieder an seinen vorigen Platz.

Der Kaufmann stellte sich, als hätte er Nichts bemerkt; er packte die übrigen Rollen wieder in die Kiste und verschloß sie. Nicht lange nachher kam der Hund unter dem Ofen hervor, gieng an die Stubenthür und gab durch Kratzen zu verstehen, daß er hinauswolle. So wie nun die Thüre aufgemacht war, lief er nach Hause und brachte die Rolle seinem Herrn.

Als die beiden Freunde nun wieder mit einander sprachen, bekam der Bestohlene natürlich sein Geld zurück.

Das Gehör.

Lied 8.

Ich kann den Schall
Der Nachtigall,
Und weise, gute Lehren
Mit meinen Ohren hören.

Wenn's lieblich klingt,
Wenn's tönt und singt,
Kann ich den Ton erkennen
Und weiß ihn zu benennen.

Das Wort macht klug,
Schützt vor Betrug,
Lehrt mich die Wahrheit lieben,
Wie ich muß Gutes üben.

Wenn's tobt und kracht,
Wenn's weint und lacht,
Da hör' ich's nah und ferne,
Mit Schmerz oft, oft auch gerne.

Es fühlt mein Herz
Des Armen Schmerz;
Was seine Lippen klagen,
Das hört mein Ohr ihn sagen.

Und lacht die Lust
Aus einer Brust:
So kann mein Ohr es hören.
Ich will die Freude mehren.

Gott Preis und Ehr'!
Er gab's Gehör.
Sein Wort und fromme Lehren
Will ich gehorsam ehren.

Der Esel, der Rabe und der Hirt.

Fabel 40.

Nichts schmerzt beim Schaden mehr, als der Spott; besonders von solchen, von denen man es nicht erwartet hätte.

Ein Esel weidete auf einer Wiese. Ein Rabe, der ihn erblickte, flog auf ihn zu und hackte, weil er eine wundgeriebene Stelle fand, mit

seinem Schnabel in das rohe Fleisch. Der arme Esel, den dieß natürlich schmerzte, gab sich alle mögliche Mühe, den ungezogenen Gast los zu werden, allein vergebens. Nicht weit weg weidete ein Hirt seine Ochsen. Es hätte diesem ein Paar Schritte und einen Schlag gekostet, so wäre der Rabe entflohen; doch des Esels Sprünge und Gebärden dünkten ihm so närrisch, daß er mit lautem Lachen diesen Auftritt ansah.

O! rief der Esel endlich, jetzt fühle ich doppelt mein Leiden, da derjenige mich noch auslacht, der mir billig beistehen sollte.

Ein Augenblick des Reichthums und ein Augenblick der Armuth.

Erzählung 31.

„Alphons, sprach eines Tages Herr Estival, indem er in das Zimmer seines fünfzehnjährigen Sohnes trat, ich werde eine große Reise unternehmen, die mich vielleicht ein ganzes Jahr von dir trennt, mein Freund. Ich habe zweihundert Meilen von hier einen Prozeß, dessen Wichtigkeit meine Gegenwart erfordert. Ich könnte dich während meiner Abwesenheit einem meiner Verwandten vertrauen, oder dir einen Hofmeister geben; aber nein; ich will dich dir selbst überlassen. Ich hege das größte Zutrauen zu deinem Charakter; denn ich denke, er wird sich nach dem Rathe, den ich dir unaufhörlich ertheilt, gebildet haben. Erinnere dich seiner, um nichts deiner Unwürdiges zu thun. Lege dir alle Nothwendigkeiten zu; belustige dich, aber auf eine vernünftige Weise, und nie müsse dein Vergnügen die Freude Anderer stören, die das Glück weniger günstig behandelt, als dich. Schone deine Untergebenen, unterstütze die Armen, sey gerecht und großmüthig. Ich habe reichlich für dein Auskommen gesorgt; du findest in meiner Schatulle fünfzehntausend Franken in Gold. Ferner erhebst du die Einkünfte aller meiner Güter, die in dieser Provinz liegen. Ich habe meinem Geschäftsträger, der, wie du weißt, in der nächsten Stadt wohnt, meine Befehle hierüber ertheilt. Diese Einkünfte sind ansehnlich. Du kannst in den Gütern, zu deren augenblicklichem Eigenthümer ich dich gleichfalls mache, alle Verschönerungen, alle Veränderungen, die dir angemessen scheinen, vornehmen; die Vollmacht aber, sie zu verkaufen, versage ich dir. Auch erwarte ich, daß du alle meine Pächter und Bedienten beibehältst. Die Zahl dieser Letztern, erlaube ich dir zu vermehren. Du weißt, in welcher Zurückgezogenheit ich bisher gelebt; ich nöthige dich nicht meinem Beispiele zu folgen; bilde ein Haus; lebe, wenn du willst, mit Pracht und Glanz, mache aber keine Schulden, ich würde sie nicht annerkennen. Die Einkünfte, die ich dir hinterlasse, sind beträchtlich; sie müssen dir genügen."

Wie lieblich tönten diese Worte in Alphons Ohr! er sollte frei seyn, er, der bis jetzt seinem Vater zu Gefallen, unter so hartem Zwang

gelebt! Er sollte bedeutende Summen erhalten, über welche er ein ganzes Jahr hindurch nach freier Willkühr schalten könnte! Ach! der arme Thor ahnete nicht, daß diese Abwesenheit seines Vaters nur eine List sey, um seinen Charakter zu prüfen, welchem Herr von Estival Ursache zu haben glaubte, nicht ganz trauen zu dürfen. Uebrigens waren alle Maßregeln getroffen, daß diese Probe Alphons nicht schädlich werden konnte; er war von gewandten und thätigen Beobachtern umgeben; und wenn er auch wirklich böse Anlagen besaß, war ihm hinreichende Gelegenheit gegeben, sie zu offenbaren, um sich die kleine Belehrung zuzuziehen, durch welche man ihn zu bessern hoffte.

Der Abschied war zärtlich; Alphons liebte seinen Vater, und es war ja überdieß das erste Mal, daß er sich auf länger, als zwei bis drei Stunden von ihm getrennt sah. Er warf sich von neuem in seine Arme und weinte aufrichtige Thränen; aber des andern Tages . . . . . . ach! des andern Tages überlegte und bereitete er Thorheiten!

Der Anblick des in der Schatulle befindlichen Geldes gab ihm die Idee dazu. Dachte man daran, wenigstens einen Theil davon den Armen des Dorfes zu senden? Nein; man wollte ja Wagen, Pferde, Kleider kaufen, um in der Stadt zu glänzen, die man zum gewöhnlichen Aufenthalte erkohr. Mit den baaren fünfzehntausend Franken wurde es Alphons leicht, alle seine kleinen Launen zu befriedigen; zudem hatte man geheimen Befehl, ihnen nachzugeben. Aber in diesem Augenblicke, wo ein Exzeß so natürlich war, zeigte sich der Charakter des Sohnes des Herrn von Estival so, wie er befürchtete, ihn zu finden; hart und verschlossen, und den liebreichen Gesinnungen fremd, die, von dem Einen auf den Andern übertragen, das dauerndste und süßeste Band des geselligen Lebens sind. In allen seinen Anordnungen sah Alphons nur sich; Niemand hatte etwas dabei zu verdienen. Der Preis jeder Sache wurde zum Voraus mit so großer Genauigkeit berechnet, daß kein Mittel anwendbar blieb, bei ihrem Ankauf etwas zu gewinnen. Wenn auch nach altem Herkommen der Hausverwalter bei einem Kaufe so und so viel zu seinem Nutzen hätte erhalten sollen, entriß man es ihm durch eine besondere Uebereinkunft mit dem Kaufmanne, und der junge Herr von Estival wandte diese Summe zu einem andern Kaufe an. „Solche Vortheile sind Mißbräuche, sprach er. Was kümmert es mich, ob dieser Mann beim Antritte seines Amtes darauf gezählt; die Hauptsache ist, mir Alles verschaffen zu können, was mir Vergnügen macht."

Eben so gefühllos bezeigte er sich gegen seine geringeren Bedienten, wie groß auch ihre Mühe war; er gab keine Trinkgelder. Ohne Mitleid sah Alphons sie in Schweiß gebadet, die Aufträge, mit welchen er einen nach dem Andern überhäufte, vollziehen: „Sie sind dafür bezahlt, sprach er; mir zu dienen, ist also ihre Pflicht." Sein Vater hatte ihm gesagt: sey gerecht. Und Alphons glaubte wirklich gerecht zu seyn, indem er so sprach und handelte, da er von Jedem nur das verlangte, was er im strengsten Sinne das Recht hatte von ihm zu fordern. Er fühlte nicht, daß diese strenge Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit der Welt und nicht jene des Allmächtigen ist, und daß die Menschen sie mit Recht

verabscheuen, und sie Unempfindlichkeit der Seele und Undankbarkeit des Herzens nennen.

Man sieht hieraus, daß der Grund von Alphons Charakter Selbstsucht war. Durch die Gelegenheit sich zu entwickeln, machte dieses Laster (denn daß Selbstsucht ein Laster ist, und zwar das verabscheuungswürdigste von allen, kann man nicht läugnen!) schnelle Fortschritte in ihm, und bemächtigte sich bald seines ganzen Wesens. In kurzer Zeit kannte Alphons nichts mehr, als sein werthes Ich. Verlangte in gewissen Fällen ein Diener eine kleine Belohnung, und das geschah zuweilen mit Vorsatz, da man sah, daß Alphons deren nie aus freien Stücken ertheilte, wie eifrig man auch bemüht war, ihn in jedem Punkte zufrieden zu stellen: „Ihr habt nichts zu fordern, antwortete Alphons, habt Ihr nicht Euern Lohn empfangen?“ Machten seine Pächter ihm Vorstellungen über das schlechte Jahr und baten um Verminderung ihres Pachtzinses, so wurden sie mit einer Art von Wuth zurückgestoßen. Eben so wenig gelang es ihnen, Aufschub zu erhalten. „Von allem dem gehe ich nichts ein, erwiderte Alphons, ich brauche mein Geld; Jeder hat seine Bedürfnisse.“ Der Anblick des Dürftigen erregte kein Gefühl der Freigebigkeit in ihm. Ohne Mitleid hörte er ihn klagen, seit vielen Stunden nichts genossen zu haben. Trillerte er gerade eine neue Arie, so fuhr er gleichgültig fort; saß er bei Tische, so befahl er, den Armen fortzujagen, den er einen Ueberlästigen und Faulenzer schalt, ohne zu überlegen, ob die Jahreszeit ihm die Arbeit nicht unmöglich mache und ob der Unglückliche, den er demüthigte, nicht gebrechlich sey. Was sage ich? Die Menge derjenigen, die sich mit lauten Klagen über ihre Noth um ihn versammelten, erhöhte bald den Genuß seines Ueberflusses; denn die größte Wonne der Selbstsucht ist die ausschließliche Freude, und der Mensch, den dieses Laster in einem gewissen Grade umstrickt hält, fühlt sich nie glücklicher, als wenn er allein ist; es scheint, daß er dann zugleich genießt, was er besitzt und was Andere entbehren. Als Herr von Estival, um seinen Sohn zu retten, die Zeit seiner Prüfung abzukürzen beschloß, hatte dieser es bereits so weit gebracht, daß er nicht duldete, daß Jemand, auf welche Weise es auch sey, Theil an dem nehme, was er besaß. Gern würde er demjenigen, der an seiner Küche vorüberging, den Dampf und Geruch der Speisen, die man darin bereitete, streitig gemacht haben. An der äußern Seite einer Hecke, welche eines seiner Grundstücke umschloß, hatte Herr von Estival eine doppelte Reihe Obstbäume pflanzen lassen, damit der Wanderer unter ihrem Schatten Schutz vor der Sonne finde und ihre Früchte seinen Durst oder Hunger stillen möchten, wenn er von einem dieser Bedürfnisse sich gequält fühlte. Alphons ließ diese Bäume mit einer hohen dicken Mauer umgeben, die sie in das Grundstück selbst schloß. Das Hintertheil seiner Wagen war mit Stacheln beschlagen, die jeden verhinderten sich darauf zu setzen, und der Kutscher hatte bei Strafe einer schimpflichen Entlassung, den bestimmten Befehl, denjenigen, der es wagen würde hinaufzusteigen, durch Peitschenhiebe zu entfernen.

Herr von Estival hielt es für die höchste Zeit, die Prüfung zu beendigen, und sie zu einer nützlichen Belehrung für seinen Sohn zu machen, der sie so schlecht bestanden.

(Schluß folgt.)

Der Eber und der Wolf.

Fabel 41.

In den Tagen der Ruhe und des Glückes bereitet sich der Kluge stets auf die Tage der Widerwärtigkeiten und des Unglückes vor.

Ein rüstiger Eber wetzte einst seine Hauer. Was machst du da? — fragte ihn ein vorübergehender Wolf. Ich setze mich in Vertheidigungsstand — antwortete der Eber — im Falle irgend ein Feind mich anfallen sollte. Aber das hast du ja gar nicht nöthig, denn ich sehe ja nirgends Etwas, das dich zur Besorgniß veranlassen könnte. Eben deßwegen, — grunzte der Eber, — thue ich es jetzt; denn wenn der Feind schon da ist, dann ist es nicht mehr Zeit zum Wetzen, sondern zum Kämpfen.

Ein Augenblick des Reichthums und ein Augenblick der Armuth.

(Schluß)

Ein Unbekannter erscheint auf einem Landgute, wo Alphons sich gerade befand; er hat Herrn von Estival gesehen und bringt Nachricht von demselben; seine ersten Worte betreffen die Gesundheit von Alphons Vater; aber kaum vermag er sich Gehör zu verschaffen: jeden Augenblick wird er von eintretenden Bedienten unterbrochen, die die Befehle ihres Gebieters über tausend verschiedene Gegenstände holen, oder seine strengsten Verweise über das geringste Dienstvergehen empfangen. „Es scheint, mein Herr, sprach der Fremde zu Alphons, daß Sie Ihre Leute in Thätigkeit zu erhalten wissen, und gern pünktlich von ihnen bedient sind.“ — O, ich weiß des Reichthums zu genießen! ich versage mir nichts, was ich mir verschaffen kann, und erwarte, daß meine Diener mir auf den leisesten Wink zu Befehle stehen. — Sie dulden also nicht mit Nachsicht, wenn Sie auf sie warten müssen oder mit Ungeschicklichkeit von ihnen bedient werden? — Dann verfahre ich ohne Mitleid, wie Sie so eben gesehen haben. — Ich habe in der That bemerkt, daß Sie die Sache in dieser Hinsicht bis aufs Aeußerste treiben. — Dieß ist das einzige Mittel pünktlichen Gehorsam zu erhalten. — Glauben Sie, daß man weniger von der Anhänglichkeit erwarten dürfe, die man ihnen durch größere Schonung einflößen würde? — Davon bin ich überzeugt. —

In Ihrem Alter hat man in diesen Dingen noch wenig Erfahrung. — Bah! bah! was nützt bei solchen Gelegenheiten die Erfahrung? Man muß von dem ersten Augenblicke an, sich eine eigene Handlungsweise bilden. Wenn man Niemand bedarf, viele aber unserer bedürfen, muß man den Ton angeben und nicht von dem Gebrauche annehmen, der oft der Verbesserung bedarf. — Der Gedanke ist dreist, aber soll man ihn auch gerecht finden? In Ihrem Alter, mein Herr, ist man zu viel auf die Gegenwart bedacht, zu wenig auf die Zukunft. Wer wir auch seyen, können wir uns für sicher halten, morgen nicht desjenigen zu bedürfen, der heute selbst unserer bedarf? — Der Reichthum . . . . . Man kann ihn verlieren, wie fest gegründet er auch scheine, er war zu jeder Zeit tausend Unfällen unterworfen . . . . . Nur sechs Monate erst stehen sie den Gütern Ihres Herrn Vaters vor, und ich wette, daß ihnen schon mehrmals fällige Zinsen ausgeblieben sind. — Noch nie, mein Herr; es gab Schwierigkeiten; aber ich wußte sie durch meine Standhaftigkeit zu heben. Zwei Pächter bezeigten sich sehr widersetzlich; meine Gerichtsdiener verfolgten sie mit Eifer, und brachten mir bald ihren Pachtzins. — Es kostete ihnen vielleicht große Mühe, sich dieses Geld zu verschaffen. — Ich glaube, man mußte ihre Hausgeräthe verkaufen. — Welche Härte! — Es war ihre Suldigkeit. — Hätten sie ihnen nicht eine kleine Frist vergönnen können? — Das würde mich genirt haben. — In Ihrem Ueberflusse, nicht in Ihren Bedürfnissen. — Ich sehe nicht ein, warum ich mich dessen berauben soll, was Sie meinen Ueberfluß nennen. — Aus Menschlichkeit gegen diese Unglücklichen! — Schöne Worte! — Wäre es Ihnen recht, wenn man Sie auf dieselbe Art behandeln würde, wie ich sehe, daß sie diejenigen behandeln, die Ihrer Willkühr überlassen sind? — Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich mich nicht darüber beklagen; es ist ihre Bestimmung. — So lesen Sie denn dieses Schreiben . . . . — Wie! Mein Herr! Dieser Akt kömmt von Ihrem Herrn Vater. Er meldet Ihnen, daß der Verlust des Prozesses, den er zweihundert Meilen von hier betrieb, und die Kosten, die er ihm verursacht, ihn gezwungen haben, Alles zu verkaufen, was er besaß, und daß dieses Gut, und Alles, was es enthält, Möbeln, Gold, Kleinodien, Kleider mir angehören. — Großer Gott! . . . . . — Es ist nur zu wahr . . . . . — Wohlan! man trete herein und nehme von Allem Besitz in meinem Namen. — Sie werden wenigstens erlauben, daß ich den Geschäftsträger meines Vaters nebst seinen Gerichtsboten kommen lasse. Ein so unumschränkter Verkaufsakt, kommt mir so sonderbar vor. — In Ihrem Alter, mein Herr, besitzen wir nur, was die Urheber unsers Lebens uns lassen wollen. Der Ihrige hat Sie, mir zu Gunsten, von Allem entblößt; Sie haben nichts einzuwenden. Lesen Sie übrigens bis zu Ende; die Bescheinigung des Geschäftsträgers Ihres Herrn Vaters ist beigefügt. Was den Gerichtsboten betrifft, dessen Herr von Estival und Sie sich bisher bedient, so werden Sie ihn sehen; denn ich habe ihn mit dem Gute übernommen, und er ist es, der mir beim Antritt des Besitzthums behülflich seyn soll. Sehen Sie, da ist er . . . . Treten Sie näher, Herr von Bonemain, und versichern sie diesen jungen Herrn, daß hier nichts Widerrechtliches vorgenommen wird. — Wie! Sie sind es, Herr Bonnemain, der in einer so unglücklichen Sache gegen mich handelt! — Mein Geschäft, Herr, ist gegen alle Welt zu handeln. —

Nachdem Sie so viel Geld von mir eingenommen! — Mein Herr, verdiente ich es nicht? Wenn ich Ihnen Rechenschaft von meinen Unternehmungen und der außerordentlichen Mühe ablegte, die es mich zuweilen gekostet, Ihre Ungeduld zu befriedigen, sagten Sie mir dann nicht kalt: „Es ist gut, Sie haben Ihre Pflicht erfüllt?" Ich erfülle sie auch jetzt; nur haben meine Bemühungen den Gegenstand verändert . . . Wohlan, meine Herren, treten Sie herein; man bemächtige sich von Allem. Das Kleid, welches der Herr trägt, ist zu schön. Man ist übereingekommen, ihm nur das Schlechteste aus seiner Garderobe zu lassen." Sogleich brachten mehrere Bedienten einen Jagdanzug, mit welchem sie bereit waren ihn zu bekleiden. „Wie! . . . . . ihr seid es, Labrisse, Lapierre, Joseph und Anatole, die es übernehmt, mich so zu behandeln! Ihr, die Diener meines Vaters! Ihr, die noch vor wenigen Augenblicken auf meine geringsten Befehle herbeieiltet! Ich frage euch, wer hat euch bis jetzt euern Lohn ausgezahlt? — Derjenige, dem wir dienten, und wir gehorchen von nun an demjenigen, der uns in Zukunft unsern Lohn geben wird. Aber Sie, mein Herr, werden Sie zugeben, daß man mich beinahe von Allem entblößt? — Mein Herr, Alles, was Sie besaßen, gehört mein, und aus Großmuth überlasse ich Ihnen diese leichte Kleidung. — Aber die Menschlichkeit . . . . . Schöne Worte! so sagten Sie eben. Wohlan, ergeben Sie sich willig in Ihr Schicksal und erinnern Sie sich an das, was sie vor wenig Augenblicken über jene Menschen äußerten, die das Geschick ihrer Willkühr überließ. Sie stehen in der Meinigen; fügen Sie sich ohne Klage darein; es ist ihre Bestimmung.

Im Nu wurde Alphons entkleidet, in einen ärmlichen Anzug gehüllt, und ohne einen Kreuzer Geld in der Tasche vor die Thüre gewiesen. Er bat, man möchte ihm doch wenigstens ein Stückchen Brod geben. Der neue Gutsbesitzer saß beim Frühstücke, trillerte dazwischen eine Arie und gebot mit rauhem Tone diesen Ueberlästigen und Faulenzer fortzuschaffen. In seiner ersten Bewegung eilte er zu einem Pachter seines Vaters, dem er, in der Hoffnung einige Unterstützung von ihm zu erhalten, sein Unglück erzählte. „Es ist unmöglich, sprach er zu diesem Manne, daß mein Vater so durchaus zu Grunde gerichtet sey, wie man sagt; leihen Sie mir nur so viel Geld, um die nächste Stadt zu erreichen, wohin er sich zurückgezogen haben soll, und ich will es Ihnen später hundertfach ersetzen. — Das gehe ich nicht ein, erwiderte der Bauer, der ein gutes Gedächtniß hatte; ich brauche mein Geld; Jeder hat seine Bedürfnisse.

Um seinen Weg abzukürzen und sich, da er vor Schmerz und Hunger erschöpft war, einige Erleichterung zu verschaffen, wollte Alphons hinter einen seiner vormaligen Wagen steigen, in welchem so eben der neue Gebieter vorüberfuhr; das furchtbare Stachelbrett, das er selbst da hatte anbringen lassen, verhinderte ihn daran; und er bekam zwei Peitschenhiebe, indem er versuchte, sich auf dem Fußtritte zu erhalten.

Durch eigene Erfahrung belehrt, bat Alphons nun im Herzen die Menschlichkeit um Verzeihung des Frevels, den er zur Zeit des Wohlstandes an ihr begangen, als er die Bäume erblickte, die er mit einer Mauer hatte umgeben lassen, damit sie dem Wanderer nicht mehr zur Labung dienen möchten. Wie würden ihre Früchte ihn in diesem Augen-

blicke erquickt haben! Bei ihrem Anblick schrie er laut auf und vergoß einen Strom von Thränen. Er stampfte in seiner Wuth mit dem Fuße gegen die Mauer, als ob sie von diesen Stößen einstürzen müßte. Ach! rief er dann, Gott straft mich mit derselben Qual, die ich über Andere gebracht! Wie viele Unglückliche haben vielleicht diese Mauer mit Thränen benetzt, indem sie den Himmel um Rache gegen meine Grausamkeit anriefen! Dieser Fluch ruht jetzt auf mir. O mein Gott! wende ihn ab von meinem Haupte! Laß meine Reue dich erbarmen! Tief fühle ich die ganze Niedrigkeit und Feigheit meines Betragens, und flehe deine Verzeihung an! Sein Vater, der ihm von Ferne mit denjenigen gefolgt, die er beauftragt hatte, ihn an diesem Tage zu bewachen, trat ihm nun entgegen. „Mein Vater! schrie Alphons; ach! mein Vater!

Mein Sohn, erwiderte Herr von Estival, im reuigen Geständnisse deiner Schuld, hast du den Himmel angerufen, und er sendet mich zu deiner Rettung. Dein Auge sucht an mir die Spur des Elendes; es sieht sie nicht; Alles, was du seit mehreren Stunden gelitten, ist nur eine Belehrung, durch welche ich, um dich zu prüfen, dich selbst das Hassenswürdige deines Betragens während meiner Abreise wollte empfinden lassen. Ich habe nichts von meinem Vermögen verloren. Aber hüte dich, ich werde es dir durch eine Enterbung ganz entziehen, wenn ich die mindeste Neigung an dir wahrmehme, in den Fehler zurückzufallen, den du so eben Gott angerufen, dir zu verzeihen. Der Reiche soll sich seines Reichthums mit Mäßigkeit bedienen; weit entfernt, ihn zur Qual derjenigen zu machen, die das Schicksal weniger als ihn begünstigt, muß er, so oft es die Umstände erfordern, ihnen mit thätiger Hülfe beizustehen sich beeifern. Uebrigens können Unglücksfälle, wie diejenigen, deren Opfer du mich glaubtest, wirklich eintreten; und darum sollte der Glückliche sich immer so betragen, als müßte auch er einst aufhören es zu seyn.

Die kleinen Zwerge.

Erzählung 32.

In jenen alten Zeiten, vor mehreren Jahrhunderten, wo in Deutschland die Ritter in festen Burgen lebten und wie kleine Fürsten regierten, aber auch sich einander oft bekriegten, da war auch ein Ritter Wilibald von Hohenhausen, Herr einer Burg, von welcher er den Namen führte. Dieser Ritter war ein guter und friedliebender Herr, der seine Gemahlin zärtlich liebte, und beide thaten vereint Alles, ihre Kinder Herrmann und Ida fromm und sittsam zu erziehen.

So friedliebend aber auch der Ritter von Hohenhausen war, so ward er doch von einem andern stets fehdelustigen ungerechten Ritter von Schreckenstein bekriegt, der einmal ohne alle Ursache zu Feindseligkeiten, unvermuthet die Burg Hohenhausen überfiel, deren Vertheidiger bei diesem plötzlichen Ueberfalle nur schwachen Widerstand leisteten, so daß die Schreckensteiner die, obgleich sehr feste Burg Hohenhausen, beim ersten Sturm erstiegen. (Schluß folg.)

Der Löwe und der Stier.

Fabel 41.

Meide jede Gefahr, und überschätze nie deine Kräfte.

Der Stier begegnete einst dem stolzen Löwen, der mit verächtlichem Blicke an ihm vorüberschritt; der Stier, anstatt sich zu freuen, der Gefahr, von dem Löwen zerrissen zu werden, entronnen zu seyn, griff im Vertrauen auf seine Stärke, den Löwen an, büßte aber bald seine Verwegenheit unter den Krallen des Löwen mit dem Tode.

Die kleinen Zwerge.

(Schluß.)

In der Bestürzung rettete sich der Ritter von Hohenhausen mit seiner Gemahlin nebst vielen seiner Leute durch einen verborgenen unterirdischen Gang. Unglücklicher Weise aber waren gerade die beiden Kinder Hermann und Ida, in einem andern Theile des Schlosses; nun gaben zwar die Aeltern einem treuen Diener den Befehl, die Kinder durch den Gang zu führen; aber der Diener verfehlte in der Angst den rechten Gang und brachte die Kinder in einen andern, der zwar auch tief ging, aber keinen Ausgang hatte, sondern vermauert war.

Als der Diener seinen Irrthum erkannte, erschrack er sehr, und rief: „Wehe uns, dieß ist die Wohnung der Zwerge.“ Er ließ die Kinder hier, bat sie ruhig zu seyn, und sagte zu ihnen, er wolle zurückkehren und untersuchen, ob es noch möglich sey, den rechten Gang zu gehen. Die Kinder waren sehr ängstlich und weinten; der Diener zauderte, und als er endlich ging, kam er nicht wieder zurück; denn er war von den Siegern gesehen und sogleich gefangen genommen worden.

Hier an dem vermauerten Ende des Ganges war eine Oeffnung, welche gehörig Licht und frische Luft verbreitete. Die beiden Kinder konnten daher einander sehen und gute reine Luft athmen. Aber die Erhellung dieses Ganges war auch für die Kinder sehr gefährlich; denn hier konnten sie, wenn Jemand den Gang herabkam, leicht gesehen, und ebenfalls gefangen genommen werden. Hermann und Ida verbargen sich daher in einer Höhle, seitwärts am Ende des vermauerten Ganges. Hier konnten sie nicht gesehen werden, wohl aber Alles sehen, was in dem hellen Theile desselben vorging. Hier wollten sie warten, bis es Nacht sey, alsdann herausgehen und bei der Dunkelheit der Nacht den

rechten Gang aufsuchen. Sie hofften, daß jener Gang von den Eroberern noch nicht entdeckt sey, und daß sie in der Finsterniß der Nacht nicht möchten gesehen werden.

Die Kinder weinten im Stillen, durften aber nicht laut werden; ja, wenn sie etwas mit einander sprachen, so flüsterten sie es nur einander zu. Ida saß ganz hinten in der Höhle, aber Hermann an dem Eingange, damit er lauschen konnte, ob etwas vorfiel. Da hörte Herman Etwas, gleich, als wenn Menschen auf den Zehen schlichen. Da zog er sich zurück, und wartete, was da vorkommen werde.

Aber statt daß hier große Menschen auf den Zehen schleichend gekommen wären, sahen die Kinder zu ihrer Verwunderung ganz kleine Menschen kommen, die nur so groß wie Kinderpuppen waren. Die kleinen Zwerge gingen in ihrem, nach ihrer Art, derben Schritt; da sie aber sehr klein waren, so traten sie nicht so derb auf, und daher klangen ihre Schritte nur leise. Diese Schaar Zwerge war beschäftigt, Obst zu tragen. Einen kleinen Apfel, oder eine kleine Birne trug ein Zwerg, welches ihm so schwer fiel, als einem großen Manne ein großer Korb voll Aepfel. War ein Apfel oder eine Birne groß, so trugen zwei Zwerge das Stück auf einer Trage. Uebrigens waren die Zwerge recht gut gekleidet, und Manche hatten Degen an der Seite, die so groß wie Federmesser waren, oder sie waren mit Spießen bewaffnet, welche nicht länger, als ein langer Gänsekiel waren.

Weder Hermann noch Ida fürchteten sich vor den überaus kleinen Leuten. Denn was konnten ihnen diese kleinen Männchen schaden, von denen keiner größer war, als daß er sich nicht in Herrmanns Hut hätte verbergen können? Daher vergaß Ida bei dem Anblick der Zwerge das Stillschweigen und rief:

Ei die hübschen lebendigen Puppen!" Aber Hermann wußte wohl, daß Puppen nicht leben; daher sagte er: „Nein, das sind Menschen, so klein wie Puppen."

Als die Zwerge diese Stimme hörten, rissen sie aus, und eilten einer kleinen Oeffnung in der Mauer zu, um hier in ihre Wohnungen zu entkommen. Hermann sprang hervor, und redete die Zwerggesellschaft an; aber sie ließen sich dadurch nicht aufhalten. Nun trat ihnen der Knabe in den Weg, aber die Zwerge liefen unter seinen Beinen weg, und entkamen bis auf Einen. Dieser Zwerg war der Anführer der ganzen Gesellschaft, ging auch stattlicher, als die Uebrigen und zeichnete sich vorzüglich durch einen schönen Mantel und durch Federn auf dem Hute aus. Herman hatte sich nach der ersten Ueberraschung erst gefaßt und beschloß, dieses Oberhaupt der Zwerge zu fangen. Dieser Zwergfürst war bei dem Auszug der Vorderste und bei dem Rückwege der Hinterste, damit er für die Sicherheit des Truppes besorgt seyn könne. Er lief schnell, aber Hermann erwischte ihn doch bei seinem Mantel und nahm ihn auf den Arm.

Der kleine puppengroße Zwergherr bat die beiden Kinder um sein Leben und seine Freiheit. Er erzählte, daß der Vater dieser Kinder sehr gütig gegen die Zwerge gewesen wäre, indem er sie ungestört gelassen hätte und ihnen oft Geschenke in den Gang habe setzen lassen. Die Zwerge, erzählte er weiter, bedauerten sehr daß Schicksal des Ritters von Hohenhausen und beklagten, daß so ein böser Mann, wie der Ritter

von dem Schreckensteine sey, die Burg nun besitzen sollte. Hermann und Ida versicherten mit kindlicher Gutmüthigkeit dem kleinen Zwergfürsten, daß sie ihm nichts zu Leide thun würden; sie bäten ihn nur, ihnen zu sagen, wie sie wieder zu ihren Aeltern kommen könnten.

Der Zwergfürst sagte zu den Kindern, daß der rechte unterirdische Weg, durch welchen ihre Ältern entkommen wären, von den Schreckensteinern bereits entdeckt und verschlossen sey; sie, die Zwerge, hätten aber den Schlüssel dazu. Diesen Schlüssel sollten die Kinder erhalten; damit sollten sie in der Nacht den Gang aufschließen und könnten dann ungehindert durch denselben entkommen; nur sollten sie denselben nicht stecken lassen, sondern in einen Winkel neben der Thüre legen, wo die Zwerge denselben wieder holen würden. Zugleich versprach der kleine Zwergfürst, behülflich zu seyn, daß die guten Aeltern der Kinder wieder in ihre Burg zurückkommen und die Eroberer wieder verdrängen könnten. Die Kinder sollten nämlich ihrem Vater sagen, daß er am vierten Tage gegen Morgen seine Burg ersteigen sollte, da würde der Ritter von Schreckenstein und seine Leute in tiefsten Schlafe liegen. Denn da auf der Burg ein Fest seyn würde, so wollten die Zwerge zuvor in den Weinkeller steigen und in den Wein ein Schlaf erzeugendes Mittel werfen.

Hermann und Ida dankten dem kleinen Zwergfürsten, küßten das niedliche Männchen und ließen es gehen. Es währte nicht lange, so schoben einige Zwerge den versprochenen Schlüssel durch die Oeffnung. Andere schoben für Hermann und Ida Gebackenes heraus und eine ganze Menge Zwerge wälzten ein Faß mit Wein durch die Oeffnung. Dieses Faß war zwar nicht größer, als etwa der Hut eines Knaben; aber für die Zwerge war dasselbe doch so schwer, daß nur mehrere es bewegen konnten.

Nun hatten die beiden Kinder zu Essen und zu Trinken. Als es Nacht war, schlichen sie sich aus dem Gange und erreichten glücklich den rechten unterirdischen Weg, wie ihn der kleine Zwergfürst beschrieben hatte, schlossen die Thüre auf, versteckten den Schlüssel und eilten über die Treppen und in den Gängen des unterirdischen Weges vorwärts, so daß sie glücklich entkamen und den andern Tag ihre Aeltern wiedersahen. Diese hatten große Sorge um ihre Kinder gehabt, und demnach war eine sehr große Freude, als sie dieselben wieder hatten und die Kinder sich wieder bei ihren lieben Aeltern sahen.

Am dritten Tage in der Nacht brach der Ritter von Hohenhausen mit seinen Leuten auf, so daß der Zug gegen Morgen bei der Festung anlangte. Und wie der kleine Zwergfürst es versprochen, so fand es der Ritter. Alles auf der Burg schlief durch den Schlaftrunk so fest, daß der Riter mit seinen Leuten seine Burg ohne Widerstand ersteigen und wieder erobern konnte.

Der Riter von Schreckenstein und seine Leute erschracken nicht wenig, als sie spät am Tage erwachten und sich entwaffnet und gefangen sahen. Der Ritter von Schreckenstein mußte Alles, was er unrechtmäßiger Weise erworben hatte, wieder an die rechtmäßigen Besitzer zurückgeben, wodurch er denn die Macht verlor, hinfort die Gegend durch seine Waffen zu beunruhigen.

Nun lebten Hermann und Ida wieder in Ruhe bei ihren lieben Aeltern auf der Burg Hohenhausen. Aber auch der kleinen Zwerge ward immer gedacht; denn oft wurden diesen Letztern allerhand Geschenke in den Gang gesetzt. Oefters gingen die Kinder Herman und Ida, in den Gang, sangen bei der Oeffnung, welche zu der Zwergwohnung führte, Liederchen des Dankes, ja, sie schrieben zuweilen an den kleinen Zwergfürsten, legten ihren Brief in den Gang, und fanden am andern Tage eine freundliche Antwort.

Das arme Kindermädchen.

Erzählung 33.

Lina war ein armes, verwaistes Mädchen. In ihrem zwölften Jahre verlor sie durch den Tod ihre Mutter. Ihr Vater war schon früher gestorben. Untröstlich war Lina über den so frühen Verlust ihrer Aeltern. Niemand nahm sich Anfangs der Unglücklichen an; sie mußte ihr Brod vor den Thüren gutmüthiger Menschen erbetteln. Da seufzte sie oft und sagte: „O, wie gut haben es jene Kinder, deren Aeltern noch leben, die sie nähren, pflegen und unterrichten lassen! Für mich aber sorgt kein Vater mehr, mich liebt keine Mutter mehr; der Tod hat sie mir entrissen!"

Wenn sie andere Kinder zur Schule gehen sah, weinte sie und sagte: „Ach, ich bin doch recht von der Welt verlassen! Ich wachse auf wie Unkraut, und lerne nichts. Wer wird mich in Dienste nehmen wollen, da ich nichts verstehe, und man geschickte Leute findet?"

Lina besaß ein gutes Herz, war geduldig und willig. Erwies ihr Jemand eine Wohlthat, so dankte sie jederzeit herzlich dafür. Ihr ganzes Vertrauen aber setzte sie auf Gott; zu Ihm betete sie jeden Tag mit Andacht; Ihm ergab sie sich gänzlich; Sein Wille war der ihrige.

Oft dachte sie an die Worte ihrer Mutter, welche sie noch kurz vor ihrem Tode den Spruch lehrte:

Wenn dich in dunkeln Tagen
Geheimer Kummer drückt
Und unter stillen Klagen
Dein Auge aufwärts blickt;
Wenn dann kein Licht hernieder
In deine Seele fällt,
So zage nicht du Müder,
Dein Gott regiert die Welt.

Und Gott, der auch der Waisen Vater ist, und in das Innere des Menschen blickt, lenkte die Herzen der Menschen, daß sie sich von ihrem jammervollen Zustande bewegen ließen, und ihr beistanden.

(Schluß folgt.)

Das Krokodill und der Scorpion.

Fabel 42.

Undank ist das schwärzeste der Laster
Und verdient die schwereste der Strafen.

Ein Scorpion wollte einst über einen Fluß, und bat ein Krokodill, das eben seinen Weg zum jenseitigen Ufer nahm, ihm ein Plätzchen auf dessen Rücken zu gönnen. Das Krokodill, das eben guter Laune war, bewilligte des Scorpions Bitte, und Letzterer setzte sich vergnügt auf des Krokodills Rücken; doch kaum näherte sich dasselbe dem Ufer, als der boshafte Scorpion seinen giftigen Stachel in des Krokodills Rücken zu bohren suchte und so die empfangene Wohlthat mit dem schwärzesten Undank lohnte. Doch kaum merkte das Krokodill die boshafte Absicht seines Reisegefährten, als es untertauchte, und der verrätherische Scorpion als gerechte Strafe seines Undankes den Tod in den Fluthen fand.

Das arme Kindermädchen.

(Schluß.)

Besonders nahm sich eine fromme Frau, die ihre Armuth und ihre Tugend im Stillen bemerkte, ihrer thätig an. Diese edle Frau beobachtete schon längere Zeit, daß Lina ein kindlich frommes Gemüth, einen stets heitern, fröhlichen Sinn, und dabei schlichten Menschenverstand besaß, und daß sie ungeachtet der dürftigen Nahrung, die sie genießen mußte, doch immer sehr gesund und blühend aussah. Sie rief sie daher zu sich, ließ sie kleiden und unterrichten, und stellte sie in der Folge in ihrem Hause als Wärterin ihrer kleinen Kinder an.

Freudig nahm Lina dieses großmüthige Anerbieten an, und befolgte genau Alles, was ihr die Herrschaft befahl. Es verging beinahe keine Stunde, in der sie nicht an die Wohlthaten, die ihr nun zugeflossen, dachte; denn sie schätzte diese Frau als die größte Wohlthäterin, die sie auf Erden hatte, und ehrte sie als ihre Mutter. An den Kindern hatte sie ihre größte Freude; sie liebte dieselben, und die Kinder hatten sie wieder lieb. Nirgends hielt sie sich lieber auf, als unter den ihr anvertrauten Kleinen; kein Vergnügen schmeckte ihr, wenn nicht auch die Kinder daran Theil nehmen konnten. Kurz, sie zeigte sich als ein

wahres Muster für alle Kindermädchen. — Sie dachte wohl daran, daß ihr dasjenige, was der Herrschaft am liebsten ist, daß ihr ihre eigenen Kinder zur Aufsicht anvertraut waren. Sorgfältig hatte sie daher auf sie Acht und ging nie von ihrer Seite. — Selbst eine Mutter hätte nicht mehr Sorgfalt auf ihre Kinder verwenden können, als Lina auf ihre Untergebenen verwendete. Jeden schönen Tag, besonders des Morgens, führte sie die Kleinen an der Hand in die frische Luft, in den Garten oder auf Wiesen. Da zeigte sie ihnen allerlei Blumen und unterhielt sich mit ihnen auf eine sehr angenehme Art; oft sang sie ihnen schöne Lieder vor, oder erzählte ihnen schöne und lehrreiche Geschichten, welche die Kinder gerne hörten; aber nie plauderte sie ihnen alberne, abgeschmackte Dinge vor, wodurch sie nur in Furcht und Schrecken gesetzt worden wären. Sie ließ die Kinder nichts in die Hand nehmen, das ihnen gefährlich werden konnte, und entfernte Alles, womit sie sich verwunden oder was sie verschlingen konnten.

Am allerwenigsten unterstand sie sich, die Kinder heimlich zu necken oder zu beleidigen. — Sie war den Kindern in Allem ein Muster — ein wahrhafter lebender Schutzgeist. Da sie selbst stets ihre Gedanken auf Gott, als die Urquelle alles Guten, richtete, so machte sie auch die Kinder bei jeder Gelegenheit aufmerksam auf das Daseyn und die Güte des höchsten Wesens, des besten Vaters aller Menschen.

Am frühen Morgen, wenn sie die Kinder weckte, falteten die Kleinen ihre Hände, blickten gegen Himmel, und sie lehrte sie das Gebet des Herrn mit einer Inbrunst beten, daß man nur Engel zu erblicken glaubte, wenn man sie im Gebete begriffen sah. Kam sie mit den Kindern ins Freie, so ging es immer an ein Fragen, wo dieses und jenes herkomme, und als Lina erklärte, daß Gott Alles so schön gemacht habe, sagten die Kinder oft in ihrer Einfalt: „O, der liebe, gute Gott ist doch recht brav und geschickt, daß Er so viele schöne Dinge gemacht hat!“ Für Alles, was die Kinder Gutes empfangen hatten, für Speise und Trank, mußten sie dem Geber danken. So war das Gefühl der Liebe und der Dankbarkeit gegen Gott den Kindern bald zur löblichen Gewohnheit geworden. Sie flößte ihnen auch früh ein, daß Gott Alles sieht, hört und weiß, daß Er die guten Kinder belohnt und die bösen bestraft. So lernten die Kinder Gott kindlich fürchten, und der Gedanke: „Gott sieht mich,“ hielt sie von vielem Bösen zurück und ermunterte sie zu mancher guten That. Sie warnte die Kinder vor schädlichen Pflanzen; allein noch sorgfältiger warnte sie dieselben vor Ungehorsam, Eigensinn und andern Kinderfehlern. Diese, sagte sie, sind noch gefährlicher, als die Giftkräuter; sie vergiften die jugendliche Seele. —

Auf diese und ähnliche Weise ward Lina, das schuldlose Kindermädchen, in ihrer kindlich frommen Einfalt die Lehrerin hoher Tugend, und ihre Lehren wurzelten tief in den Herzen der noch unverdorbenen Jugend. Die guten Kinder hingen aber auch ganz an ihr, und liebten sie fast eben so sehr, als ihre eigene Mutter. Sie ging übrigens den Kindern als Muster des schnellsten Gehorsams, der Treue und Verschwiegenheit voran. Was ihr die Herrschaft befahl, das that sie bald und gewissenhaft. Als Kinderwärterin hätte sie oft Gelegenheit gehabt, etwas zu veruntreuen; denn sie war manchmal bei offenem Schranke

ganz allein im Zimmer; aber sie wollte ihr Gewissen rein erhalten und nicht das geringste Mißtrauen auf ihre Ehrlichkeit setzen lassen.

Die Herrschaft sah ebenfalls ein, daß sie zur Aufsicht ihrer Kinder keine bessere Wahl hätte treffen können; denn die Kinder wuchsen unter ihrer Leitung zur Freude der Eltern auf und blühten wie die Rosen. Durch ihre Ordnung, Reinlichkeit und mütterliche Aufsicht blühten sie immer gesund, und wurden stark und kräftig. Auch ihr Geist war aufgeweckt und empfänglich für Alles Gute und Schöne.

Als die Kinder größer wurden und ihrer Aufsicht nicht mehr bedurften, erinnerten sie sich doch noch dankbar an das Gute, was sie durch Lina erhielten, und liebten sie lebenslänglich. Auch ihre Herrschaft suchte ihr Verdienst zu belohnen; sie behielt sie bei sich, erhöhte ihren Lohn, und versah sie auch immer mit den nöthigen Kleidungsstücken.

Ein Glück für sie war es zugleich, daß ihre Herrschaft ihr gestattete, sich im Schreiben, Rechnen und Lesen in der Sonntagsschule ihres Orts, wie im Christenthume in den Gottesdiensten immer weiter zu vervollkommnen. Dazu hatte sie ungemein viel Freude und brachte es hierin auch noch ziemlich weit.

Ihre Treue, Geschicklichkeit und Sparsamkeit war allgemein bekannt, und ein bemittelter Bürgerssohn ihres Geburtsortes warb um ihre Hand und nahm sie zu seiner Gattin. Die Herrschaft aber, um sich für Lina's Treue erkenntlich zu zeigen, gab ihr am Hochzeittage eine vortreffliche Ausstattung.

Lina lebte glücklich und zufrieden, und dankte ihr ganzes Glück der großmüthigen Herrschaft, bei der sie so viele Jahre treu und ehrlich gedient hatte.

Der mitleidige Wanderer.

Erzählung 34.

Unter einer Linde, die an der Landstraße stand, lag, auf das Gras niedergesunken, ein armer Greis, den die Kräfte verlassen hatten. Hülflos lag er da und vermochte es nicht, am Stabe sich aufzurichten und zu stehen auf den schwachen Füßen. Da kam ein junger Kaufmann zu Pferde daher, und achtete nicht auf das Seufzen und Flehen des Greises; denn er ritt schnell vorüber. Bald darauf kam ein Edelmann in einer Kutsche des Weges gefahren; der sah den Greis an, und warf ihm einen Groschen zu. Nun kam auch ein reisender Handwerker die Landstraße heraufgegangen. Sobald dieser den schwachen Greis am Wege liegen sah, fühlte er sich von Mitleid gegen ihn durchdrungen. Er ging zu ihm hin, gab ihm Wein zu trinken aus seiner Reiseflasche, und wusch ihm auch damit den Kopf und die Füße, daß sie gestärkt würden. Er richtete ihn dann auf und faßte ihn unter den Arm, ihn zu führen. Weil aber der Greis zu schwach war und die Füße den zu schweren Leib nicht tragen konnten, nahm der Handwerker das Bündel, welches er trug, von dem Rücken, hing es an einen Arm, und lud den Greis auf seine Schultern, und trug ihn zurück in die Herberge, die er vor einer halben Stunde verlassen hatte; denn er war ein junger und kraftvoller Mann. In der Herberge ließ er dem Greise eine kräftige Suppe vorsetzen und ein weiches Bett bereiten, darin er die Nacht hindurch ausruhen könnte

Das wenige Geld, das er noch hatte, gab er ganz dem Wirthe hin, damit dieser den Greis auch den andern Tag noch im Hause behalten und gut bewirthen möchte, daß er wieder zu Kräften kommen und seinen Weg dann fortsetzen könnte, ohne daß er ohnmächtig darnieder sänke. Der Handwerker machte sich aber noch denselben Abend wieder auf den Weg, sobald er sich nur etwas erholt und gestärkt hatte. Er war nämlich müde geworden, da er den Greis eine halbe Stunde weit getragen hatte. Es war aber sein Gemüth aufgeweckt und voller Freude sein Herz, weil er ein Werk der Barmherzigkeit gethan hatte einem Armen; so machte es ihm auch keine Sorgen, daß er nun kein Reisegeld mehr hatte; denn er verließ sich auf Gott, der kein gutes Werk unbelohnt läßt.

Als er die Herberge verließ, hatte sich der Tag völlig gesenket; die braunen Schatten des Abends verbreiteten sich immer weiter über die Fluren und wurden immer dunkler. Ein grauer Nebel hatte die entfernteren Gebirge schon ganz bedeckt und dem Auge verhüllet. Der Weg führte ihn einem großen Walde zu, den er nach einer Stunde erreichte. Hier kam ihm schon in den waldigen Gängen die schwarze Nacht entgegen. Er sah nur die nahestehenden Bäume, den Weg, so weit der Schritt reichte. Bald verlohren sich auch diese nahen Gegenstände in der Finsterniß, und er sah nun nichts mehr und hörte nichts mehr. Ein tiefes Schweigen herrschte durch den ganzen Wald. Er ging nun immer gerade aus vorwärts, um den Weg nicht zu verfehlen. Gar bald wurden aber von Gesträuchen und Ranken seine Schritte gehemmt; das fühlte er: wohin er die Hände ausstreckte, da faßte er nur Zweige. Da wurde er es gewahr, daß er den Weg verloren hatte, und wußte nicht, ob er zur Rechten oder zur Linken sich hin wenden sollte; er blickte um sich herum, und sah überall nur die Nacht. Nun wurde er erst recht ängstlich und besorgt. Er flehte Gott um Hülfe an, daß Er sein Retter werde in der Gefahr und ihn führe auf den rechten und sichern Weg.

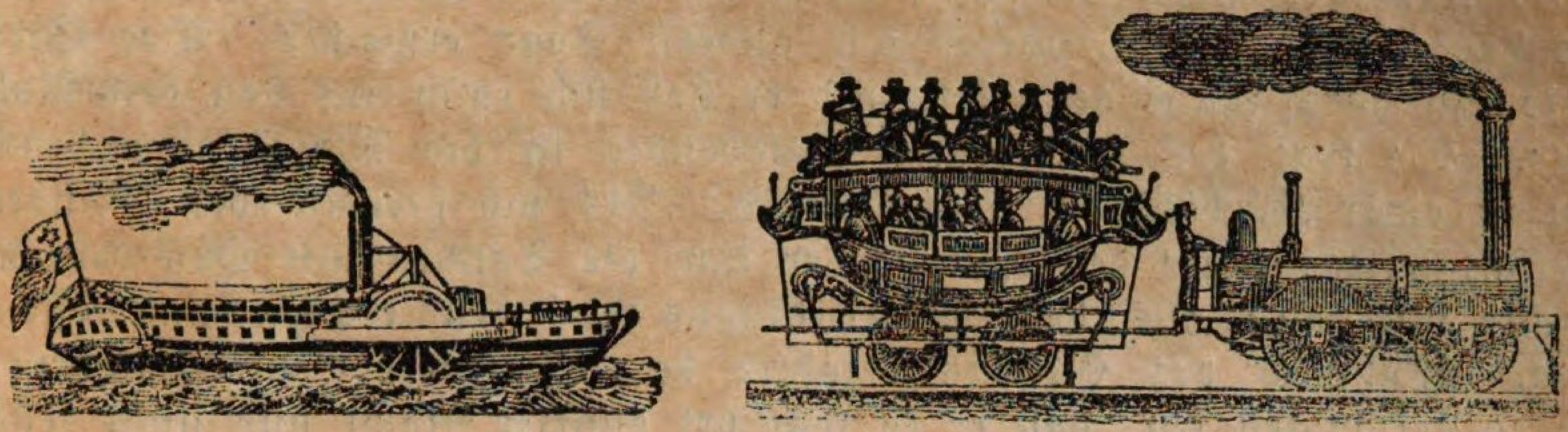
Da tönte auf einmal mit hellem Klange eine Glocke durch die tiefe Stille. Wie eines Engels Stimme, die ihm zurief, vernahm der Verirrte den Klang und wurde voller Freude. Er arbeitete sich mühsam durch die Gesträuche hindurch, um der Gegend näher zu kommen, woher das Geläute erschallte. Bald darauf hörte er die Glocke wieder, und ihr Klang tönte nun stärker und heller in seinen Ohren; auch sah er ein freundliches Licht durch die Gebüsche flimmern. Er ging dem Scheine entgegen, und merkte es bald, daß seine Füße wieder einen gebahnten Weg betraten. Er kam endlich auf einen Rasenplatz mitten im Walde. Darauf stand eine kleine Kapelle, an welche sich eine Klause lehnte.

Die äußeren Wände der Kapelle und der Klause waren bekleidet mit der runzeligen Rinde alter Eichen; das Dach deckte Schilfrohr, das mit Moos bewachsen war. Epheu wand sich an den Wänden hinauf, bekränzte die kleinen Fenster und den Eingang und rankte sich dann über das Dach hin zu dem niedern Thurme hinauf, der vorn auf dem Gibel stand. Die Thür der Kapelle war offen; eine brennende Lampe hing von der Decke herab vor einem Altare, worauf ein Kreuz und ein Muttergottesbild standen. Vor dem Kreuze lag ein grauer Waldbruder auf den Knieen und betete. Der röthliche Schein der Lampe fiel auf seinen kahlen Scheitel und seinen langen grauen Bart, und ein dunkler Schatten fiel von seinem gebogenen Leibe auf das Steinpflaster. (Schluß folgt.)

Der Dampfwagen und das Dampfschiff.

Fabel 43.

Sey nicht eitel, und überschätze nicht deine Thaten.
Scheide gewissenhaft aus Deinem das fremde Verdienst.



Ein Dampfwagen und ein Dampfschiff stritten sich um den Vorzug der Nützlichkeit und Wichtigkeit ihrer Verrichtungen; jedes blieb hartnäckig dabei, daß ihm der Vorzug gebühre. — O ihr Verblendeten! belehrte sie der mächtige Dampf aus seinem Kessel; nichts seyd ihr ohne mich; hülflos und ohnmächtig ohne meine Wirkung. Beschämt schwiegen die Beiden, und folgten gehorsam dem Triebe des gebietenden Dampfes.

Der mitleidige Wanderer.

(Schluß).

Der verirrte Wandersmann freute sich recht, hier in der Wildniß, in der dunkeln Mitternacht ein Obdach und einen Menschen zu finden, von dem er nur Gutes erwarten durfte. Er ging zu der Kapelle hin und blieb in der Thüre ganz still stehen, er wurde von einem heiligen Schauer befallen, als er hineingehen wollte und den betenden Bruder sah. Der Waldbruder bemerkte ihn aber gar bald. Er stand auf, ging zu ihm hin, reichte ihm ganz traulich die Hand und führte ihn hinein. „Du bist gewiß ein Verirrter, den der Schall meiner Glocke hieher gerufen hat," sagte er, und führte ihn dann durch eine Thür hinter dem Altare in die Klause.

Diese Klause bestand aus einer ziemlich geräumigen Stube, deren Wände und Decke weiß waren. Es standen darin ein Tisch, von einer Steinplatte gemacht, und einige Stühle von Aesten, die mit Rohr durchflochten waren; in einer Ecke war von Binsen und Moos ein weiches Ruhebett gemacht, worüber ein Schaffell gespreitet war. Der Waldbruder hieß den Wandersmann sich an den Tisch setzen, und er setzte zu seiner Erquickung ihm saftige Birnen und nährende Aepfel vor, und nöthigte ihn darauf, sich auf das Lager zur Ruhe hinzulegen. „Des Nachts ist dieses Lager," sprach er, „für Fremde bereitet. Ich ruhe darauf bei Tage einige Stunden aus. Die Nacht durchwache ich im

Gebet in der Kapelle, und läute jede Viertelstunde mit der Glocke, denen ein Zeichen zu geben und sie herbei zu rufen, die sich verirrt haben in der Dunkelheit der Nacht vom Wege." Er ging nun wieder in die Kapelle hinein; der Wanderer legte sich nieder auf das Lager und schlief ein; denn er war müde und seine Augenlieder waren schwer geworden.

Die Sonne war schon über die hohe Waldung ganz herüber gekommen, und ihre Strahlen fielen durch die kleinen Fenster der Klause auf das Lager, als der Wanderer am andern Tage erwachte. Der Schlaf hatte ihn durch Ruhe gestärket, und er hob sich rasch auf von dem Ruhebette. Da trat der freundliche Waldbruder in die Klause und brachte ihm in einer Kürbisschale frische Milch. Als sich hiermit der Wanderer erfrischt hatte, füllte der Waldbruder ihm die Taschen mit Obst an, und brachte ihn dann aus dem Walde hinaus auf den rechten und offenen Weg. Während des Gehens erzählte der Wanderer dem Waldbruder, wie es gekommen sey, daß er so spät bei dunkler Nacht und nicht früher in den Wald gegangen sey und sich darin verirrt habe; und als der Waldbruder dann von ihm hörte, daß er ein Werk der christlichen Liebe an einem armen Greise ausgeübt hatte, freuete er sich, daß er einen so guten Menschen in seiner Klause aufgenommen und bewirthet hatte, und er lobte ihn seiner Barmherzigkeit wegen. Als sie nun ganz aus dem Walde hinausgekommen waren und der Wanderer die offene Landstraße vor sich sah, zog der Waldbruder eine Rolle mit Geld hervor, reichte sie dem Wanderer dar, und sprach: „Hier gibt dir Gott mit Wucher das wieder, was du gestern ausgabst für einen Armen." Als der Wanderer so vieles Geld in der Hand eines armen Waldbruders sah, gerieth er darüber in Verwunderung, und wollte es nicht annehmen. Das bemerkte der Waldbruder, und sagte zu ihm: „Höre, wie ich zu dem Gelde gekommen bin. Vor einigen Wochen verirrte sich in diesem Walde ein Graf, der hier auf der Jagd war; dem zeigte ich den Weg, den er verloren hatte, und führte ihn wieder zu den Jägern hin, die weit von ihm in einer andern Gegend des Waldes waren. Als ich nun von ihm gehen wollte, bot er mir dieses Geld an, und warf es mir nach, da ich es nicht nehmen wollte, weil ich es nicht gebrauchen kann. Und er sagte dabei: So gib es einem, der es bedarf. Da nahm ich es denn auf und mit mir in die Klause, und betete zu Gott, daß Er mir jemand zuschicke, der es bedürfe und der würdig wäre, es zu erhalten. Siehe, nun hat Er mir dich gesandt. Du hast vermittelst einer edlen That Anspruch darauf. Nimm es also hin." Bei diesen Worten drückte er das Geld dem Wanderer in die Hand, und verschwand in dem dichten Gesträuche.

Der kleine Meßkrämer.

Erzählung 35.

Was bedeuten diese Laube, diese Blumengehänge? Wozu diese Blumengehänge? Wozu diese Krone, die nur an dieser Stelle angebracht scheint, um sich auf das Haupt eines Sehnlicherwarteten zu senken? Ich erblicke drei junge Mädchen und zwei Jünglinge, die in reger Emsigkeit mit festlichen Zubereitungen beschäftiget sind. Wen erwarten sie? Für

welchen höhern Sterblichen, frei von jeder Abhängigkeit, haben sie diesen Blumenthron, über welchem die Krone schwebt, errichtet? Sieh, sie versammeln sich Alle; was werden sie beginnen? wohin ihre Schritte wenden? Nach jenem Gartenhaus ...... Mit welcher süßen Bewegung blicken sie alle durch die Fenster! Was werde ich selbst darin entdecken? .... Einen schlafenden Greis ...... Die jungen Leute stimmen einen Chorgesang an ... Wie gedämmft auch ihre Stimme sey, sie werden ihn erwecken ... Er erwacht wirklich ..... Wie groß wird sein Unwille seyn! Er wird sich beklagen, zürnen .... Nein, er lächelt ..... Er naht sich der Thüre des Pavillons, indem er die Arme nach diesen jungen Unvorsichtigen ausbreitet .... Wie sie sich drängen, ihn zu empfangen! .... Die Thüre öffnet sich ... Alle werfen sich zu gleich in seine Arme. Ach! Was sehe ich? Sie bedecken ihn mit Küssen, sie leiten, sie tragen ihn zum Blumenthrone. Schon ruht die Krone auf seinem Haupte, und Jedes bietet ihm einen Blumenstrauß ..... Er legt die Hand auf das Herz und Thränen überschwemmen sein Gesicht. Ha, glücklicher Greis, dieß ist der Tag, der dich einst der Welt geschenkt, und dieß sind deine Kinder, die ihn feiern! ..... Still, er spricht; es sind heilige Worte, die dem Munde eines Familienvaters, der von seinen tugendhaften Kindern umgeben ist, entströmen ..... „Meine Kinder, meine geliebten Kinder, ach! nie war ein Erwachen süßer! nie ein Vater glücklicher, als ich! Und wie? ihr habt daran gedacht .... — Wir, Vater! wir sollten vergessen, daß heute dein Geburtstag ist? Wir denken das ganze Jahr daran, und das ganze Jahr erwarten wir diesen Tag mit Ungeduld." Ein junges Mädchen singt ihm eine Romanze .... Ein Jüngling deklamirt ein Gedicht, Beweise der zärtlichen Liebe und Dankbarkeit der kleinen Familie .... Alle vereinen sich und beginnen ihm zu Ehren ein Konzert .... Seine Thränen fließen von Neuem. Was ist das für eine Medaille, die er aus dem Busen zieht und wiederholt mit so großer Bewegung küßt? Seine Kinder befragen ihn darum. Er verspricht ihre Neugierde zu befriedigen; auch ich muß ihm zuhören: „Meine Kinder, diese Medaille ist für mich ein köstliches Kleinod, an dessen ganzen Werth die Beweise eurer Anhänglichkeit mich in diesem Augenblicke erinnern. Sie wurde mir von meinem Vater bei einer Begebenheit für eine Handlung gegeben, deren Lohne ohne Zweifel eure Liebe ist. Gott gibt guten Söhnen gute Kinder, wenn es sein Wille ist, daß sie schon in dieser Welt die Früchte ihrer Tugend genießen."

„Meine Freunde, ihr habt keine Ansprüche auf eine hohe Abkunft zu machen, euer Großvater war ein einfacher Landmann, der nicht einmal ein großes Vermögen, wohl aber zwei der vorzüglichsten Tugenden, Arbeitsamkeit und Redlichkeit, besaß. Es fiel ihm eine kleine Erbschaft in Marseille zu. In Marseille! wie weit von unserm kleinen Gute, das in der Beuze lag. Zu jener Zeit war mein Vater schon Wittwer. Der Zustand der Erbschaft erforderte seine Gegenwart. Ich war noch sehr jung und nicht geeignet zu einer so langen Reise; mein Vater trat sie also allein an, nachdem er den Anbau seines Feldes einem Nachbar übertragen. Was mich betraf, so blieb ich Herr des kleinen Häuschens. Mein Vater hielt es für unnöthig, mich den übrigen Bewohnern des Dorfes zu empfehlen, er wußte wohl, daß ich sie aufsuchen würde, im Fall ich ihrer bedürfen sollte,

und überdieß ließ er mir weit mehr Geld zurück, als ich während seiner Abwesenheit zu meinem Unterhalte nöthig hatte.

Schon war eine geraume Zeit seit seiner Abreise verflossen, als ich auf einmal einen Brief von ihm erhielt, in welchem er mich benachrichtigte, daß er gefangen sey. — Gefangen! — Ja, meine Kinder, gefangen. Bei seiner Ankunfe in Marseille, machte ein Mann ihm die Erbschaft streitig, der keine gegründete Ansprüche darauf hatte, der ihn ihrer aber, vielleicht für lange, durch die ungerechtesten Schikanen berauben konnte. Man erbitterte sich in einer Zusammenkunft, wo man sich berathen sollte; in der Hitze des Streites stach mein Vater, der von Natur heftig war, nach seinem unwürdigen Gegner, und verwundete ihn gefährlich. Dieß war die Ursache seiner Gefangenschaft. Man hatte ihn zu beträchtlichen Entschädigungen und Interessen gegen seinen Widersacher verurtheilt, und er sollte so lange verhaftet bleiben, bis er seine Schuld abgetragen. Seht, dahin führt Heftigkeit, meine Kinder; es gibt keinen Kummer, dem derjenige nicht ausgesetzt ist, der sich nicht frühzeitig daran gewöhnt, die Härte und Rauhheit seines Charakters zu besiegen.

Es war zehn Uhr Nachts, als ich diesen Brief erhielt. Man überbrachte mir ihn noch in dieser späten Stunde, weil er von einer dringenden Empfehlung begleitet war, ihn ohne Verzug an seine Adresse abzugeben. Alles schlief im Dorfe: ich hatte Niemand, dem ich meinen Kummer anvertrauen, Niemand, den ich um Rath fragen konnte. Ich durchwachte die Nacht in einem schrecklichen Zustande, und erwartete den Morgen mit einer Ungeduld, die mir ein Fieber zuzog. Als er endlich erschien, war mein Kopf so angegriffen, ich war so verwirrt, so außer mir, daß ich, als sei rings um meine Hütte Niemand, der sich um mein Loos bekümmere, mich auf den ersten Weg begab, der sich meinen Blicken darbot; nachdem ich das wenige Geld, das mein Vater mir zurück gelassen, in meine Tasche gesteckt, flog ich ihm zu Hülfe, unbesorgt um die Ferne, die mich von ihm trennte, ohne zu wissen, ob der Weg, den ich verfolgte, mich zu ihm führe, und ob ich endlich mich mit einer hinreichenden Summe versehen, um ihn befreien zu können, wenn ich in Marseille angekommen seyn würde.

So mochte ich mit fliegenden Schritten ungefähr zwei Meilen zurückgelegt haben, als ein fürchterliches Gewitter sich über der Gegend, die ich durcheilte, zusammenzog. Der Regen ergoß sich in Strömen. In einem Augenblick war der Weg ungangbar; ich strebte immer vorwärts, doch bald glitt ich in einen Graben. Noch befand ich mich darin, bemühte mich vergebens festen Fuß zu fassen und erhob von Zeit zu Zeit ein schmerzliches, verzweifelndes Geschrei, als eine Berline mit einem Postzuge bespannt und zwei reitenden Bedienten begleitet, vorüberfuhr. Als die Dame, welcher sie gehörte, mich in dem Graben erblickte, befahl sie ihren Leuten abzusteigen, und mir herauszuhelfen. Man führte mich zu ihr. „Kleiner Landstreicher, redete sie mich an, was thust du bei einem solchen Ungewitter auf der Straße?" — „Madame, erwiderte ich mit ungewöhnlichem Ausdrucke, ich bin kein Landstreicher; ich gehe, meinen Vater zu retten, der in großer Gefahr ist. Aus Mitleid erlauben Sie mir nur auf einige Augenblicke hinten auf ihren Wagen zu steigen." Diese wenigen Worte und der Ton, mit welchem ich sie ausgesprochen, rührten die Dame, sie befahl, mich nicht hinter, sondern in ihren Wagen zu heben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rose und der Apfel.

Fabel 44.

Angenehm zwar ist das Schöne,
Doch das Nützliche ist achtungswerth.

Eine üppig blühende Rose höhnte einen noch unreifen Apfel: wie gemein und unansehnlich, sprach sie zu dem Apfel, hängst du zwischen den Blättern; du bist weder schön, noch duftest du balsamischen Geruch, wie ich und meine Schwestern, und wenn ein Sturmwind dich von dem Aste schüttelt, dienst du höchstens den Schweinen zur Nahrung. Mäßige dein Schmähen, antwortete ihr der bescheidene Apfel, ich bin nicht so werthlos, als du glaubst: bist du jetzt auch lieblich und blühend, verschönst du die Erde und entzückest die Menschen durch deinen Anblick und deine balsamischen Düfte, so bist du doch längst vermodert und vergessen, während ich der Reife entgegen gehe, und des Menschen Gaumen durch mein saftiges Fleisch und den daraus bereiteten Wein noch viel länger erfreue und nützlich werde, als dein kurzes, wenn gleich glänzenderes Daseyn, es vermag.

Der kleine Meßkrämer.

(Fortsetzung.)

Hier mußte ich ihr meinen Unfall und die Ursache meiner Reise erzählen; sie lobte meine kindliche Liebe, machte mir aber gerechte Vorstellungen über meine Unklugheit. Sie frug mich nach dem Namen meines Vaters und sagte mir, daß sie bei ihrer Ankunft in Paris, wohin sie reise, ihren Geschäftsträger beauftragen wollte, nach Marseille zu schreiben: daß sie aber fordere, daß ich bis dahin in mein Dorf zurückkehre. Ich sah sie bereit, im nöthigen Falle Gewalt anzuwenden, um mich von meinem kühnen Vorhaben abzubringen, und stellte mich, als gäbe ich es aus freiem Stücke auf. In der nächsten Stadt, die in geringer Entfernung lag, ließ sie mir ein gutes Frühstück bereiten und setzte dann ihre Reise fort, nachdem sie mir Geld angeboten, welches ich mit einem Zartgefühl ausschlug, das sie entzückte.

Sie war überzeugt, ich würde in mein Dorf zurückkehren; kaum hatte ich aber ihren Wagen aus dem Gesichte verloren, als ich den Weg nach Marseille einschlug, nach welchem ich mich erkundigt. Wie viel Zeit

brauchte ich zu dieser Reise! Wenn ich glaubte, der Ermüdung erliegen zu müssen, überlas ich den Brief meines Vaters, der immer wieder meinen Muth belebte und mir neue Kraft verlieh meinen Weg fortzusetzen. Aus Furcht, den kleinen Schatz, den ich bei mir trug, zu vermindern, aß ich nur Brod und trank Wasser. Gott erhielt mich, und ich erreichte das Ziel meiner Reise.

Meine erste Sorge war nach dem Gefängnisse zu eilen. Ich fragte nach meinem Vater; er befand sich noch darin, aber ich konnte ihn jenen Abend nicht sehen: dazu bedurfte es einer Erlaubniß von dem Gouverneur der Stadt. Ich lief in sein Hotel, doch vergebens bat ich seine Leute mir den Eintritt zu ihm zu erlauben, verächtlich stießen sie mich zurück, indem sie sagten, daß er den Morgen den Geschäften, den Abend aber den Vergnügungen schenke, daß er aber jetzt mit seinen Freunden am Spieltische sitze, und daß es nicht schicklich sey, ihn um meinetwillen zu unterbrechen. „Ach! rief ich aus, er ist sehr glücklich; er hat keinen Vater im Gefängnisse; er kann sich der Freude überlassen; für mich gibt es keine Freude mehr!" und ich ging in eine Herberge und suchte eine Ruhestätte, wo ich die ganze Nacht durch weinte und schluchzte.

Des andern Tages war ich sehr frühzeitig vor der Thüre des Gouverneurs, wo bereits viele fremde Menschen warteten. Man ließ uns eintreten. Doch, je mehr sich der Saal füllte, je weiter wurde ich zurückgestoßen. Noch hatte ich mein Gesuch nicht anbringen können, als die Audienz verflossen war. Man verkündete, daß diejenigen, die sich noch im Saale befänden, nach Hause kehren sollten, um in acht Tagen wiederzukommen. Von allen Seiten erhoben sich Bitten; ich schrie lauter als Alle. Die Leute des Gouverneurs schoben uns nach der Thüre, doch bemühten sie sich uns zu beschwichtigen, damit er uns nicht hören sollte, da er viel Güte besaß. Er ließ sich bewegen uns noch einige Augenblicke zu schenken, eine eben so große Verkürzung der müßigen Stunden seiner Herrn Bedienten, die das Ende der Audienz mehr für sich als für ihren Gebieter herbeiwünschten. Ich schlüpfte indessen zwischen den Beinen derjenigen durch, die mich von dem Gouverneur trennten, und erreichte diesen Lezten in dem Augenblicke, wo er eine Thüre öffnete um in seine Gemächer zurückzukehren. Ich stürzte hervor und umklammerte seine Knie: „O gnädiger Herr! gnädiger Herr! rief ich flehend, haben Sie Mitleid mit einem unglücklichen Knaben, der nur um die Erlaubniß bittet, seinen gefangenen Vater sehen zu dürfen! und der zu diesem Zwecke einen Weg von mehr als hundert Stunden zurückgelegt; wie grausam wäre es, ihn noch auf acht Tage zu verweisen!" Der Gouverneur betrachtete mich mit unverwandtem Blicke, meine Gestalt schien ihn zu interessiren, er trat an seinen Tisch zurück und unterzeichnete mir einen Erlaubnißschein. Ich bedeckte seine Hand, die er mir reichte, mit Küssen, und lief nun aus allen Kräften nach dem Gefängnisse.

Wer beschreibt das Erstaunen und die Freude meines Vaters, als der Kerkermeister mich zu ihm einführte! Er konnte seinen Augen nicht glauben. „Wie! rief er aus, mein Sohn, mein Sohn in Marseille! ach! wer sendet mir diesen Trost!" — „Ich komme, Ihnen Geld zu bringen, lieber Vater! und die Freiheit!" Mein Vater glaubte anfänglich seine Nachbarn hätten, von seiner Lage unterrichtet, die zu seiner Befreiung bestimmte Summe vereint vorgeschoßen, und mich zum Ueber-

bringer derselben gemacht, was wirklich geschehen wäre, wenn ich vor meiner Abreise mir die Zeit genommen haben würde, sie darum anzusprechen. Aber wie wurde ihm, als er das Geld sah, das ich ihm brachte! er bedurfte wenigstens hundert Thaler zu seiner Auslösung. Dessenungeachtet entdeckte er zu gleicher Zeit, auf welche Weise ich bis zu ihm gelangt, und dieser Beweis meiner Anhänglichkeit, den ich als natürliche Erfüllung einer heiligen Pflicht betrachtete, schien ihn mit der innigsten Freude zu erfüllen. Er schloß mich in seine Arme und mich immer von Neuem an sein Herz drückend, benetzte er mein Gesicht mit seinen Thränen. O mein Sohn, mein geliebter Sohn! sprach er, Gott wird dich segnen um deiner kindlichen Liebe willen; dich hätte er zu meinem Befreier ersehen sollen!" Als seine Bewegung etwas ruhiger geworden, fragte ich ihn, ob er nichts von der Dame gehört, die mir den ersten Tag meiner Reise begegnet? er verneinte es. Ich verwünschte die Großen, ihre Verheißungen und Zerstreuungen, und sah Niemand, außer mir, der meinen Vater, welcher unserer Heimath und unseren Freunden so ferne war, hätte nützlich sein können.

Was aber nun beginnen? Die Erbschaft war der Gegenstand eines förmlichen Prozesses geworden, und obgleich dieser Prozeß eine günstige Wendung nahm, war er doch noch lange nicht beendigt und die Abwesenheit meines Vaters konnte ihn nur langwierig machen. Ich wollte versuchen Geld zu verdienen, indem ich Ballen nach dem Hafen trug; meine Kräfte gaben es nicht zu; mich als Schiffsjunge auf ein Schiff zu verdingen, würde mich das in den Stand gesetzt haben, meinen Vater zu befreien? Zu gewisser Zeit war Messe in Marseille, und diese Zeit erschien: ich erhielt die Erlaubniß, zu verkaufen, und versah mich mit einem kleinen Vorrathe von Garn, Nadeln und andern kleinen Krämereien.

Ich hatte guten Abgang; ich war dabei so eifrig! Von einem Ende des Marktes bis zum andern vernahm man unaufhörlich den dringenden Zuruf: „Hier ist der kleine Meßkrämer! Meine Herrn, meine Damen, kaufen sie dem kleinen Meßkrämer etwas ab!" Und man traf mich an allen Ecken, denn ich blieb nie lange an einer Stelle, beständig lief ich den Käufern entgegen und zog sie durch alle ersinnliche Einladungen an mich. Gleichwohl war der Ertrag gering und man erinnere sich, daß, um meinen Vater zu befreien, nicht weniger als hundert Thaler erforderlich waren! Es würde mir nie gelungen seyn, wenn nicht ein sonderbares Ereigniß sich zugetragen hätte, welches ein unvermuthetes Wiedersehen veranlaßte.

Obgleich die Hülfsquelle meines kleinen Handels mir nicht genügte, hatte ich doch bald Neider; welcher glücklicher Erfolg, so geringfügig er sey, erregt deren nicht in großer Menge? Die Messe war kaum vier Tage eröffnet, so hatte schon die Hälfte der Kaufleute mich zehn Klafter unter die Erde gewünscht. „Es gibt nur Käufer für diesen kleinen Schelm, riefen sie; er betäubt alle Welt, man trifft ihn überall; wer befreit uns von ihm?" Zwei von ihnen verschworen sich auf eine schreckliche Art gegen mich. Während der Eine mich in ein Gespräch zog, schob der Andere unter ein Paket meines Krames, Waaren, die ihm angehörten. Nun ließen sie mich einige Schritte gehen, dann erhoben beide das Geschrei: Halt den Dieb! Man ergriff mich; und da man geraubte Sachen bei mir fand, überhäufte man mich mit Vorwürfen, Be-

schimpfungen und sogar mit Schlägen. Drei meiner Kamraden hatten den Streich, den man mir gespielt, bemerkt; aber bei dem allgemeinen Aufstande wagten sie es nicht, zu meiner Gunst zu sprechen, aus Furcht, als Mitschuldige behandelt zu werden. Es fehlte wenig, so würde man mich auf der Stelle ums Leben gebracht haben, wenn nicht zwei Polizeidiener sich meiner bemächtigt hätten. Von dem wüthenden Volkshaufen begleitet, konnten sie nicht weiter gelangen, als bis zum Hotel des Gouverneurs, das in geringer Entfernung lag. Der Gouverneur befand sich gerade in großer Gesellschaft; als er aber den Lärm vernahm, verließ er den Saal, und da er sah, daß die Wohnung seines Portiers kein sicherer Zufluchtsort für mich sey, befahl er, mich in seine Gemächer zu führen. Meine beiden Ankläger und mehrere meiner Verfolger traten mit hinein, indem sie mich immer noch mit Schmähworten überströmten und mit großem Geschrei Gerechtigkeit gegen mich verlangten. Nun erschien auch die ganze Gesellschaft des Gouverneurs, und eben nicht, um mir Artigkeiten zu sagen. „Seht den kleinen Bösewicht mit seinem heuchlerischen Gesichtchen! sprach der Eine. — Wer hätte Verdacht auf das Bürschchen geworfen! fuhr der Andere fort. — Verfahren Sie ohne Mitleid, Herr Gouverneur, fügte der Dritte hinzu; man muß das Laster streng bei den Kindern rügen.“ — Aber man gebe mir doch Gehör! rief ich nun, mit dem Fuße stampfend. — Man soll dir wohl auch noch Gehör geben, kleiner Trotzkopf, wenn man gestohlene Sachen bei dir findet? — Was kannst du zu deiner Rechtfertigung sagen? — Es ist gewiß, sprach nun der Gouwerneur, den man bisher überschrien, obgleich ihm das Wort gebührt hätte, es ist gewiß, mein Freund, daß man dich dem Scheine nach für einen schlechten Menschen halten muß. — Gnädiger Herr, rief ich noch heftiger, als das erste Mal, ich bin kein schlechter Mensch; ich arbeite, um meinen Vater zu befreien, der im Gefängnisse ist; aus Mitleid haben Sie die Güte mich anzuhören. Bei diesen Worten, die ich laut, mit der ganzen Kraft meiner Stimme ausrief, drang ein Schrei aus dem anstoßenden Zimmer, dessen Thüre offen stand, und gleich darauf trat mit schnellen Schritten eine Dame daraus hervor, vor welcher alle Anwesenden achtungsvoll zurückwichen; es war die Gemahlin des Gouverneurs. „Was geht hier vor? rief sie; wo ist das Kind, das man anklagt?“ Und mich mit prüfendem Blicke betrachtend, zog sie mich plötzlich zu sich: „O mein Gott! rief sie von Neuem, er ist es selbst! ich habe mich nicht getäuscht, als ich den Ton seiner Stimme wieder zu erkennen glaubte! Was hat dieses Kind begangen? noch einmal, weßwegen klagt man es an?“ — O gnädige Frau! retten Sie mich! rief ich nun, indem ich die wohlthätige Dame in ihr erkannte, die mir den ersten Tag meiner Reise begegnet war; Sie wissen, daß ich kein Dieb bin! — In der That, ich kenne dieses Kind und halte es keines Diebstahls fähig. In welchen Zustand hat man es versetzt! es ist ganz mit Blut bedeckt!“ Jetzt gewann in einem Augenblicke Alles ein anderes Ansehen, und die Freunde des Gouverneurs bezeigten mir nun eben so viel Wohlwollen, als sie sich anfänglich vorurtheilsvoll und feindselig gegen mich bewiesen. Man muß sehen. — Dieses Kind kan unschuldig seyn. — Darf man nach dem Scheine richten? — Man muß die Leute anhören bevor man sie verdammt. Dieß tönte bald von allen Seiten in mein Ohr. (Schluß folgt.)

Bild.

Schutzgeist

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph von, 1768-1854

Der Schutzgeist oder Führer und Begleiter der Jugend Ein Bildungs- und Unterhaltungsbuch in einer auserlesenen Sammlung lehrreicher Fabeln, Gedichten, Liedern, Legenden, Parabeln, Denksprüchen

Augsburg 1839

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bild 1813
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11235051-5